V 676 (5)
2. Ex.

# Malwida von Meysenbug

## Gesammelte Werke

Herausgegeben

von

Berta Schleicher

Fünfter Band

1 9 2 2

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin, Leipzig
vereinigt mit Schuster & Loeffler

# Malwida von Meysenbug

## Erzählungen

1 9 2 2

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin, Leipzig
vereinigt mit Schuster & Loeffler

01221673

V 676 (5)

2. Ex.

Alle Rechte vorbehalten

SH 1968/83

Druck von E. Haberland in Leipzig

# Einleitung

Der vorliegende fünfte Band der Gesamtausgabe zeigt uns Malwida von Meysenbug, in den vorhergehenden Bänden nur als Autobiographin und Verfasserin von kulturhistorischen Schriften zu Worte gekommen, nun auch auf dem Gebiet der erzählenden Kunst, auf dem sie trotz des unbestreitbaren Vorrangs, den die „Memoiren einer Idealistin" unter ihren Werken einnehmen, doch auch so Wertvolles zu geben hatte, daß dieser Teil ihres schriftstellerischen Gesamtschaffens nicht unbeachtet bleiben darf.

Die ersten vier Novellen „Der heilige Michael", „Unerfüllt", „Der Pfad der Äbtissin" und „Zu spät" waren 1885 bei Schabelitz in Zürich als „Gesammelte Erzählungen von der Verfasserin der Memoiren einer Idealistin" erschienen und sind später — 1907 — von Schuster & Loeffler unter dem Sammeltitel „Der heilige Michael" übernommen worden. Unter diesen vier Novellen ist vor allem die italienische Sommerskizze „Der Pfad der Äbtissin" ein typisches Beispiel für die Gattung der Gelegenheitsdichtung; denn bei dieser Erzählung können wir so genau wie bei keiner anderen verfolgen, wie Malwida Anknüpfungspunkte aus dem Leben als Grundlage benutzte, um darauf die Gebilde ihrer Phantasie aufzubauen: ihre Besuche in Settefonti, dem Landsitz von Marco Minghetti, boten ihr den Stoff zu dieser liebenswürdigsten ihrer Novellen; die hundertjährigen deutschen Eichen des Parkes, die wilden vulkanischen Schluchten der Umgebung von Settefonti, den jungen durch Minghettis Einfluß gereiften Pfarrer der ländlichen Gemeinde, Marco Minghetti selbst mit seiner Vorliebe für die lateinischen Klassiker, die musikalische Donna Laura Minghetti, die reizenden kleinen Begegnungen mit den Landleuten, zu denen die „padroni" in einem rührend patriarchalischen Verhältnis standen — alles dieses finden wir in der Novelle dichterisch gestaltet und phantasieumrankt wieder. Malwida hat immer die Ansicht vertreten und in ihren Werken in die Tat umge-

setzt, daß auch für die phantasievollsten Schöpfungen „die Betrachtung des Konkreten nötig ist, um nicht in unwahre Abstraktionen zu verfallen", wie sie einmal an Augusta von Stein-Rebecchini schreibt. Arbeiten, die nicht dem innersten Drang nach Gestaltung entsprungen waren, die sich nicht als Inspiration, sondern als Verstandesprodukt erwiesen hatten, wurden von ihr beiseite gelegt oder vernichtet.

Über den Roman „Himmlische und irdische Liebe", schon 1888 beendet, dann aber oft überarbeitet und erst nach Malwidas Tod im Feuilleton der „Zeit" in Wien unter dem Titel „Die Improvisatrice" veröffentlicht, schrieb Gabriel Monod im Vorwort zur 1905 erschienenen Buchausgabe: „Himmlische und irdische Liebe" oder Die Improvisatrice ist das letzte Werk, das Malwida von Meysenbug geschrieben hat. Sie hatte für diese Arbeit eine besondere Vorliebe. Nach ihrer Vollendung nahm sie sie im Jahre 1901 in Sorrent neuerlich vor, um daran zu feilen und sie arbeitete noch auf ihrem Krankenlager, im Januar 1903, an der Durchsicht des Manuskripts, bis sie außerstande war, die Feder zu halten. Da entschloß sie sich, mich das Werk lesen zu lassen und bat mich, dessen Veröffentlichung zu überwachen, wenn ich es für würdig hielte, daß es gedruckt würde.

Ich glaube, daß es nicht nur als der letzte Gedanke einer so bedeutenden Frau, die auf ihre Zeit einen tiefen Einfluß ausgeübt hat, vor die Öffentlichkeit gehört, sondern auch, weil sie uns mit der „Improvisatrice" eine sehr interessante und sehr wahrhafte Darstellung gewisser Seiten des italienischen, insbesondere des römischen Lebens bietet, jenes Treibens, das durch seine Vermengung so vieler fremder Elemente ein in der ganzen Welt einziges Cachet des Kosmopolitismus erhält. Nicht ohne Grund nennt Paul Bourget die Stadt Rom „Kosmopolis".

Malwida von Meysenbug hat die unwiderstehliche Anziehungskraft, die italienische Frauen durch ihre Schönheit, ihre leidenschaftliche Aufrichtigkeit und ihre natürliche Anmut

auf die höher kultivierten und gründlicheren Nordländer ausüben, vollständig erfaßt, wie auch die Unmöglichkeit eines vollkommenen gegenseitigen Verstehens. Sie läßt in ihrem Roman zwei Italienerinnen, die eine feurig und unbedacht, die andere zart und empfindlich, auf einen jungen deutschen Prinzen einen Zauber ausüben, über dessen wahre Natur er sich keine Rechenschaft geben kann. In Wirklichkeit sind es nicht die Italienerinnen, es ist Italien selbst, das ihn bezaubert, und die Mentoren, deren Obhut er anvertraut ist, sind diesem Einfluß gegenüber ebenso ohnmächtig wie er selbst. Obgleich Malwida von Meysenbug nicht in den Wegen der modernen realistischen Richtung wandelt, obwohl sie ebenso als Romandichterin wie als Moralistin den Beinamen einer „Idealistin" verdient, hat sie in ihrem Roman doch wirkliche Menschen hingestellt. Sie sind nach der Natur gezeichnet und vielleicht wäre es gar nicht so schwierig, ihre wahren Namen zu nennen."

Der neue Titel „Himmlische und irdische Liebe" war Malwida schon 1888 von Alexander von Warsberg geraten worden, der damals das Manuskript gelesen und seinem Entzücken über diese von ihm mit Recht bevorzugte Arbeit Malwidas in einem Brief an seinen Freund, Graf Rudolf Hoyos, Ausdruck gegeben hatte. Da aber schon Paul Heyse eine seiner Novellen so betitelt hatte, konnte sich Malwida lange nicht entschließen, Warsbergs schönen Vorschlag anzunehmen.

Ungewiß, in welche Zeit die Entstehung des nun folgenden „Nachtigallenliedes" fällt, haben wir es dazu bestimmt, die Reihe der Erzählungen zu beschließen. Das Manuskript fand sich in Malwidas Nachlaß vor und wurde mir von Malwidas Adoptivtochter, Frau Professor Olga Monod-Herzen, zur Verfügung gestellt. Ob es schon einmal in irgendeiner Zeitung oder Zeitschrift erschienen war, konnte nicht ermittelt werden; keinerlei Anhaltspunkte liegen dazu vor. Wahrscheinlicher ist, daß diese Novelle hier zum erstenmal der Öffentlichkeit übergeben wird.

Die Gedichte Malwidas nehmen einen so kleinen Raum ein, daß sie im Titel dieses letzten Bandes nicht eigens anzu-

führen waren. Ein Bruchstück nur ihrer Poesie liegt hier vor uns; der Plan, alles an Gedichten Auffindbare hier in einer kleinen Sammlung zu vereinen, scheiterte an mancherlei Schwierigkeiten; so sollten und konnten die zahlreichen im „Lebensabend" und in „Himmlische und irdische Liebe" eingeflochtenen Gedichte nicht dort dem Zusammenhang entnommen, aber auch nicht hier wiederholt werden; vieles, was Malwida vor allem in früheren Jahren gedichtet haben mag, scheint verloren gegangen zu sein, denn keinesfalls bedeutet das erste Gedicht unserer kleinen, chronologisch geordneten Sammlung den Anfang ihrer poetischen Arbeiten. Wir wissen ja z. B. aus den Memoiren, daß sie schon in den Detmolder Jahren und in dem in der Provence verbrachten Winter 1844—45 gedichtet hat. Zweifellos ist aber das später Geschaffene viel wertvoller und ästhetisch bedeutender und mit Recht sagt Gabriel Monod im Vorwort zu „Himmlische und irdische Liebe", daß nichts die Schönheit und den Adel ihrer Seele besser erkennen läßt als diese poetischen Ergüsse, die den letzten zwei Jahrzehnten ihres Lebens angehören und meist auf ihren täglichen Spaziergängen im Anblick landschaftlicher Reize entstanden sind. Manche dieser Gedichte sind schon in meiner Biographie über Malwida von Meysenbug enthalten, andere werden hier zum erstenmal veröffentlicht, so vor allem die paar Gelegenheitsgedichte an ihre Adoptivtochter, die, allerdings nicht im Hinblick auf die Öffentlichkeit entstanden, sich doch der kleinen Sammlung anspruchslos einfügen. Das letzte Gedicht, von Malwida ein halbes Jahr vor ihrem Tod als Sechsundachtzigjährige ihrer Adoptivtochter zum Geburtstag gewidmet, ist wohl überhaupt das letzte, was wir an Versen von ihrer Hand besitzen.

Daß Malwida sich auch auf dramatischem Gebiet versucht und in dem „Segen der heiligen Katharina" ein Schauspiel hinterlassen hat, „das in seinen wundervollen Szenen innige Vertrautheit mit dem Italien des Mittelalters verrät", wußte man aus Gabriel Monods Vorwort zu „Himmlische und irdische Liebe" und aus dem ersten Band des Richard Wagner-

Jahrbuchs, in dem Karl Heckel in einem Aufsatz über Malwida diese dramatische Arbeit erwähnt. Nur wenigen Freunden ist sie damals nach ihrer Entstehung im Winter 1886—87 bekannt geworden; nun soll sie, von Frau Professor Monod-Herzen mir gütigst überlassen, auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. Mit besonderer Liebe hatte sie den einst von Richard Wagner als der Bearbeitung wert empfohlenen Stoff, eine Episode aus der Geschichte Sienas im 14. Jahrhundert, aufgegriffen und gestaltet und die fertige Arbeit mehreren Freunden und Bekannten zur Beurteilung vorgelegt.*) Jedem ehrlichen, wohlmeinenden Rat und Urteil unbefangen zugänglich, hatte sie dann damals dem diesen dramatischen Versuch ablehnenden Karl Heckel geantwortet: „Ich bin durch viele Arbeit verhindert worden, Ihnen für Ihre freundlich eingehende Besprechung, die mir sehr lehrreich war, früher zu danken. Ich glaube, Sie haben recht, was die Bühne anbelangt. Es ist daher wohl unnötig, nur einen Versuch zu machen."

Daß damals aber auch alle Schritte, dieses Schauspiel, wenn auch nicht aufgeführt, so doch wenigstens gedruckt zu sehen, fehlschlugen, war gewiß ungerechtfertigt und tat Malwida sehr leid, und wir begreifen, daß solche und ähnliche Mißerfolge, die zuweilen den Schöpfungen ihrer Phantasie nicht erspart geblieben sind, sie einmal zu dem brieflichen Ausspruch an Alexander von Warsberg veranlaßten: „Es ist in gewisser Weise ein Unglück, seine Zeit überlebt zu haben, man versteht sich nicht mehr mit der jungen Generation. Ich glaube kaum, daß je die Kluft so groß gewesen ist, die nach zwei Generationen die Jugend von der vorhergehenden scheidet wie jetzt."

Wir aber wollen mit Carl Schurz darauf antworten: „Malwida von Meysenbug war der reinste und wahrste und zugleich der anziehendste Ausdruck des Idealismus des vorigen Jahrhunderts. Es gibt in Deutschland, wie anderswo,

*) Vor allem hat sie mit ihrem Neffen Karl von Meysenbug eingehend darüber korrespondiert.

viele Gemüter, die sich in der Öde des heutigen materiellen Strebens und Interessenwesens nach dem alten oder wenigstens einem ihm verwandten Idealismus zurücksehnen. Und für diese haben Malwidas Schriften mit ihrer rührenden Aufrichtigkeit, ihrer wahrhaftigen Gefühlswärme und ihrer poetischen Hingebung an das Edle, Große und Schöne einen unwiderstehlichen Zauber."

München, im Februar 1922.

Berta Schleicher.

# Inhalt


| | Seite |
|---|---|
| Der heilige Michael | 13 |
| Unerfüllt | 39 |
| Der Pfad der Äbtissin | 146 |
| Zu spät | 194 |
| Himmlische und irdische Liebe | 265 |
| Das Nachtigallenlied | 388 |
| Gedichte | 409 |
| Der Segen der heiligen Katharina | 433 |

# Der heilige Michael

Wir waren uns in Venedig begegnet und da wir beide jung, lebensfroh und zum erstenmal in Italien waren, hatten wir uns einander angeschlossen und zusammen die Reise fortgesetzt. Er war ein unbemittelter Künstler, ich ein verwöhntes Kind des Glücks, von zärtlichen Eltern mit freigebiger Liebe erzogen, eben nach glänzendem Examen von der Universität geschieden, ein mit Leidenschaft der schönen Kunst der Malerei ergebener Dilettant und ein schönheitstrunkener Idealist, dem der Pessimismus des Zeitalters noch nicht in die junge Seele eingedrungen war.

Nun waren wir in Rom und genossen in vollen Zügen, was tausende vor uns genossen haben, was tausende nach uns genießen werden, so wie man den Frühling, der doch wiederkehrt, so lang die Welt steht, stets aufs neue mit seiner Blütenpracht genießt. Wir hatten bereits viele Wochen in den Wundern der Kunst und der Natur, welche die alte Zauberin Roma vereinigt, geschwelgt und waren noch nicht zu eigner Arbeit gekommen, denn auch ich, obgleich wie gesagt Dilettant, hatte die Absicht, zu kopieren, um ganz vertraut mit den großen Meistern zu werden und ihre Seele gleichsam zu belauschen, indem ich das Geheimnis ihres Schaffens und Verfahrens an der Quelle zu ergründen strebte. Endlich aber beschlossen wir doch, auch mit der Arbeit anzufangen und das Sehen nur noch als Hochgenuß und Lohn übrig zu lassen.

Eines Tages, nachdem wir am Morgen fleißig gezeichnet hatten, gingen wir nachmittags der Porta Pia zu, um uns draußen in der reinen, sonnendurchglänzten Winterluft und am Anblick der Berge zu erquicken. An der Piazza Barberini hielt mein Begleiter plötzlich inne und sagte lachend: „Nein, das ist doch arg, daß wir den padri cappuccini noch keinen Besuch gemacht haben und wäre es auch nur dem heiligen Michael des Guido Reni zu Ehren."

„Ei, gehen wir gleich hinein," erwiderte ich, „die Sonne

steht noch hoch und wir haben noch Zeit, den Sonnenuntergang draußen sein glanzerfülltes Landschaftsbild malen zu sehen."

Gesagt, getan. Wir traten in die kleine Kirche, die der Einfachheit des Ordens, dem sie angehört, entspricht und wandten uns sogleich zur ersten Kapelle rechts, wo Guido Renis heiliger Michael, von einem Vorhang verhüllt, sich befindet. Der herbeigerufene Mönch, der den Küster macht, zog den Vorhang zurück, wir stutzten beide und mein Gefährte rief: „Nein, ists möglich!" und sah mich erstaunt und lächelnd an.

„Das ist wirklich wunderbar," sagte ich auch lächelnd, „das hätte ich nicht gedacht, daß ich mich hier zur höchsten Würde des Himmels, zum Erzengel erhoben, wiederfinden würde."

„Aber das ist unerhört, solch eine Ähnlichkeit! Zug für Zug und auch die ungemeine Größe, die schlanke, jugendliche Gestalt — alles genau ebenso — nun, mein Lieber, ich gratuliere; man hat diesen heiligen Michael dem Apoll von Belvedere an Schönheit gleichgestellt — ich habe Ihnen übrigens nie ein dummes Kompliment machen wollen, aber gedacht habe ich das Meinige schon lange" —

„O bitte, keine Redensarten," unterbrach ich ihn. „Aber wissen Sie, was mir einfällt? Ich werde eine Kopie des Kopfes von diesem meinem Doppelgänger machen und sie meiner Mama zum Geburtstagsgeschenk schicken. Sie ist so schon ein wenig in mich verliebt; wenn sie nun gar sieht, daß ich bereits unter den himmlischen Heerscharen eine Stelle ersten Ranges einnehme, so wird sie ganz außer sich sein vor Freude. Jedenfalls habe ich doch nun schon einmal in der Phantasie eines großen Künstlers gelebt."

„Wer weiß auch, als was Sie schon damals in Wirklichkeit da waren," versetzte mein Gefährte, den Kopf nachdenklich wiegend, „denn Guido hat seine Himmelsbewohner wohl nicht gerade aus der Luft gegriffen."

„Ja, man könnte hier allenfalls an die Seelenwanderung

glauben lernen und daß man schon einmal da war. Nur wenn ich ein Engel war, so bin ich degradiert."

„Ach bewahre, es ist nur ein Argument gegen die Theorie von der Affenabstammung. Aber Scherz beiseite, ich will mal den Frater fragen, ob Sie hier malen können."

Damit ging er dem Mönch, der sich etwas entfernt hatte, nach und da er besser italienisch sprach als ich, ließ ich ihn verhandeln und betrachtete einstweilen noch, nicht ohne ein geheimes Gefühl der Befriedigung, mein schönes Ebenbild, bis er zurückkam mit dem Bescheid, daß ich die Erlaubnis des Priors haben müsse und am folgenden Tage wiederkommen solle, um mir die Antwort zu holen. Dies geschah; ich erhielt die Erlaubnis, schaffte den nötigen Apparat in die Kapelle und begann mit Eifer, den Kopf des heiligen Michael zu kopieren.

Am zweiten Tage nachdem ich meine Arbeit angefangen hatte, sah ich, als ich morgens in die Kirche kam, in der Kapelle des Guido Reni einen Mönch im Gebet am Altare knien. Ich nahte mich leise und wollte mit so wenig Geräusch als möglich meine Arbeit beginnen, da mir jede Andacht heilig ist und es mir stets als ein Zeichen großer Roheit erschienen war, ein gläubiges Gemüt in seiner Konzentration zu stören; denn welcher Art auch die Überzeugung sei, die den Menschen dazu führt, anzubeten, immer ist er in diesem Moment geadelt und nur der Gute kann beten; dem Bösen wird dies „in sich sein" zur Qual; er spricht schaudernd wie der König im Hamlet: „Words without thoughts never to heaven fly." Dieser Mönch aber gehörte gewiß zu den Guten, denn er war so tief versunken in sein Gebet, schien so weltentrückt, daß er mein Kommen offenbar nicht hörte und sich meiner Gegenwart nicht bewußt war.

Ein Blick auf ihn aber fesselte auch mich so, daß ich vor meiner Staffelei stehen blieb, die Palette in der Hand, und nicht an die Arbeit dachte. Hatte mich bei den meisten der Kapuzinermönche, denen ich in den Straßen begegnet war, das ungemein häßliche, ja oft widrig, fast bestialisch gemeine

Aussehen abgestoßen und mir die Überzeugung beigebracht, daß das Klosterleben keinen sittlich veredelnden Einfluß ausüben kann, so sah ich nun hier eine Gestalt vor mir, die der entgegengesetzten Meinung Raum schaffen konnte, jedenfalls wenigstens eine Ausnahme von der Regel bildete. Der Betende war ein Greis, der zu den Idealtypen christlicher Andacht, wie die großen Meister sie geschaffen haben, als Vorbild hätte dienen können. Das Antlitz, von völlig weißem Haar und Bart umwallt, war von der klassischen Vollendung der Linien, die auch das Alter nicht zu zerstören vermag, und von dem Ausdruck einer erhabenen Resignation verklärt. Man sah es diesem Antlitz, ja dieser ganzen hohen, in demütiger Inbrunst hingestreckten Gestalt an, daß hier nicht bloß Lippen Worte murmelten, sondern daß eine Seele mit ihrem Gott verkehrte.

Ich war so vertieft in den Anblick, daß ich alles andere vergaß und plötzlich meine Palette aus der Hand fallen ließ. Der Lärm schreckte den versunkenen Beter auf; er seufzte tief, richtete sich auf und gewahrte mich nun. Ein kleiner Schrei entfuhr seinen Lippen und sein schönes, dunkles Auge heftete sich auf mich mit einem Ausdruck unbeschreiblichen Erstaunens. So sahen wir uns einige Sekunden lang sprachlos an; ich durch die Betrachtung der edlen Erscheinung gefesselt, er, ich wußte nicht von welchem Gedanken bewegt. Dann sagte er mit leiser, bebender Stimme: „Verzeiht, o Herr — seid Ihr wirklich der Maler, der hier kopiert oder " —

„Ein Maler bin ich nicht, ehrwürdiger Vater, aber ich liebe die Kunst und kopiere Euren heiligen Michael," erwiderte ich, indem ich ihn etwas befremdet ansah.

„Ihr seid kein Maler" — rief er, „so seid Ihr — so seid Ihr — der Himmlische selbst — seid gekommen mich zu rufen? — seid ein Bote — habt endlich mein Gebet erhört?"

Und die magern, weißen Hände wie zu inbrünstiger Bitte faltend, schaute der hehre Greis mit solchem Ausdruck gläubiger Ekstase zu mir auf, daß es mir in dem Augenblick fast leid tat, nicht der Himmelsbewohner zu sein, für den er mich

hielt und ihn enttäuschen zu müssen. Ich dachte indes doch, einen Geistesgestörten vor mir zu haben, denn es war mir unwahrscheinlich, daß ein Mönch des neunzehnten Jahrhunderts noch so viel kindlichen Glauben haben sollte.

„Ehrwürdiger Vater, ich bin kein Engel, ich bin ein Mensch wie Ihr," sagte ich lächelnd, „aber man sagt, ich soll dem heiligen Michael da auf dem Bilde gleichen."

Ein Ausdruck der Trauer flog über die Züge des Mönches und er sagte schmerzlich: „Ihr seid es nicht? seid ein Mensch? seid nicht gekommen mich zu erlösen? — Aber doch — wenn auch — Ihr seid ein Zeichen — ich verstand es nur falsch — es war ja offenbar — ich hatte so heiß gefleht um das ersehnte Zeichen und nun, wie ich aufsehe, steht Ihr da — ganz so wie er — der Heilige in Person" —

„Guter Vater," unterbrach ich ihn voll Mitleid, denn nun war ich überzeugt, einen Irren vor mir zu sehen, „der Erzengel bin ich nicht, aber vielleicht gibt er mir die Macht, Euch zu trösten und zu helfen, wenn Ihr Hilfe und Trost bedürft."

Die großen, dunkeln Augen öffneten sich weit, schauten mich mit einem tiefen Blick an, als wollten sie mein Innerstes ergründen und über das schöne Greisenantlitz verbreitete sich ein Schimmer ekstatischen Entzückens. „Ja, Ihr seid ein Bote, ich fühl' es — ich ahn' es," sagte er freudig, „vielleicht ohne daß Ihr es wißt, seid Ihr gesandt, mir die Erlösung zu verkünden. So sollt Ihr denn wissen, wen Ihr befreit und daß Ihr eine himmlische Mission erfüllt. Setzt Euch zur Arbeit, ich werde mich zu Euch setzen und Euch von vergangenen Dingen erzählen, die manchen bekannt waren und von Seelengeheimnissen, die nur ich kenne und von denen ich nie mit einem lebenden Wesen gesprochen habe. Dann werdet Ihr verstehen, warum mich Euer Anblick so tief ergriffen hat."

Ich tat, wie er sagte, nicht ohne Spannung der Mitteilung entgegensehend, die sich so seltsam ankündigte und durch die besondere Umgebung und die anziehende Persönlichkeit des Mitteilenden den geheimnisvollen Reiz des Romantischen erhielt, das die Jugend immer anzieht.

Ich nahm Pinsel und Palette zur Hand und fing an zu malen, doch galt meine Aufmerksamkeit diesmal nicht sehr dem heiligen Michael, sondern mehr und mehr dem Mönch, der neben mir Platz genommen hatte, wie um meiner Arbeit zuzusehen und so seine längere Gegenwart bei mir weniger auffallend für seine Ordensbrüder zu machen.

„Als ich jung war wie Ihr," begann der Mönch, „da dachte ich nicht, daß ich meine Tage im Kloster beschließen würde. Ich war aus einer guten bürgerlichen Familie; mein Vater war Beamter, hatte kein Vermögen außer seinem Gehalt, gab mir aber, nach den damaligen Begriffen, eine gute Erziehung und glaubte bestens für mich gesorgt zu haben, als er mir eine Offiziersstelle in der päpstlichen Armee unter Papst Gregor XVI. verschaffte. Ich war auch vollständig damit zufrieden; die glänzende Uniform, die, wie alle sagten, mir gut stand, gefiel mir; ich war heiter, voller Lebensmut und verlangte nichts Besseres, als meine Tage im angenehmen Müßiggang des Offizierslebens in der päpstlichen Armee hinzubringen und von den Freuden der Erde so viel als möglich zu genießen. Es schien mir, als sei das Dasein nur zum Glück und zum Genuß geschaffen und ich schauderte zurück vor dem christlichen Symbol des Leidens; ja, ich war so recht eigentlich ein Heide in meiner Gesinnung und träumte nur von Rosen- und nicht von Dornenkronen. Doch beobachtete ich äußerlich alle Formen der Kirche, wie es sich für einen Offizier des heiligen Vaters geziemte und wie ich es alle tun sah, die im Herzen nicht gläubiger waren als ich selbst. Eines Tages hatte ich mich auch in diese Kirche begeben, um der Messe beizuwohnen. Es war ein Fest und die Kirche war voller Menschen, so daß ich dicht an diese Kapelle herangedrängt wurde. Hier knieten vor dem Altar des heiligen Michael zwei Frauen, die ihrer Kleidung nach den höchsten Ständen angehören mußten. Die eine, deren Antlitz mir halb zugewendet war, eine Frau in mittleren Jahren, war von einer strengen, beinahe harten Schönheit. Das Gesicht der andern konnte ich nicht sehen, doch verriet die schlanke, feine

Gestalt ein Mädchen in erster Jugend. Ziemlich zerstreut der heiligen Handlung folgend, kehrte mein Blick immer wieder zu dieser Gestalt zurück, die ganz in Andacht versunken, anmutig vor mir kniete. Als die Messe vorüber war, erhoben sich die Frauen und die jüngere wandte sich um, so daß ihr Gesicht mir voll sichtbar wurde. Was soll ich Euch sagen von der Schönheit dieses Angesichts? Die heilige Jungfrau, wie sie die schönsten Eingebungen der großen Maler uns darstellen, ist nicht schönheitstrahlender, nicht anmutsvoll unschuldiger und liebreizender gedacht worden. Wie ein Wunder war dieses Mädchenantlitz anzusehen und noch jetzt, nach den Leiden und Seelenkämpfen eines halben Lebens, nachdem ich in Betrachtung der ewigen Dinge alle irdische Regung ertötet zu haben meinte, kommt es über mich wie ein süßes Erschrecken, wenn ich jenes ersten Blickes gedenke, in dem sich unsere Augen begegneten und unsere Herzen sich fanden. Denn es war so, wie die Heiden es ausdrückten, es war Amors Pfeil, der das Herz traf, augenblicklich, unwiderstehlich, auf immer. Und auch ihr war es so geschehen, denn aus den dunkeln Samtaugen strahlte es wie eine plötzliche Offenbarung, wie ein freudiges Erkennen; eine leise Röte flog gleich Morgenrot über die liebliche Blässe ihrer Wangen, auf die sich die langen Wimpern wie Schleier niedersenkten und den Strahl der Augen verdeckten. Von einer Bewegung erfaßt, die stärker war als die Vernunft, wandte ich mich hastig dem Weihwasserbecken zu, tauchte meine Finger ein und im Augenblick, wo die Reizende sich nahte, bot ich ihr die geweihte Gabe dar. Sie sah zu mir auf — o Herr! mit einem Blick, der mich im Innersten erbeben machte, neigte sanft das Köpfchen zum Dank und berührte mit den Fingerspitzen die meinen, um mit dem dargebotenen Naß das Zeichen des Kreuzes vor der Stirn zu machen! Die Berührung durchzuckte mich wie ein elektrischer Schlag. Der ganze Vorgang war das Werk eines Augenblicks gewesen und von der älteren Dame, die steif und stolz einen Schritt voranging, gar nicht bemerkt worden. Die Damen traten aus der Kirche, ich drängte mich durch die

Menschenmenge ihnen nach und sah, wie ein Diener in reicher Livree eben den Schlag einer eleganten Kutsche öffnete und der älteren Dame einsteigen half. Im Begriff ihr zu folgen, wandte die jüngere noch einmal den Kopf und — ich täuschte mich nicht — die seelenvollen Augen suchten und fanden mich. Ich war außer mir; in mir tobte ein Vulkan, die Wonneschauer der ersten, allgewaltigen Liebe brachen über mich herein wie ein Frühlingsregen, der in einer Nacht alle Knospen öffnet. Gleich einem Unsinnigen faßte ich den Arm eines Mannes, der neben mir aus der Kirche trat und fragte hastig, wem die Kutsche gehöre, die eben dahinführe. Er sah mich finster an und sagte kurz: „Was weiß ich." Ich rannte dem Wagen nach, mußte die Verfolgung aber doch aufgeben, da er zu schnell aus einer Straße in die andere fuhr und mir aus dem Gesicht entschwand. Tagelang lief ich nun wie ein Trunkener umher, nur von dem Gedanken erfüllt, das wunderbare Geschöpf wiederzufinden, dessen Bild Tag und Nacht vor meiner Seele schwebte. Doch blieb mein Suchen ohne Erfolg; ich begann schwermütig zu werden; mein heiterer Sinn verschwand und ich wurde gleichgültig gegen die Vergnügungen, die mich sonst angezogen hatten. Meine Eltern fingen an, sich meines verstörten Aussehens wegen zu beunruhigen, meine Kameraden begannen mich zu necken und nach dem Gegenstand meiner heimlichen Neigung zu forschen, denn daß es Liebesgram sei, der mich verzehre, daran zweifelte keiner. Eines Abends stand ich, schon ganz hoffnungslos, wie ein Träumender an einen Baum gelehnt, auf dem Pincio, zur Zeit, wo das elegante Rom dort die Luft zu genießen und die Sonne hinter Sankt Peter untergehen zu sehen liebt. Fast teilnahmslos schaute ich auf die Reihe der Wagen, die an der großen Terrasse zu halten pflegen, wo dann die umherstehenden jungen Kavaliere Zeit finden, an den Wagenschlag heranzutreten, um mit den Damen im Wagen ein paar Worte zu wechseln. Es war mir gleichgültig, daß manch freundlicher Blick aus schönen Frauenaugen sich auf mich wandte; ich dachte nur an das schönste

Frauenantlitz, das ich je gesehen und kam fast dazu, die Erscheinung für einen Traum zu halten, nach dem ich mich doch nun ewig werde sehnen müssen. Da durchzuckte es mich plötzlich wie eine Flamme; dicht vor mir fuhr ein Wagen auf, in dem zwei Damen saßen, die ich sogleich als die erkannte, die ich in dieser Kapelle gesehen und von denen die eine der Gegenstand all meines Denkens und Empfindens geworden war. Sie saß nach der Seite hin, auf der ich stand. Von heftigster Bewegung ergriffen, hielt ich mich an dem Baum, als sie den Kopf wandte und mich erblickte. Zarte Röte überflog ihre Wangen und ihre Augen leuchteten mir das Zeichen des Erkennens entgegen. War es nur Zufall, Verwirrung oder Absicht, genug: in dem Augenblick, wo die Mutter grüßend sich nach der andern Seite des Wagens zu zwei Herren, die hinzugetreten waren, wandte, fiel eine Rose, welche die Tochter in der Hand gehalten und ihr Taschentuch auf den Boden zu meinen Füßen. Ich bückte mich im Nu, beides aufzuheben und überreichte ihr das feine Spitzentuch, während ich die Rose zögernd zurückhielt und mein Blick sie mir als Gabe erflehte. Ein bezauberndes Lächeln umspielte den kindlichen Mund; sie wandte sich rasch zur Mutter, wie um es zweifelhaft zu lassen, ob es eine Gabe oder nur vergessen sei und nahm an dem Gespräch mit den Herren teil. Aber ehe der Wagen sich in Bewegung setzte, streifte mich noch ihr Blick und sie sah die entzückte Bewegung, mit der ich die Rose an meine Lippen drückte.

In dem einen der Herren, die zurückgetreten waren und dem fortrollenden Wagen nachsahen, erkannte ich einen jungen toskanischen Grafen, den ich im Café, wo die jungen Leute sich zu versammeln pflegen, kennen gelernt hatte. Ich begrüßte ihn hastig und fragte nach dem Namen der Damen, mit denen er soeben gesprochen. Er meinte lachend, ich scheine ja ganz aufgeregt und setzte hinzu: „Das ist auch gar nicht zu verwundern; das schönste Mädchen in Rom, ja vielleicht in Italien und noch dazu eine reiche Erbin — da genügt ein Blick, um einem den Kopf zu verdrehen.“ Ich faßte mich ge-

waltsam und erwiderte gleichgültig: „O, es war bloße Neugierde, weil ich Sie so entflammt sah."

Er lachte wieder voll frivoler Selbstgefälligkeit und sagte: „Nun, die Marchesina Seriola ist es wert, daß man sich ein wenig aus seiner Ruhe herausbegibt, wenn man auch seiner Sache so ziemlich gewiß sein kann."

Ich sah ihn mit einem Blick des Hasses an und verließ ihn. Eifersucht durchtobte mich; schon schien es mir, als dürfe kein anderer es wagen, dem Götterbild in Anbetung zu nahen außer mir, der ihm bereits einen Altar in meinem Herzen errichtet hatte und es in glühender Andacht, wie man sie dem Göttlichen weiht, verehrte. Und doch — was konnte dieser selbstgefällige Geck sich einbilden neben dem Pfand, das ich in Händen hielt? Die Rose war mir die Verheißung eines unermeßlichen Glückes, das zu erringen ich nun begeistert den Mut fühlte. Meine Phantasie sprengte, mit diesem Talisman in Händen, kühn alle verschlossenen Pforten, die zu meinem Paradiese führten und wünschte sich Heldenproben, um als ritterlicher Sieger den höchsten Preis zu verdienen. Ich eilte hierher in die Kapelle, warf mich vor dem heiligen Michael nieder und flehte ihn an, der Schutzengel meiner Liebe zu sein, indem ich den Boden küßte, auf dem sie gekniet und wo ich sie zum erstenmal gesehen hatte. Mein Herz klagte mich nicht an, daß ich ein Sakrilegium begehe, denn die Flamme, die in mir brannte, stieg wie Opferduft zu Gott auf und machte mich frömmer als ich je gewesen.

Am folgenden Morgen trieb mich die Unruhe, die sich meiner bemächtigt hatte, schon früh wieder aus dem Hause und ein unbestimmtes Sehnen zog mich aufs neue in diese Kirche zur Frühmesse und — wer beschreibt mein Glück — hatte der heilige Michael meine Liebe in Schutz genommen — genug: die Geliebte erschien im Morgenkleide, nur einen schwarzen Schleier über den Kopf geworfen, was sie noch reizender aussehen machte, und diesmal nicht in Begleitung der stolzen Mutter, sondern gefolgt von einer ältlichen Duenna von gutmütigem Äußern, die, wie ich später erfuhr, von Kindheit

auf ihre Wärterin und ihre leidenschaftlich ergebene Dienerin gewesen war. Ein süßes Erschrecken malte sich auf ihrem Angesicht, als sie mich erblickte; sie lenkte ihre Schritte wieder hierher zur Kapelle, kniete am Betpult nieder und neigte in Andacht den Kopf. Die Kirche war ziemlich leer in der frühen Stunde; in der Kapelle waren wir drei allein und mir war es, als wären wir überhaupt allein auf der Welt, nicht mehr auf der Erde, sondern in einer höheren Region und als schwebe der Erzengel segnend über unserem Bund. Ich fühlte, daß unsere Seelen ineinanderflossen im Gebet und daß die Liebe auf goldnen Schwingen unser Flehen vereint vor den Thron Gottes trug. Konnte ihm dies Flehen zweier junger Herzen mißfallen, die in Liebe fühlten, daß er die Liebe ist? Ich dachte es damals nicht, denn ich hatte mich nie frömmer und reiner gefühlt als in jenen Augenblicken. Und verehrte ich den Schöpfer nicht, indem mein Auge unverweilt auf seiner holdesten Schöpfung ruhte, die in sanftem Erglühen, fühlend, wie mein Blick an ihr hing, ihm das Geheimnis ihres unschuldigen Herzens erschloß?

Die Messe schien mir zu kurz an diesem Morgen und auch die Schöne weilte länger auf den Knieen als nötig war. Als sie sich erhob, nahte ich mich mit ehrerbietigem Gruß und bot ihr abermals das Weihwasser dar. Sie nahm es und wie silberner Glockenton tönte mir ihr: „Grazie, Signore", das ein süßes Lächeln begleitete. Ermutigt und fühlend, daß ich diese Begleiterin nicht zu fürchten hatte, tat ich die Frage, ob sie öfter die Frühmesse besuche. Sie nannte mir zwei Tage in der Woche, wo sie hierher zu kommen pflege und entfernte sich mit freundlichem Gruß. Ich wagte nicht, ihr zu folgen, um nicht unbescheiden zu erscheinen. Auch hatte ich ja nun schon so viel erreicht, daß mir schwindelte vor Glück. Am Abend sah ich sie beinahe täglich auf dem Pincio vorüberfahren, immer mit der Mutter, öfter auch mit dem Vater. Aber trotz der strengen, kalten Miene beider Eltern gelang es stets, einen vielsagenden Blick der schönen Augen zu erspähen und meinerseits eine stumme Sprache zu ihr zu

reden, die, wie ich fühlte, verstanden wurde. An den Morgen, wo ich sie hier wiederzufinden wußte, war ich stets schon vor Beginn der Messe da. Sie erschien auch frühzeitig, wir tauschten einige Worte, beteten wieder in dieser Kapelle vereint und Liebe und Andacht flossen in eins zusammen. Als sich dies einige Zeit wiederholt hatte, überreichte ich ihr eines Morgens einen Strauß, zwischen dessen Blättern ein Briefchen verborgen war, das die Geschichte meiner Empfindungen seit unserm ersten Begegnen enthielt und sie beschwor, mir, wenn diese Empfindungen in ihrem Herzen nur das kleinste Echo weckten und sie es der Mühe wert fände, mich näher kennen zu lernen, eine Zeile der Ermutigung als Antwort zu gönnen. Sie nahm den Strauß mit holdem Danke an. Ich verbrachte zwei Tage in tiefer Herzensnot, da ich ja nicht wissen konnte, trotz allem, was mein Herz mir zuflüsterte, wie sie das Geständnis aufnehmen und ob sie nicht dem zarten Verkehr ein Ende machen werde. Wie jubelte daher meine Seele, als beim folgenden Frühmessebesuch sie mir beim Weggehen ein Briefchen gab und daraus auch vor der Wärterin kein Geheimnis zu machen schien. Sie schrieb, daß auch sie sich durch eine tiefe Sympathie zu mir hingezogen fühle, daß ihr Herz und ihre Hand noch völlig frei seien und daß sie wünsche, mehr von mir zu wissen. Ich verschlang die geliebten Schriftzüge mit den Augen und las die Worte so oft, daß ich sie bald auswendig wußte."

Der Mönch unterbrach hier seine Erzählung, indem er sich zu mir wandte und sagte: „Ich sehe es Euch an, daß dieses schnelle Entflammen und Gewähren Euch befremdet. Vielleicht würde das in Eurem kalten Norden ein Mangel an Zartheit des Gefühls, an Sitte sein. Hier bei uns ist es das nicht. Allmächtig wie unsere Sonne, die mit heißem Strahl den Blumenkelch öffnet, dringt die Liebe in unser Herz und wir erkennen ihr absolutes Recht so vollständig an, daß auch das reinste Herz nicht zögert, sich ihr hinzugeben. Jenes Mädchen war ein Engel an Unschuld und Güte. Sie hatte eben erst ihr sechzehntes Jahr zurückgelegt, war vor

kurzem aus dem Kloster, in dem sie erzogen worden war, in das reiche, vornehme Elternhaus zurückgekehrt, wo das Leben sie wie in Goldwolken hüllte und sie noch nicht zu der Ahnung hatte kommen lassen, daß es Schweres, Unerreichbares, Vernichtendes im Leben gebe. Da traf die Liebe beim ersten Blick ihr Herz und sie folgte dem süßen Zuge, gleich als könnte es nicht anders sein, schuldlos und rein wie die Blumen des Paradieses, ehe die Sünde dasselbe entweihte.

Von nun an verging kein Tag, an dem ich nicht abends auf dem Spaziergang den beredten Gruß ihrer Augen empfangen hätte. Ebenso wiederholte sich wenigstens ein- oder zweimal die Woche unser Zusammentreffen hier in der Kapelle. Der heilige Michael war unser Schutzengel, wie wir ihn in unseren Briefen scherzend nannten, denn es fand jetzt ein eifriger Austausch von Briefen zwischen uns statt, den die alte Barbara, die ganz offen unsere Vertraute geworden war, vermittelte. Diese Briefe enthielten die ekstatischen Ergüsse meiner Leidenschaft und Paradieseslieder der Liebe, Unschuld und Hingebung von ihrer Seite. Wir waren zu selig in diesem Verkehr, um zunächst an anderes zu denken; eines Tages aber kam ein Brief von ihr voll Bestürzung, in dem sie mir schrieb, die Eltern sprächen von einer Verbindung mit eben jenem toskanischen Grafen und so wie sie ihre Eltern nun kennen gelernt habe, sehe sie voraus, man werde ihren Willen kaum berücksichtigen, da die Partie eine glänzende sei und die Eltern den Grafen ganz offen begünstigten, so daß sie genötigt sei, ihn beinah täglich zu sehen. Sie fügte hinzu, daß ihr Herz aber nur mir gehöre und daß sie eher das Äußerste tun würde, als sich zu der Heirat mit dem ihr verhaßten Manne zwingen zu lassen. Dieser Brief brachte mich zur Verzweiflung; ich schrieb wieder und beschwor sie, mir endlich eine längere Zusammenkunft zu gewähren, damit wir gemeinsam über die zu ergreifenden Mittel, ihre Eltern zu unseren Gunsten zu stimmen, beraten könnten. Anfangs zögerte sie, schrieb von unüberwindlichen Schwierigkeiten, dann aber, nachdem eines Tages der Graf offen als Be-

werber aufgetreten war, kam die alte Barbara mit der Botschaft von ihr, ich solle mich abends um elf Uhr an der kleinen Seitenpforte des Palastes ihrer Eltern einfinden und auf ein gegebenes Zeichen werde Barbara mir öffnen.

Mir verging der Tag wie im Fieber. Als die ersehnte Stunde schlug, stand ich an der Seitenpforte des Palastes, den ich schon unzählige Male an Abenden und in Nächten umwandert hatte und an dessen Außenseite ich jeden Stein kannte. Ich gab das verabredete Zeichen, worauf die Tür sich geräuschlos öffnete und sich ebenso hinter mir schloß. Barbara führte mich schweigend, mit leisen Schritten, einen dunklen Gang entlang, an dessen Ende wir in einen Garten hinaustraten, der sich hinter dem Palast weithin ausdehnte. Wir schritten weiter hinter dichten Lorbeergebüschen, die uns jedem Späherauge entzogen. Aber es war auch um uns tiefe Stille, nur die Nachtigall flötete in langgehaltenen Tönen durch die laue Frühlingsnacht; Duft der Orangenblüten erfüllte die Luft und durch das dunkle Laub zitterte das Silberlicht der letzten Mondsichel und ließ einen Pavillon von weißem Marmor sichtbar werden, vor dem wir stillstanden. Einige Stufen führten hinan. „Steigt hinauf," flüsterte meine Führerin, „ich halte hier Wache."

Wie den seligen Schatten gewesen sein mag, wenn Elysium sie empfing, so war es mir, als die Tür oben sich öffnete und im magischen Schein einer rosa Kristallampe, die das tempelähnliche Gemach erhellte, das schönste Wesen, das je eine sterbliche Phantasie geträumt, in einfachem, weißem Gewande vor mir stand. Ich sank zu ihren Füßen und zum erstenmal genoß ich das überwältigende Glück, ihr mündlich alles sagen zu können, was ich ihr bereits schriftlich vertraut und das Geständnis ihrer Liebe von ihren Lippen zu küssen. Vor dem holden Wunder, das ich in meinen Armen hielt, versank mir die Welt und auch sie war so ganz Zärtlichkeit und Hingebung, daß die Stunden vergingen, ohne daß wir an etwas anderes gedacht hätten als an die Seligkeit, beieinander zu sein. Barbara kam endlich, uns dringend zum

Scheiden zu mahnen, da der Tag herannahe und sie mich sonst nicht unbemerkt fortbringen könne. Es war ein herbes Weh, sich von so viel Glück zu trennen, aber ich ertrug es, als Camilla mir das Versprechen gab, mich in der zweitfolgenden Nacht wieder einzulassen und mir dann mitzuteilen, was sie als den besten Weg zu dem Herzen ihrer Eltern ersonnen. Die treue Führerin brachte mich ungesehen zum Eingang des Palastes zurück und sagte seufzend: „Ich weiß wohl, ich hätte es nicht tun sollen, aber wer kann den Bitten und Tränen des Kindes widerstehen? Auch vertraue ich Ihrer Ehre und bei der Hochzeit wird mir Absolution."

In der zweiten Nacht nach dieser umfing uns der Marmortempel wieder und die Blüten dufteten noch süßer und die Nachtigall flötete noch zärtlicher und wir genossen noch wonnevoller den schönen Traum der Liebe, bis endlich beim Mahnruf an das grausame Scheiden Camilla mir mitteilte, daß sie entschlossen sei, am nächsten Tage ihren Eltern alles zu sagen und ihr Herz so mit Bitten zu bestürmen, daß sie hoffe, ihre Einwilligung zu unserem Bunde zu erlangen, um so mehr, als sie mit größter Festigkeit erklären werde, dem Grafen nie ihre Hand reichen zu wollen. Immer wieder schloß sie mich in ihre Arme und rief: „Ich schwör' es bei unserem Schutzengel, daß ich nur dir angehören will auf Erden und im Himmel; es komme was da wolle, du bist mein Bräutigam oder der Tod."

Fast gewaltsam mußte die Amme uns trennen. Der Tag verging mir wie dem Gefangenen, der sein Urteil über Leben und Tod hören soll. Am Abend bei der gewöhnlichen Begegnung auf dem Pincio, wollte sie als Zeichen der Gewährung eine Rose fallen lassen. Ich war schon lange vor der Zeit, wo sie zu erscheinen pflegte, dort und stand, nur eines Gedankens mächtig, in Erwartung des bekannten Wagens. Plötzlich hörte ich mich beim Namen nennen, sah auf und erblickte jenen toskanischen Grafen, in dem ich jetzt meinen Rivalen haßte. Er sah mich mit seinem frivolen Lächeln an und sagte: „Aber was ist denn mit Ihnen geschehen? Sie

sind ja ganz unsichtbar, im Café trifft man Sie nicht mehr, Sie sehen immer so zerstreut und geistesabwesend aus, daß Sie Ihre Bekannten auch hier nicht mehr sehen und grüßen. Lassen Sie mich Ihnen einen Rat geben," fuhr er vertraulich fort, indem er mich am Arm faßte und leiser hinzusetzte: „Es ist kein Geheimnis mehr, wem Sie hier aufpassen, alle Welt hat es bemerkt; ich meine es gut mit Ihnen und rate Ihnen, schlagen Sie sich die Geschichte aus dem Kopf; diese Frucht hängt zu hoch für Sie, mein Freund; es gibt Leute, die zufolge ihres Namens und ihres Vermögens gegründete Hoffnung haben, die Einwilligung der Eltern zu erlangen, was Ihnen wohl nie gelingen dürfte. Es gibt noch mehr hübsche Mädchen, wo es für einen schönen Menschen, wie Sie, leicht sein wird" —

Ich ließ ihn nicht ausreden, stieß zornig seinen Arm zurück und hätte dem Elenden, der es wagte, so an das heilige Geheimnis meines Herzens zu rühren, eine Züchtigung nicht erspart, hätte ich nicht in diesem Augenblick den ersehnten Wagen nahen sehen. Ich eilte rasch nach der Seite, wo ich gewöhnlich der Begegnung wartete, aber wer beschreibt meinen Schreck, als ich Camilla nicht im Wagen sah, sondern nur ihre Eltern. Sobald diese mich erblickten, befahl der Marchese dem Kutscher zu halten, stieg aus und kam auf mich zu.

„Mein Herr, ich muß Sie um eine Unterredung bitten," sagte er kalt und vornehm, „ich erwarte Sie morgen früh um neun Uhr in meinem Kabinett und setze voraus, daß Sie, wenn Sie ein Mann von Ehre sind, nicht fehlen werden." Ohne eine Antwort abzuwarten, mit kaum merklichem Gruß, wandte er sich und stieg in den Wagen zurück. Die Mutter warf mir einen Blick voll Zorn zu und noch ehe ich die Fassung wieder erlangt hatte, war der Wagen meinen Augen entschwunden. Schwarz und drohend stieg nun das Unglück wie ein Gespenst vor mir auf. Ich irrte die ganze Nacht in der Nähe des Palastes umher, in dem ich die Seligkeit des Himmels genossen hatte und über dem nun

finstere Rachegeister unheilbrütend zu schweben schienen. Was war geschehen? was stand unserer Liebe bevor? Ich hoffte irgendein Zeichen zu erspähen, vielleicht Barbara zu sprechen, aber nichts rührte sich; es war alles wie ausgestorben; nur aus dem Garten tönte einmal ein langer klagender Ton der Nachtigall und drang mir so sehnsuchtsvoll ins Herz, daß heiße Tränen mir aus den Augen stürzten und meine Seele im Schmerz vergehen wollte. Dann aber richtete die Hoffnung mich wieder auf und ich sagte mir, daß die Eltern doch nicht so grausam sein könnten gegen das einzige Kind und daß sie uns vielleicht nur harte Proben auferlegen würden, um die Beständigkeit unserer Neigung zu prüfen. Ich war bereit, das Schwerste zu ertragen, um die Geliebte zu erringen.

Endlich kam der Morgen und ich raffte alle meine Energie zusammen, um dem Marchese männlich und würdig zu begegnen. Im Palast wurde ich von einem Diener, der mich zu erwarten schien, in das Kabinett des Marchese geführt und daselbst allein gelassen. Nach einiger Zeit trat der Vater Camillas ein. Sein finsteres Aussehen weissagte nichts Gutes. Ohne mir Zeit zu lassen, ein Wort zu sagen, ohne mir nur einen Sitz anzubieten, erklärte er mir ohne Umschweife mit kurzen, harten Worten, wie er und die Marchesa wohl bemerkt hätten, daß ich auf öffentlichen Spaziergängen ihrer Tochter zu begegnen gesucht habe, daß man mich in der Nähe des Palastes umherstreifend gesehn hätte und daß dies Benehmen bereits ihr Mißfallen erweckt habe, daß sie es aber unter ihrer Würde gehalten hätten, dagegen einzuschreiten, weil sie mir doch die Keckheit nicht zugetraut hätten, meine Gedanken bis zu ihrer Tochter zu erheben. Da ich aber, nach dem Geständnis seiner Tochter, es gewagt habe, sie mit Liebesbriefen zu bestürmen und da es mir gelungen sei, das Herz des unerfahrenen Mädchens durch meine Schönheit und meine Worte zu bestechen, so sehe er sich genötigt, mir zu erklären, daß ich von nun an mein Betragen zu ändern habe, daß die Verbindung zwischen mir, dem armen Bürgerlichen,

und der reichsten Erbin Roms eine Unmöglichkeit sei; daß seine Tochter so gut wie verlobt sei und daß von nun an die allerstrengste Aufsicht jeden Verkehr zwischen uns unmöglich machen werde.

Stolz, Zorn, Schmerz, Verachtung kämpften in meiner Seele, während er sprach; meine Hand zuckte mehr als einmal nach dem Degen an meiner Seite, aber der Gedanke, daß es Camillas Vater sei, der so hoffärtig vor mir stand und so kränkende Dinge sagte, gab mir die Kraft, meine Empörung zu bekämpfen. Ich wies nur mit stolzem Ernst die Anklage zurück, als habe ich mit unwürdigen Mitteln seiner Tochter Herz bestrickt, schilderte ihm mit der Beredsamkeit der Liebe, wie unsere Herzen sich beim ersten Blick gefunden, wie ich nichts Höheres, Heiligeres kenne als diese Liebe und daß ich in mir die Kraft fühle, jede Auszeichnung zu erringen, durch die ich den Mangel der adligen Geburt und des Reichtums aufwiegen könne. Ich bat, ich beschwor ihn, irdischen Vorurteilen nicht das Glück zweier Herzen zu opfern, ja ich warf mich ihm endlich in Tränen zu Füßen und flehte ihn an, uns nicht zu trennen, mich kennen zu lernen, mich auf die Probe zu stellen, ob ich seiner Tochter nicht wert sei. Er hörte mir mit eisiger Kälte zu und als ich vor ihm kniete, sagte er kurz und finster: „Stehen Sie auf aus dieser eines Mannes und Offiziers unwürdigen Stellung. Es ist alles umsonst, mein Entschluß ist unwiderruflich fest. Wollten Sie noch irgend Versuche machen, sich meiner Tochter zu nahen, so würde ich mich an Ihre Vorgesetzten wenden müssen und meinem Einfluß würde es leicht gelingen, Sie einer strengen Rüge zu unterwerfen."

„Und das Herz Ihres Kindes, gilt Ihnen auch das nichts?" rief ich aufspringend und ihn mit zornfunkelnden Augen ansehend, indem meine Hand nach der Waffe an meiner Seite griff.

Er trat einen Schritt zurück, legte die Hand an die Klingelschnur und sagte: „Nicht weiter, junger Tor; das geringste Vergehen Ihrerseits und Sie sind ein Gefangener

und entehrt. Das Herz meiner Tochter — das ist unsere, der Eltern, Sorge. In der glänzenden Verbindung, die ihrer wartet, wird sie bald die kleine Verirrung vergessen." Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Vernichtet, ein Verzweifelter, eilte ich aus dem Palast und schwankte in meiner Eltern Haus. Sie erschraken, als sie meinen Zustand sahen. Ihre Bitten und Tränen entlockten mir das Geständnis des Vorgefallenen. Mein Vater, mit Recht voller Selbstgefühl auf seinen redlichen, unbescholtenen Namen, entschloß sich aus Liebe zu mir, zu dem Marchese zu gehen. Er wurde nicht vorgelassen. Meine Verzweiflung sehend, überwand er seine Empörung und erbat sich eine Audienz bei einem der einflußreichsten Kardinäle, der ihm vielen Dank schuldig war und ihm sehr wohlwollte. Er trug ihm die Geschichte meiner Liebe vor und bat ihn um seine Verwendung bei den Eltern Camillas. Der Kardinal versprach, sein Möglichstes zu tun, erteilte aber nach wenigen Tagen meinem Vater den Bescheid, daß alles umsonst sei; der Marchese und seine Frau seien unerbittlich; die Vermählung Camillas mit jenem Grafen sei eine abgemachte Sache und werde in einigen Monaten stattfinden, der Graf sei bereits abgereist, um seinen Palast zum Empfang der Braut einzurichten. Übrigens werde Camilla in so strengem Gewahrsam gehalten, daß niemand zu ihr dringen könne, doch werde sie sich, nach der Aussage des Vaters, mit kindlichem Gehorsam in die Wünsche der Eltern fügen.

So kam zu allen meinen Schmerzen noch die Tortur des Zweifels, ob Camilla nicht wirklich den kurzen Liebestraum vergessen und im Glanz der besprochenen Verbindung Ersatz finden werde. Dagegen freilich protestierte mein Herz; ich rief mir jeden Blick, jedes Wort jener wonnevollen Nächte zurück, die heiligen Schwüre ewiger Treue, mit denen wir unsern Bund besiegelt hatten, und ich sagte mir, daß sie ebenso treu sein würde wie ich. In meiner Verzweiflung suchte ich nach allen möglichen Auswegen, entwarf die tollkühnsten Pläne, zu ihr zu gelangen, sie aus ihrer

Gefangenschaft zu entführen — aber ich mußte mich als ohnmächtig erkennen. Jeder Versuch, selbst der der Bestechung eines Dieners, den ich erkaufen wollte, mißlang. Der Diener drohte, mich dem Marchese zu verraten, wenn ich noch etwas unternehmen würde, denn augenblicklicher Verlust seines Dienstes stehe auf der geringsten Übertretung der strengen Befehle. Nur so viel erhielt ich von dem Mitleid, das ihm mein Schmerz einflößte, daß er mir sagte, Barbara sei sogleich von der Marchesina getrennt worden. So schwand mir die letzte Hoffnung, etwas zu erfahren, oder eine Botschaft zu vermitteln. Der jähe Sturz aus Himmelshöhen in den Abgrund der Qualen war vollbracht. Meine Leiden waren so groß, daß ich erkrankte und mehrere Wochen, zwischen Tod und Leben schwebend, in wohltätiger Besinnungslosigkeit der Empfindung meines Unglücks entrückt wurde. Ich genas langsam, aber ich war nur noch ein Schatten meiner selbst; eine tiefe Schwermut hielt meine Seele gefangen und ich grübelte beständig darüber, auszufinden, welche Schuld wir begangen haben könnten, die so harte Sühne verlange. Endlich blieb ich bei dem Gedanken stehen, daß der heilige Michael durch uns beleidigt worden sei, indem wir seine Kapelle zum Austausch unserer Liebesversicherungen benutzt hätten. Daß aber jede Hoffnung für mich erloschen sei, wurde mir klar durch ein Zeitungsblatt, das mir zufällig in die Hände fiel und in dem mit Pomp angekündigt wurde, daß Graf S . . . aus Florenz demnächst in Rom erwartet werde, um seine Vermählung mit der Marchesina Camilla Seriola zu feiern. Ich zerriß das Blatt in tausend Stücke; so war sie also doch, ob gutwillig oder gezwungen, ihren Schwüren untreu geworden und wurde eines andern Frau. Der Gedanke schnitt wie ein Schwert durch mein Herz und ich wankte hier in diese Kapelle, die ich seit jener Zeit nicht wieder betreten hatte, warf mich vor dem heiligen Michael nieder und fragte, ob es noch nicht genug der Qual sei? Da schien es mir, als ob er mich anlächle und mir winke, bei ihm zu bleiben und zum erstenmal durchzuckte mich der Ge-

danke, Mönch zu werden und einer Welt zu entsagen, die mich um Glück und Liebe betrogen hatte; doch meiner Eltern gedenkend, verscheuchte ich ihn wieder. Tags darauf trat mein Vater, der mich jetzt stets nur sorgenvoll und traurig ansah, mit heiterem Gesicht in mein Zimmer und sagte: „Mein lieber Sohn, fasse Mut, vielleicht hat der Himmel Erbarmen mit deinem Schmerz, vielleicht wird noch alles unverhofft gut. Soeben hat der Marchese Seriola geschickt, um dich bitten zu lassen, unverweilt in den Palast zu kommen; man erwarte dich dort mit Sehnsucht, es sei äußerst wichtig, daß du sogleich dort erscheinest."

Ich sprang auf, von Glück und neuer Jugendkraft durchströmt. Hatte der heilige Michael mein Gebet erhört, war ich genug gestraft und sollte mir nun das Heil kommen? Hatte Camillas Treue das Herz ihrer Eltern gerührt? „Ja," jubelte es in mir und mit einem Dankgebet an unsern Schutzengel sank ich meinem Vater in die Arme, eilte rasch mich anzukleiden und sah mit Befriedigung, wie das Glück mir die Rosen der Jugend auf die blassen Wangen zurückrief. Dann flog ich mehr als ich ging dem Palast zu und mit ungestüm klopfendem Herzen ließ ich mich von dem Diener die Treppe hinaufgeleiten. Er führte mich schweigend durch eine Reihe prachtvoller Gemächer; bei der letzten Tür angelangt, hob er die schweren seidenen Vorhänge in die Höhe und winkte mir, einzutreten. Ich kam in ein beinah dunkles Gemach, in dem eine halb verhängte Lampe nur ein mattes Dämmerlicht verbreitete. An der Seite eines großen Himmelbettes kniete, das Gesicht in den Händen vergraben, eine Frau, in der ich die Marchesa erkannte; die alte Barbara stand zu Häupten des Bettes in Schmerz versunken, neben ihr ein Mann, der wohl der Arzt sein mochte. Der Marchese kam mir entgegen, all sein Stolz und seine Kälte schienen verschwunden, er faßte meine Hand und führte mich an das Bett, indem er mit bebender Stimme sagte: „Hier, Camilla, geliebtes Kind — hier ist er — lebe — lebe und — sei glücklich."

Was mußte ich sehen? In dem Bette lag die so heiß Geliebte, weiß wie Marmor, nur noch ein Schatten, ein ätherisches Traumbild, das in Duft zu zerfließen schien. Bei den Worten des Vaters schlug sie die müden Augen auf und heftete auf mich einen langen, unbeschreiblichen Blick. Dann wendete sie sich zu den Eltern und sagte mit kaum hörbarer, trauriger Stimme: „Zu spät — zu spät." Mit einer großen Kraftanstrengung erhob sie sich hierauf von ihren Kissen, ihre Haare fielen wie ein schwarzer Mantel über ihre Schultern, ein seliges Lächeln verklärte ihr Antlitz und aus den Augen brach noch einmal ein Leuchten der alles besiegenden, allmächtigen Liebe. Sie reichte mir die weiße, kalte Hand und flüsterte: „Leb wohl, ich hielt meinen Schwur und blieb treu bis zum Tod. Bete zu unserem Schutzengel; ich werde dir durch ihn ein Zeichen senden, wenn es an der Zeit ist, uns zu vereinen — auf ewig — auf ewig —"

Das Wort erstarb auf ihren Lippen, sie sank in ihre Kissen zurück, die weiße Lilie, die der Sturm geknickt. Ich war auf die Kniee gesunken und hatte meine Lippen auf ihre kalte Hand gedrückt, dann waren mir die Sinne geschwunden. Nach vielen Stunden fand ich mich im elterlichen Hause wieder, wohin man mich geschafft hatte. Sobald mir das Bewußtsein des Erlebten zurückkam, wollte ich fort, hin zu ihr, um jeden Preis sie noch sehen, sie retten — mein Vater aber nahm mich in seine Arme und sagte: „Es ist vorbei; sie starb aus Liebe und im Himmel betet nun ein Engel für dich."

Nach zwei Tagen weckte mich der Klang aller Glocken Roms aus der dumpfen Betäubung, in die ich verfallen war. Ich wußte, was vor sich ging. Keine Bitten, keine Tränen der Eltern konnten mich zurückhalten. Ich stürmte fort auf die Straße. Da nahte ein prächtiger Zug mit brennenden Kerzen und frommen Gesängen. Der ganze hohe Klerus Roms in vollem Ornat zog daher; ihm nach trug man eine Bahre, mit goldgestickten Samtdecken behängt, und auf ihr ruhte, in reichem weißen Seidengewande, das Haupt vom bräutlichen Schleier bedeckt und von Blumen wie eingerahmt, das Holdeste, was

der Natur je gelungen und was der Mensch in seinem Wahn zerstört hatte. Alles, was Rom an Adel, Macht und Größe aufzuweisen hatte, folgte und eine unabsehbare Menschenmenge schloß den Zug. Wie ein Gerichteter schritt der Marchese hinter der Bahre her; mit diesem pompösen Leichenzug meinte er, sich vielleicht loszukaufen von der Schuld, daß er sein Kind elenden Vorurteilen zum Opfer gebracht hatte. Aber mir war es, als sähe ich Furien mit schwarzen Fittichen sein Haupt umrauschen und die rächenden Geißeln schwingen. Ich folgte dem Zuge, von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, bis in die Kirche. Die Musik, die Weihrauchdüfte, der Katafalk, von unzähligen brennenden Kerzen umgeben, auf dem die Braut, wie von einer Glorie umstrahlt lag, die Exaltation des brennenden Schmerzes in mir — alles das versetzte mich in einen unbeschreiblichen Zustand. Ich schien mir selbst schon losgelöst von den Banden des Körpers, ihr in höhere Regionen nachzueilen zur himmlischen Hochzeitsfeier. Nur als die Zeremonie zu Ende war, als die Menge sich zerstreute, als man die Bahre hinunterhob, um die geliebte Hülle auf ewig dem Licht zu entziehen und der grausen Verwesung zu übergeben, da faßte mich eine an Wahnsinn grenzende Verzweiflung. Ich stürzte mich auf die Bahre, rieß den Schleier zurück, drückte einen Kuß auf das bleiche, kalte Antlitz und rief: „Im Leben habt ihr mir sie geraubt, im Tode ist sie mein.“ Eine feste Hand riß mich empor; mein Vater war mir gefolgt und führte mich mit sanfter Gewalt aus der Kirche. Aber in der Nacht, als ich auf meinem Lager schlaflos lag, war es mir, als schwebe meine holde Freundin in himmlischem Glanz an mir vorüber und ich hörte wieder jene Worte: „Bete zu unserem Schutzengel, ich werde dir durch ihn ein Zeichen senden, wenn es an der Zeit ist, uns zu vereinen — auf ewig.“

Da stand mein Entschluß fest. Nach kurzer Zeit trat ich als Novize in dies Kloster. Hier habe ich gelebt, gelitten und getrachtet, mit reinem Herzen und inbrünstigem Flehen auch die loszukaufen, die ich neben mir so wenig im Geist und in

der Wahrheit wandeln sah. Ich erachtete es als einen Teil meiner Buße, durch die ich mir die Seligkeit, an ihrer Seite im Paradies zu weilen, verdienen solle, in einer Gemeinschaft zu leben, in der oft die rohesten Elemente, die widrigsten Sitten vorherrschen und die nur zu oft den Geist ihres Stifters verleugnet, ja ihn gar nicht begreift. Mein Leben war ein langer Kampf um die erhabene Resignation des Daseinmüssens und ein Hoffen auf das Zeichen, das mich erlösen soll.

Nun könnt Ihr meinen frohen Schreck begreifen, als, nachdem ich heute abermals aus Herzensgrund gefleht hatte, der heilige Michael möge bald das Zeichen der Erlösung senden, ich Euch vor mir stehen sah, so ganz und gar dem Göttlichen ähnlich, wie ihn der Künstler sich gedacht hat, und wer weiß" — sagte er, indem er mit der Hand nach dem Herzen fuhr, „hier ist's schon lange krank — doch nun lebt wohl, Herr, die Vesperglocke ruft. Verzeiht, daß ich Euch die lange Leidensgeschichte erzählte. Aber die Hoffnung, daß die Erlösung nahe, löste mir die Zunge, denn bis jetzt hat niemand dies alles aus meinem Munde gehört. Es hat mir wohl getan, es noch einmal aussprechen zu können. Nehmt es hin als mein Vermächtnis."

„Ich danke Euch recht innig, ehrwürdiger Vater," sagte ich, gerührt seine Hand drückend; „es wird mir eine teure Erinnerung bleiben und ich werde meine Ähnlichkeit mit diesem Bilde segnen, wenn sie Euch Trost gebracht hat, obgleich ich hoffe, daß das Zeichen noch lange ausbleibt und daß ich Euch noch oft wiedersehe."

„Wünscht vielmehr, daß es gegeben sei," sagte der Mönch sanft lächelnd, winkte mir grüßend mit der Hand und verschwand in der Sakristei.

Schon längst hatte während der Erzählung mein Pinsel geruht. Auch jetzt fühlte ich mich unfähig, weiter zu arbeiten; ich stellte meine Geräthschaften beiseite und ging einsam in die Campagna hinaus, um dem Gehörten nachzudenken. Ich malte mir das Bild der schönen Camilla aus und dachte,

daß es in diesem heißblütigen Lande wohl noch solche Julien geben mag, wie sie Shakespeares welterratende Phantasie geahnt und als ewiges Originalbild südlicher Liebespoesie hingezaubert hat, und fragte mich, ob wir in unserem hochverständigen, gebildeten und vor allen Dingen berechnenden Norden viele Beispiele solcher Hingabe und Treue finden würden?

Voll Sehnsucht, meinen Mönch wiederzusehen, eilte ich des andern Tages in die Kapelle und begab mich, seiner harrend, an die Arbeit. Er kam nicht, aber ich bemerkte ein ungewöhnliches Hin- und Hergehen der Mönche, die mit allerlei Vorkehrungen in der Kirche beschäftigt schienen und als endlich einer sich in meiner Nähe etwas zu tun machte, fragte ich ihn, was vorgehe, ob man ein Kirchenfest vorbereite. „Nein," lautete die Antwort, „einen Trauergottesdienst; einer unserer Brüder ist diese Nacht gestorben."

Ich erschrak und von einer Ahnung erfaßt, fragte ich: „Doch nicht der Bruder, der gestern hier bei mir in der Kapelle war?"

„Derselbe," war die Antwort des Kapuziners, „er war gestern Abend noch in die Kirche gegangen, um hier in der Kapelle, wie er öfter zu tun pflegte, die Nacht im Gebete zuzubringen. Heute Morgen fanden wir ihn tot am Altar unter dem Bild des heiligen Michael. Er litt schon lange am Herzen und da geht es oft schnell."

Mir war seltsam zumute. Wenig geneigt zu mystischen Anwandlungen, konnte ich mich doch einer tiefen Ergriffenheit nicht erwehren. Es war dies eine solche Kombination von Umständen, wo es dem Menschen scheint, als ob eine übernatürliche Macht sich fühlbar mache und in ungewöhnlicher Weise in das Leben eingreife und ich war nicht in der Stimmung, mir mit positivistischer Nüchternheit zu sagen, daß wahrscheinlich das ungewöhnliche Zusammentreffen meiner Erscheinung mit dem von ihm erwarteten Zeichen und dann die Erzählung des so lang verschwiegenen Jugenderlebnisses den armen Greis zu sehr aufgeregt und den Aneurysmus ge-

sprengt habe. Ich packte still mein Malergerät zusammen; es wäre mir wie Profanation erschienen, die Arbeit fortzusetzen.

„Ich habe meine Mission erfüllt," dachte ich, indem ich noch einmal zu dem Bilde aufsah, „ich danke dir, daß du mich gebraucht hast, jenes Geprüften irdische Bande zu sprengen. Hast du ihn mit seiner Camilla vereinigt — auf ewig?"

Mit dieser Frage auf den Lippen verließ ich leise die Kirche, wie um die Ruhe des Toten nicht zu stören. Ich kehrte auch nicht dahin zurück, solange ich in Rom war. Es war mir, als müsse dort fortan ein leiser, erhabener Hymnus der erlösenden Liebe tönen und ich konnte das näselnde Psalmodieren der Mönche nicht aushalten.

*

# Unerfüllt

„Ach, der Winter ist doch furchtbar, seht nur wieder das Wetter an! Gerade, als ob Licht und Sonne und Farbe auf ewig aus der Welt geschwunden wären! Die ganze Erde mit einem Leichentuch bedeckt und der ewige Tanz der weißen Flocken in der Luft — es ist zum Verzweifeln! Und zu denken, daß es ein sonnenbeglänztes Italien gibt, wo die Natur nie stirbt, wo mitten im Winter goldene Früchte im dunklen Laube lachen und das beglückende Licht auch dem Ärmsten das Dasein leicht macht."

Das junge Mädchen, das diese Worte sprach, ließ die Arbeit auf den Schoß sinken, seufzte tief und sah zu einem Bilde in Farbendruck auf, das eine italienische Landschaft darstellte und in schwarzem Holzrahmen gegenüber an der Wand hing.

„Immer das alte Lied," sagte ein etwas älteres Frauenzimmer, das an einem Tische sitzend einen Haufen geschriebener Hefte durchsah und von Zeit zu Zeit etwas hineinschrieb. Ohne die Arbeit einzustellen, fuhr sie fort: „Liebe Schwester Amalie, ein charaktervolles Wesen, wie du bist, gibt sich nicht immer von neuem der Sehnsucht nach Unerreichbarem hin. Wohl dem, welchem Gott einen Pflichtenkreis gab, den auszufüllen er die Kraft und Fähigkeit hat. Was darüber hinaus ist, ist von Übel. Ich fühle mich so beglückt, hier meine 50 Schulhefte zu korrigieren — ich schwöre es dir, ich wünsche mir nichts anderes." —

„Ja, du Pauline, du bist auch zur Lehrerin geboren. Wem die Natur so den Beruf ins Herz schreibt, der hat's leicht."

„Ach bedenk, Malchen," versetzte die Mutter der beiden, eine alte Frau mit schneeweißen Haaren, „bedenk nur, daß es in Italien wohl auch nicht so ist, wie du dir träumst. Da friert man mehr wie bei uns in unsern geheizten Stuben. Du weißt doch, was der Herr Justizrat erzählt, daß er nie im Leben so gefroren hat als in dem Winter, wo er in

Italien war. Und dann die Räuber! Du gerechter Gott, wenn man so einer Bande in die Hände fiele."

„Sollte es wohl wahr sein, daß man so friert im Land der Sonne und daß man Räubern so häufig begegnet?" sagte Amalie, „was meinst du, Heinrich, hat der Justizrat nicht übertrieben?"

Der mit dem Namen Heinrich Angeredete war ein langer, hagerer, blasser Mann von etwa dreißig Jahren, der am Fenster saß und in einem Buche las, ohne auf das Gespräch der Frauen zu hören. Als jetzt sein Name an sein Ohr schlug, sah er auf und fragte gleichgültig:

„Ja, was denn?"

Amalie hatte die Arbeit auf den Tisch gelegt; sie trat zu ihm hin, schlang beide Arme um seinen Hals und sagte: „Mein alter Heinrich, ich wollte wissen, ob du auch meinst, daß man in Italien mehr friert als hier und daß man vor Räubern da nicht mehr sicher ist?"

„Nun, so gutgeheizte Stuben wie die unseren hat man sicher nicht, aber auch nicht ein solches Schneegestöber," sagte Heinrich lächelnd, „und was die Räuber anbetrifft, so wird es ja wohl so gar arg nicht mehr sein."

„Aber der Justizrat" — hub die Mutter wieder an.

„Nun, der war dort in den ersten Zeiten des neuen Königreichs Italien, als die Landleute sich vor der Konskription fürchteten und in die Berge liefen," unterbrach sie Heinrich, „oder als der Ex-König von Neapel noch seine Söldlinge hielt, die das Land unsicher machten."

„Ja, mein Heini, mein Herzensbruder, wir möchten hin, nicht wahr?" sagte Amalie halb flüsternd zu ihm, während sie immer seinen Hals mit einem Arm umschlungen hielt und mit der andern Hand über sein langes, blondes Haar strich. „Dir tät' es auch gut: mehr Sonnenschein und weniger zu studieren."

Heinrich schlug die hellblauen Augen zu ihr auf und sah sie an. Es war nur ein kurzer Blick, aber es lag eine Fülle von schmerzlich errungener Entsagung und Wehmut darin.

Amalie traten die Tränen in die Augen, sie neigte sich zu ihm und küßte ihn leise auf die Stirn.

„Mein Gott, wer kommt denn da durch das Wetter?" rief Pauline, die ihre Korrekturen beendet hatte und beim andern Fenster beschäftigt war, die Hefte in einen Schrank zu tun. Da das Zimmer, in dem sie sich befanden, in einem sehr niedrigen Erdgeschoß war, so konnte man von dort die Personen, die auf der Straße gingen, sehen und eben waren zwei Damen, in Mäntel gehüllt, die Regenschirme dicht über die Köpfe haltend, vorübergegangen.

„Ach, es ist die Justizrätin mit Linchen," sagte Amalie, „sie kommen zu uns; ich will ihnen die Haustüre öffnen." Mit diesen Worten eilte sie aus dem Zimmer. Heinrich erhob sich rasch und sagte: „Nun, da ziehe ich mich zurück."

„O bleib nur," versetzte Pauline lachend, „Frau Justizrätin — und hm! — auch Linchen — werden gar nicht böse sein, dich hier zu finden."

„Nein, ich habe noch viel zu tun für die Examen in nächster Woche; es bleibt mir keine Zeit zu unnützem Geplauder," erwiderte er und verschwand durch die Türe in das hintere Zimmer.

„Ja, — die Examen — und da arbeitet er sich wieder krank," sprach die Mutter vor sich hin und seufzte tief.

Jetzt flog die Türe vom Hausflur her auf und herein traten die Damen mit Amalie. Die Mutter ging ihnen, sich verneigend, entgegen: „Aber, beste Frau Justizrätin, wie freundlich, durch dieses Wetter zu kommen — —"

„Liebe Frau Holm, rechnen Sie es uns gar nicht als Verdienst an; wir flüchten uns an Ihren warmen Ofen; man wird ja zum Schneemann draußen," rief die Justizrätin, eine wohlbeleibte Dame mit rotem Gesicht, das von der Kälte förmlich mit Zinnober bemalt war. „Sie erlauben, daß ich den schweren Pelzmantel ablege? Liebe Amalie, seien Sie so gut," damit händigte sie den eleganten Mantel dieser ein, die ihn alsbald vor dem mächtigen Ofen über einen Stuhl breitete. „Linchen, mein Kind, tu auch deinen Mantel ab, du

wirst sonst zu heiß," verordnete die Dame, mit der Miene der Vornehmeren, die im Hause der Geringeren eigentlich zu befehlen hat und während die Tochter gehorchte, wandte sie sich wieder zu Frau Holm und sagte: „Sie erlauben doch, meine Gute, daß wir ein halbes Stündchen hier ausruhen und plaudern."

„Ich bitte, es ist mir eine große Freude," erwiderte Frau Holm, „und ich darf vielleicht ein Täßchen Kaffee anbieten?"

„Ich sage nicht nein," erwiderte die Dame herablassend lächelnd, „so ein warmer Trank nach dem Wetter ist gar zu angenehm."

„Paulinchen, willst du es uns besorgen," sagte Frau Holm schüchtern.

„Ja, Mütterchen, sogleich," erwiderte Pauline und verließ das Zimmer.

„Welch ein treffliches Frauenzimmer, Ihre Tochter Pauline, liebe Holm," versetzte die Justizrätin; „alle Eltern sind entzückt von den Fortschritten, die die Kinder in der Schule machen. Man sagt, sie gibt Unterricht gerade wie ein Mann und das ist doch das höchste Lob, was man uns armen, schwachen Weibern erteilen kann."

„Warum, Frau Justizrätin?" fiel Amalie, die sich bisher im Flüsterton mit Linchen unterhalten hatte, ein, „wir sind gar nicht so schwach, wenn wir nur stark sein wollen und Pauline lehrt gar nicht wie ein Mann, sie lehrt, wie man lehren soll: nicht pedantisch, sondern geistvoll, anregend und fesselnd für jedes Alter ihrer Zuhörerinnen in den verschiedenen Klassen."

„Ei, sieh mal, die kleine ‚Emansibisierte'," sagte die Dame mit spöttischem Lächeln.

„Emanzipierte, willst du sagen, Mama," bemerkte Linchen.

„Ja, ja, ich habe mich versprochen," entgegnete die Justizrätin ärgerlich; „liebe Holm, nehmen Sie sich in acht, das Kind macht am Ende noch mal einen ‚genialischen' Streich." Sie drohte dabei Amalie mit dem Finger.

„Das Kind ist zweiundzwanzig Jahre alt," versetzte Amalie lachend, „und für die Streiche ist gesorgt." —

„Genug, Amalie, genug," fiel die Mutter ein, indem sie einen ängstlichen Seitenblick auf die Justizrätin warf. „Da kommt ja der Kaffee, nun schenk ein, Paulinchen."

Pauline setzte das Teebrett mit dem Kaffee und einem Körbchen voll Zwieback auf den Tisch und bediente die Damen.

„Vortrefflich, liebe Pauline," sagte die Justizrätin, behaglich den dampfenden Trank hinunterschlürfend, „also das verstehen Sie auch? Sieh mal, Linchen, nimm dir ein Beispiel dran. Wenn man auch in der angenehmen Lage ist, es nicht nötig zu haben, ist es doch immer gut, das Nützliche mit dem Genußreichen zu verbinden." Sie räusperte sich ein wenig nach dieser Phrase, die ihr sehr schön schien. Da aber niemand sonst dies anerkannte und eine kleine Pause entstand, fuhr sie fort: „Ach, ja so, liebe Holm, ich muß Ihnen doch sagen, wie es kommt, daß wir bei dem Wetter ausgegangen sind. Sie wissen, in acht Tagen ist das große Ereignis — der Ball, den die Stadt unseren Parlamentsabgeordneten gibt, das heißt dem einen, der schon sicher wieder gewählt wird und den zwei neuen Kandidaten für die vorzunehmende Wahl. Und denken Sie nur, wer der eine von diesen beiden ist? Raten Sie mal, meine Damen?"

„Der Herr Fabrikbesitzer Lenke?" sagte Pauline.

„Nun ja, das ist der eine," sagte die Justizrätin verächtlich, „der wird hoffentlich diesmal eine Schlappe kriegen, denn der andere ist — nun? Linchen lächelt, denn die weiß es — ist — — ist: Der Baron von Lilienfeld, unser junger Gutsherr, der heute endlich drüben auf Schloß Lilienburg eintrifft. Mein Mann hat ein ‚Telegraph' bekommen von Freunden aus der Residenz, daß er für die Wahl des Barons alles tun soll, was in seiner Macht steht. Nun, es versteht sich, daß mein Mann seinen großen Einfluß dafür verwenden wird; der Baron m u ß gewählt werden."

„Aber warum denn?" versetzte Amalie eifrig, „Herr Lenke

kennt gewiß unsere städtischen und Provinzial-Interessen besser als der Baron, der seit dem Tod seines Vaters, also seit sechs Jahren, glaub ich, nie wieder hier war und der ein etwas lockerer Vogel sein soll."

„Nun, erlauben Sie, Amalie," entgegnete die Justizrätin, „junge Mädchen sollten in Dingen der höheren Staatslenkerei nie mitsprechen, denn davon können sie nichts wissen. Ich habe Linchen in dieser Hinsicht zu größter Bescheidenheit erzogen, sie wird sich nie eine eigene Meinung erlauben, bis sie auch einmal, wie ich, einen Mann in höherer Stellung hat, dann — ja dann kann man schon ein Wörtchen mitreden und ich werde all meinen Einfluß auf meinen Mann anwenden, um die Wahl des Barons durchzusetzen."

Amalie konnte trotz der Zurechtweisung, die sie wenig kümmerte, kaum ein spöttisches Lächeln verbergen, denn es war bekannt, daß der Justizrat keinen Willen hatte als den Willen seiner Frau. Frau Holm sah verlegen umher und Pauline ergriff das Strickzeug, um die Zeit nicht zu verlieren.

„Aber, Mama, Du wolltest ja erzählen, weshalb wir ausgegangen sind," sagte Linchen, um ein anderes Thema vorzubringen.

„Ja, es ist wahr," hub ihre Mutter wieder an, „mein ‚patriotistischer' Eifer reißt mich immer fort. Bei solch einer außerordentlichen Gelegenheit durfte natürlich an meiner und Linchens ‚Tojelette' nichts fehlen, denn wir ersten Damen der Stadt müssen doch zeigen, daß wir auch hier, in unserem Winkel, ‚Ellekanz' und ‚ponne cout' besitzen. Ich habe alle Hände voll zu tun damit und heute mußten wir aus, um Blumen und Bänder auszusuchen. Aber das Wetter wurde so arg, daß wir hierher flüchteten. Nun hat es aber aufgehört zu schneien, Linchen, da müssen wir gehen, die Schneiderin wird warten. Danke, liebe Frau Holm, für das angenehme Stündchen und Sie, Malchen, seien Sie mir nicht böse," sagte sie zu Amalie, die ihr den Mantel umhing, „wir Frauen aus der ‚haut monte' dürfen uns schon eine Zurechtweisung erlauben, um die unerfahrene Jugend auf den rech-

ten Weg zu bringen und, Kindchen," fügte sie leise hinzu, indem sie Amalie etwas beiseite zog, „sprechen Sie nie mehr über das ‚lockere Vogel sein' junger Herren, das schickt sich nicht für anständige Mädchen, ich möchte nicht, daß mein Linchen dergleichen hörte."

Amalie erwiderte nichts, es zuckte nur verächtlich um ihren Mund, denn Linchen hatte ihr eben in das Ohr geflüstert, sie habe gehört, daß der Baron in der Residenz eine Liebschaft mit einer verheirateten Frau habe.

Die Justizrätin und Tochter empfahlen sich. In der Tür aber kehrte sich die erstere noch einmal um und rief: „Sie kommen doch auch alle auf den Ball?"

„Nun, ich wohl nicht," entgegnete Frau Holm, „aber die Mädchen, denk ich, werden mit Heinrich gehen."

„Wenn ich vielleicht mit was dienen kann für die Tojelette? Ich stehe gerne zu Diensten. Sehr hübsche Blumen, die Linchen nur einmal getragen hat, würden gut für Malchen passen; soll ich sie schicken?"

„Ich danke," sagte Amalie kurz, „wenn ich hingehe, was ich noch nicht weiß, so habe ich schon, was ich brauche."

„Gottlob, daß sie fort sind," sagte sie dann, als die Türe sich hinter den beiden geschlossen hatte, „o welch eine Fülle von Nichtigkeit in so einer Frau!"

„Du widersprichst ihr aber auch zu viel," bemerkte die Mutter.

„Nein, Mutterchen, sie kann Malchen nur nicht leiden, weil sie weiß, daß sie viel klüger ist als Linchen und weil die Herren lieber mit Malchen tanzen als mit der plumpen Fräulein Tochter," sagte Pauline; „ich kann's Heinrich wahrhaftig nicht verdenken, daß er tut, als merke er nichts von den Liebenswürdigkeiten, die ihm Mutter und Tochter erweisen."

„Ach Gott, solch eine Frau für unseren Heini? Nein, lieber gar keine," versetzte Amalie. „Aber wir wollen doch mit Heinrich darüber reden, daß er all seinen Einfluß auf die Wahl Lenkes verwendet. Das ist doch ein Mann, der die Bedürfnisse hier herum kennt, der auch ein Herz hat für die

arbeitenden Klassen und ihre Rechte vertreten wird. Was weiß so ein dummer, junger Aristokrat, der sich seit sechs Jahren nicht hat blicken lassen, von den wirklichen Interessen der Provinzialstädte und Bezirke?"

„Du weißt ja nicht, ob er dumm ist, Malchen," sagte die Mutter sanft lächelnd.

„Ach ja, er ist mir schon ganz zuwider, weil ihn die Justizrätin beschützt," erwiderte Amalie, indem sie beide Ellenbogen auf den Tisch stützte und das Kinn in beide Hände legte, „sie träumt gewiß schon davon, Linchen als Frau von Lilienfeld zu sehen."

Pauline lachte und sagte: „Nun, das wäre noch kein Grund, ihn zu verwerfen, denn ob er den Traum verwirklichen würde, wär doch die Frage; aber sonst hast du recht. Ein braver Bürger, der hier ansässig ist und hier lebt, ist ohne Zweifel der geeignetere Mann zum Abgeordneten."

„Ja, ja," versetzte Amalie wieder in scherzendem Ton, „ich kann mir schon diesen hochnasigen Junker vorstellen, der uns gewiß alle von oben herab ansehen wird. Wenn er noch wie sein Vater wäre! Das muß ein prächtiger Mann gewesen sein; der hat doch Sinn für alles Schöne gehabt und aus Italien und Griechenland Kunstschätze mitgebracht, um auch in seinem Schloß Geist und Herz an dem Anblick des Schönen zu erfreuen. Und dabei hat er doch hier gelebt auf seiner herrlichen Besitzung und ist ein Wohltäter der Gegend gewesen."

„Nun, du weißt ja nicht, ob der Sohn" — wandte die Mutter ein.

„Nein, das ist klar," rief Amalie sie unterbrechend, „er ist wie seine Mutter, die eine hochmütige, weltlich gesinnte Frau sein soll und nur für die frivolen Freuden der Residenz lebt. Und die schöne Lilienburg steht verlassen. Könnte ich nur zuweilen dahin; es muß wunderschön sein inmitten all dieser Kunstschätze — es gäbe einen Vorgeschmack von Italien."

„O weh! wir kommen wieder aufs alte Thema," rief

Pauline, „brechen wir ab, ich bitte euch. Hier, Amalie, hast du den Geschichtsabschnitt, den du morgen für deine Klasse brauchst. Ich glaube, wenn du ihn nochmal durchgehst, ist's gut. Man muß immer über den Kindern stehen und bereit sein, auf jede Frage Antwort zu geben. Wehe, wenn die Kleinen mal merken, man wisse nicht, was ihnen antworten auf ihre oft so plötzlichen und zuweilen überraschend klugen Fragen."

Amalie nahm das Buch aus der Schwester Hand mit einem unterdrückten Seufzer und begann zu lesen. Auch Pauline nahm ihre Schulbücher vor und die Mutter strickte manchen sorgenvollen Gedanken in ihren Strumpf mit hinein.

Als der kleine Familienkreis sich am Abend getrennt hatte und jedes in seinem Stübchen allein war, trat Amalie an das Fenster und sah hinaus in die kalte Winternacht. Von Zeit zu Zeit kam der Mond zwischen dem dichten Gewölk hervor und warf sein gespenstisches Licht auf die weite Schneefläche unten und die schwarzen, kahlen Bäume, die ihre nackten Zweige, wie um Erbarmen flehend, gen Himmel streckten gleich verdammten Seelen, in denen der schaffende Trieb freudiger Tugend erstarrt ist und auf die kein Blick der Gnade mehr niedertaut. Amalie überfiel es mit tödlicher Traurigkeit.

„So ist das Leben hier," sagte sie zu sich selbst, „geistiger Tod, endlose Monotonie; kein Strahl des Schönen, der die Seele mit Begeisterung füllt und über die Erdennot hinwegträgt. Pflichterfüllung, wie Pauline sagt? — Ach, ich tue ja meine Pflicht, aber — gesteh dir's nur — du fühlst dich nicht dadurch beglückt. Ja, bei Pauline ist es anders. Ihr Beruf ist ihr nicht bloß Pflicht, er ist ihr Glück und sie tut Gutes, indem sie in den jungen Seelen die Keime der Bildung und der Tugend groß zieht. Eigentlich bringt's freilich nur bei wenigen wahre Frucht; sie aber denkt nicht daran, ob die Mühe nutzlos ist; sie ist der wahre Arbeiter im Weinberge des Herrn. Aber ich — ist's eine Sünde, daß in mir noch etwas anderes leben will? Ist diese unbändige, verzehrende Sehnsucht nach dem Anblick des Schönen, nach

einer geistigeren Mitte, nach hohen Interessen und dem Austausch mit sympathischen Menschen — ist das alles verwerflicher Egoismus? Nein — — die Individualität hat ein göttliches, ewiges Recht; sie will sich entfalten, will fliegen, so weit sie ihre Flügel tragen, will — ach ja, sei nur ehrlich, Amalie — will genießen, — nichts Gemeines, pfui — nein! — Göttliches, Erhabenstes — nur einmal — nur einmal — und dann vergehn? — Ja, warum nicht? Besser als hinsiechen am geistigen Hungertod. — Mein armes Mütterchen? Ach, diese demütige Existenz: mit dem Mann, den sie liebte, in beschränkten Verhältnissen, immer am Herd, ein Kind in der Wiege neben sich, die größern alle Augenblicke ihrer Hilfe bedürfend und ihre einzige Freude: wenn der geliebte Gatte abends heimkam und sie es ihm behaglich machen konnte! Und die Kinder, die sie mit Schmerzen geboren, mit tausend Opfern groß gezogen, dann sterben zu sehen in der Blüte der Jahre — drei tüchtige Söhne und zwei Töchter und darnach ihn — der ihres Lebens Sonne war und der sie mittellos mit uns dreien zurückließ? Ach, welch ein rührendes Leben und doch wie furchtbar! Nein — so könnte mich die Liebe auch nicht beglücken! Und endlich mein Heinrich, mein armer Bruder! Er hat auch Paulinens Pflichtfreudigkeit nicht, aber er hat die heißen Wünsche des Herzens schweigen heißen; er trinkt mit gewaltsamer Fassung den Kelch der Entsagung. Als die einzige männliche Stütze der Mutter, der Schwestern glaubt er so handeln zu müssen. Aber wird er nicht das Opfer dieses Kampfes werden, den ich errate und nur zu gut verstehe, wenn er ihn auch nie eingesteht? — Die Liebe —? Nein, ich denke nicht an sie. Woher sollte mir der kommen, den ich einzig lieben könnte? Ein ganz meiner Sphäre Fremder, ein so glanzvoll Begabter, wie ich ihn zuweilen von fern im Traume sah gleich einer Fata Morgana, ein Götterbild, im goldenen Dufte schwebend. Wie käme der in diese Mitte? — Nein, nein, weg mit diesem Traum! Aber Italien — das Land der Schönheit — ja vielleicht erreiche ich das; doch geht es langsam mit dem heimlichen Sparen für

die Reise! Ach, 50 Pfennig für eine Stunde in der Schule! Und da ist doch erst das Nötige zu bestreiten; meine kleine Sparkasse ist noch zu leer!" — — Und wieder versank sie in tiefe Traurigkeit, starrte in die öde Nacht, seufzte tief und sprach endlich vor sich hin:

„So liegst du, mein Herz, umwunden
Von den Fesseln öder Zeit,
Deine Flügel sind gebunden —
O, wann werden sie befreit?" —

---

Die Justizrätin hatte recht gehabt. Die kleine Stadt, beinahe an der Grenze des höchsten Nordens von Deutschland, in unfreundlicher Gegend, mit dem rauhen Klima jener Himmelsstriche, mit einem langen Winter, abgeschnitten von dem großen Strom des modernen Lebens, wurde von einem Ereignis wie der Ball zu Ehren der Wahl ihrer Abgeordneten bewegt, als sei es eine große Begebenheit. Unter den Frauen und Mädchen war von nichts anderem die Rede als von den Ballanzügen, die sich die meisten selbst mit so wenig Kosten als möglich herzustellen bemüht waren. Die Männer berieten sich über die Eigenschaften der Wahlkandidaten und horchten auf die Stimmführer, um nach ihrer Meinung das eigene Ermessen zu richten. Der Justizrat, ein mageres Männchen mit spärlichen grauen Haaren und immer gebückter Haltung — die, wie die bösen Zungen sagten, von der Unterwürfigkeit unter den oft sehr fühlbar ausgedrückten Willen seiner Frau kam, ging, ihrem Befehl gehorsam, umher und warb für den Baron, den er gar nicht kannte! Er wiederholte fortwährend, was ihm seine Frau vorgesagt hatte, welch ein Vorteil es für sie sein würde, von dem größten Gutsbesitzer und vornehmsten Mann der Gegend vertreten zu sein. Manche nickten beistimmend zu diesem durch nichts begründeten Argument und nahmen sich vor, für den Baron zu stimmen, weil der Justizrat doch ein Mann sei, der immer mehr wissen müsse „als wir armen Leute, die wir ums tägliche Brot arbeiten und keine Zeit für die Politik haben." Der klügere Teil der Wähler

aber beriet sich mit Heinrich Holm, dem obersten Lehrer am Gymnasium der Stadt, dessen ehrenwerter Charakter, Kenntnisse und volksfreundlicher Sinn ihm die Achtung und Sympathie aller tüchtigen Leute der Stadt erworben hatten. Seine Ansicht war entschieden für die Wahl Lenkes, „denn," so sagte er, „was hilft es uns, Männer als Abgeordnete zu schicken, die die Lokalbedürfnisse und die Lebensbedingungen derer, die sie vertreten, nicht kennen? Allgemeine Theorien aufzustellen und darüber zu reden, das bringt uns nicht weiter. Der Bürger, der Arbeiter hat kein Interesse daran, wie dieser oder jener Gelehrte diese oder jene Frage auffaßt; aber er hat ein Lebensinteresse daran, daß man seine Nöte kenne, daß man redlich bemüht sei, ihnen abzuhelfen, daß man es ihm erleichtere, seine Bürgerpflichten zu erfüllen, indem man seine Bürgerrechte ehrt und schützt."

Die Gutgesinnten und Verständigen stimmten hiermit überein, um so mehr, als Lenke ein fleißiger und reicher Industrieller, zugleich ein wohlwollender, humaner Mann war, der tat, was er konnte, um das Los seiner Arbeiter so erträglich als möglich zu gestalten.

Inzwischen war bei Holms zwischen Mutter und Töchtern doch auch besprochen worden, wie man einen anständigen Ballanzug für die Schwestern schaffen solle. Amalie hatte anfangs gar nicht hin gewollt, denn sie meinte, schlecht angezogen wolle sie nicht gehen und sich Neues zu kaufen, habe sie kein Geld.

„Aber du bist geizig, Malchen," sagte Pauline scherzend, „du machst doch Ersparnisse."

„O, die würden kaum zu einem ordentlichen Kleid reichen und ich will sie auch nicht dafür verwenden," erwiderte Amalie und lächelte geheimnisvoll.

„Aha! hm! hm! wir haben geheime Pläne!" rief Pauline. Dann nahm sie Amalie beim Arm und sagte: „Nun Herzens-Malchen, da muß die alte Schwester doch mal helfen; wir praktischen Menschen, wir müssen auch zu etwas gut sein und wenn du singst: ‚Nur wer die Sehnsucht kennt nach fernem

Lande', so singe ich: ‚Nur wer hübsch näht und trennt, bringt was zustande'. Komm, alte Male, sei nicht böse, daß ich deine liebe Mignon parodiere und ihr die verständige Therese vorziehe." Mit diesen Worten zog sie Amalie in ihr Zimmer. Da lag ein himmelblau-seidenes Kleid ausgebreitet mit einem weißen Überwurf aus luftigem Stoff, der wie eine zarte Wolke auf blauem Himmel schien und von blauen Bandschleifen aufgezogen wurde; ein Haarputz von ebensolchem Band lag daneben.

„Ach, Pauline," rief Amalie überrascht und fiel gerührt der Schwester um den Hals.

„O Gott, nur keine Rührung," sagte Pauline immer scherzend, „bei Licht besehen, ist die Sache sehr einfach. Es ist ja mein altes seidenes Kleid, von dem man singen könnte: ‚Schon 30 Jahre bist du alt, hast manchen Sturm erlebt.' So tragen könnte man es nicht mehr, aber als Unterkleid geht es noch ganz gut und der blaue Bandschmuck in deinem prachtvollen blonden Haar wird dir sehr gut stehen."

„Es ist reizend, Pauline," rief Amalie. „Der schöne Anzug erweckt mir die Lust, mich auf dem Ball zu unterhalten — aber du?" unterbrach sie sich und schaute besorgt auf die Schwester.

„Ha, ha," lachte diese, „ich, die den Vierzigern nahende alte Jungfer und würdige Schulvorsteherin, ich ziehe meine Uniform, d. h. mein schwarzes, seidenes Kleid an, stecke eine rote Schleife vor, eine dito ins Haar und fertig bin ich."

„Du machst es wahrhaft, wie Goethe sagt: ‚Leget Anmut in das Geben'," versetzte Amalie und sah liebevoll in der Schwester Antlitz, deren gewöhnliche Züge durch den Ausdruck einer heitern Energie angenehm wurden. „Ach, Pauline, wär ich doch so gut wie du!"

„Nun ja, nun hast du wieder was anderes zu ersehnen," sagte Pauline, „ach, du Kind, es ist ja alles nur Sache des Temperaments und der Umstände der Geburt. Ich bin die Älteste, geboren, als Vater und Mutter, obwohl in dürftiger Lage, im Glück der ersten Liebe und in voller Kraft der

Jugend, heiter und vertrauensvoll dem Leben entgegengingen. Dann folgte Kind auf Kind und Sorge, ja oft bittere Not. Heinrich kam so in der Mitte, als die Mutter schon erschöpft von den vielen Wochenbetten, von Arbeit und Mühen war. Darauf folgten noch Kinder und endlich erschienst du, armes Benjaminchen, als der Vater schon kränkelte und die Mutter bereits drei der Kinder hatte sterben sehen. Wer weiß, wie ihr Herz sich sehnte nach den Gestorbenen, wie es bangte um die noch Lebenden, als sie dich unter dem Herzen trug. Ist es ein Wunder, daß du einen Mangel fühlst im Leben und dich nach etwas sehnst, was du nicht hast? — Aber genug mit der Sentimentalität," unterbrach sie sich selbst, als sie sah, daß Tränen über Amaliens Wangen liefen und fühlte, daß ihre eigenen Augen feucht wurden. „Schnell mal den Anzug anprobiert, um zu sehen, ob nichts zu ändern ist," rief sie lustig.

Amalie mußte sich fügen und die heitere Laune kehrte beiden Schwestern zurück, als sie sahen, daß alles aufs beste gelungen war. Der Anzug hob die schlanke Gestalt Amaliens vorteilhaft hervor und das blaue Band wand sich kleidsam durch die Fülle blonden Haares, die sich einfach um die gedankenvolle Stirn legte, unter der die größte Schönheit ihres Gesichtes, die dunklen, schwärmerischen Augen, hervorsahen.

„Reizend," rief Pauline und klatschte in die Hände, indem sie Amalie von allen Seiten betrachtete, „na, du stichst alle Mädchen auf dem Balle aus und Lenke wird hoffentlich sich nicht bloß wählen lassen, sondern auch s e i n e Wahl treffen."

„Ach, welch ein Unsinn, Pauline," sagte Amalie lächelnd, „Lenke denkt nicht daran."

„So? Das weiß ich besser," versetzte Pauline, „warum macht er wohl den großen Umweg, wenn er aus der Fabrik zu seiner Mutter geht, kommt hier vorüber und schielt nach dem Fenster, ob sich ein gewisser blonder Kopf zeigt?"

„Das kann gerade so gut dein Kopf sein, nach dem er schielt," antwortete Amalie.

„Jawohl, das ist wahrscheinlich," spottete Pauline; „im

Alter paßte ich freilich besser zu ihm, denn er wird wohl vierzig sein, aber mit fünfunddreißig sind wir den Männern schon viel zu ehrwürdig, während sie uns mit vierzig noch jung erscheinen."

„Ach, lassen wir das dumme Thema," sagte Amalie, „ich glaube, Lenke denkt nicht daran und ich tue es sicher nicht. Er ist ein braver, unterrichteter Mann, aber zum Lieben und Heiraten ist das nicht genug."

„Oho, nun kommt die Schwärmerin wieder zum Vorschein," rief Pauline, „es müßte irgendein verzauberter Prinz kommen und dich auf einem Faustmantel nach Italien entführen, das wär's, was dir gefiel. Aber lockt es dich nicht, an der Seite eines braven Mannes einen tüchtigen Hausstand zu gründen und für die Verbesserung des Loses von Hunderten von Arbeitern zu wirken? Was helfen alle Theorien, wenn man nicht Hand anlegt und in rastloser Tätigkeit Stein auf Stein fügt; nur so entsteht das Haus."

„Aber den Mann, mit dem man es baut, muß man lieben, man muß auch eine ideale, ästhetische gemeinsame Welt mit ihm haben, damit die praktische Tätigkeit nicht ermüde, sondern nur die Frucht jener Gemeinschaft sei," erwiderte Amalie feurig, dann aber setzte sie hinzu, indem sie sich zärtlich an die Schwester schmiegte: „Aber ich tue doch meine Pflicht, Pauline? Du bist doch mit mir zufrieden?"

„Ja, meine Gute," versetzte Pauline, „du gibst sehr guten Unterricht und bist sehr gewissenhaft. Darauf baue ich ja gerade meine Hoffnung, daß alle die sehnsüchtigen Grillen nach und nach vergehen werden und daß ich dich doch noch mal in der Fabrik Lenke als Herrin schalten und walten sehe."

Mit diesen Worten verließ sie lachend das Zimmer. Amalie aber schüttelte wehmütig den Kopf und dachte: „Nein, sie versteht mich nicht, so trefflich sie ist; die Sehnsucht nach dem Ideal in Liebe und Leben ist doch keine bloße Grille; sie ist aber eine traurige Mitgift der Natur für die, denen sie nie erfüllt werden soll."

---

Der wichtige Ballabend war da und der Saal des Rathauses, der zu solchen Angelegenheiten diente, füllte sich rasch mit allen, die nur irgendwie zur Gesellschaft der Stadt gehörten, von den höhern Beamten an bis zum Apotheker und Krämer hinab. Die Justizrätin mit Mann und Tochter hatten sich früh eingefunden, um einen Ehrenplatz einzunehmen. Die Mutter sowohl wie die Tochter waren auffallend und überladen gekleidet, was das gewöhnliche Äußere beider nur noch mehr hervortreten ließ. Mit Erstaunen und Neid sah die Justizrätin, als Heinrich Holm, seinen beiden Schwestern den Arm gebend, in den Saal trat, wie anziehend Amalie in ihrem einfachen, aber geschmackvollen Anzug aussah. „Sehen Sie nur die Schulmamsell," flüsterte sie der Präsidentin zu, neber der, als der vornehmsten Dame der Stadt, sie stets zu sitzen bemüht war, „was sich die für ‚aires' gibt! Das hat gewiß die arme Schwester mit ihren paar Talern bestreiten müssen. Na, Hochmut kommt noch mal zu Fall! Und bei alldem sind es doch nur Lumpen, man sieht es doch gleich, was ‚Tojeletten von valör' sind; die Spitzen, Blumen und Bänder an Linchens Anzug allein haben zwölf Taler gekostet."

Die Präsidentin, die eine Großstädterin war, bezeugte ihre Teilnahme durch ein halb spöttisches, herablassendes Lächeln und wandte sich dann zu ihrer Nachbarin auf der andern Seite, um ein Gespräch zu beginnen. Die Holmschen Schwestern hatten inzwischen ihre Bekannten begrüßt und Amalie war bei Linchen stehen geblieben, die mit all dem Flitter, den sie auf sich hatte, mit dem roten Gesicht und rötlichen Haar, den roten Armen und der schwerfälligen Gestalt neben Amalie noch doppelt häßlich aussah. Mitten im gleichgültigen Geplauder faßte Linchen plötzlich Amaliens Arm mit starkem Druck und flüsterte:

„Da ist er, da ist er!"

„Wer?" frug Amalie verwundert und sah umher.

„Nun dort — der Baron — er — Lilienfeld — sehen Sie, eben kommt er in den Saal mit seinem Freund, dem Grafen,

der mit ihm aus der Residenz gekommen ist und mit dem alten Herrn von Bodmar, unserem Abgeordneten."

„Das ist der Baron, der Große, Schlanke?" frug Amalie und sah überrascht auf den Bezeichneten; „der ist aber schön, sehr schön," setzte sie wie in Antwort auf eine eigene, unausgesprochene Einwendung hinzu.

„Ja, natürlich ist er schön," versetzte Linchen eifrig, „warum wundert Sie das? Die Lilienfelds sind eine schöne Familie und die Mutter soll wunderschön gewesen sein, wie meine Eltern sagen, und dann — vom Adel — das merkt man gleich und immer in der Residenz — in der vornehmen Gesellschaft — das gibt den wahren Anstand, wie Mama sagt."

Amalie hörte nicht auf ihr Geplauder, aber ihre Blicke weilten noch auf der Erscheinung des jungen Barons, der ihr der schönste Mann dünkte, den sie je gesehen. Sie hatte, wie wir früher sahen, ein Vorurteil gegen ihn; nun nahm sie mit Erstaunen in den feinen Zügen einen so liebenswürdigen Ausdruck, in der vornehmen Haltung so viel Einfachheit und Natürlichkeit wahr, daß sie zu sich selbst sagte: „Vielleicht ist er doch ein ganz anderer, als ich ihn mir vorstellte, solch ein Äußeres kann doch nicht trügen."

Sie erriet jetzt aus den Bewegungen der Sprechenden, daß der Baron sich von dem alten Herrn von Bodmar, der hier in seiner Vaterstadt lebte und seit mehreren Jahren deren Abgeordneter war, die Hauptmitglieder der Gesellschaft nennen ließ und sie empfand eine Regung der Freude, als er sich zu ihrem Bruder, der mit Lenke und andern Bürgern im Gespräch stand, führen und sich ihm vorstellen ließ. Sie sah, wie er Heinrich die Hand reichte und sich dann, wie es schien, in ein ernstes Gespräch mit ihm vertiefte.

„Mein Himmel," sagte Linchen, „er geht zuerst zu Ihrem Bruder und mein Vater steht doch ganz nah dabei. Das wird ein Versehen von dem dummen Bodmar sein! Ich bin zu neugierig, ob er tanzen wird! Ich habe mir den ersten Walzer frei erhalten, denn Mama sagte, er würde ohne Zweifel den Ball mit mir eröffnen. Daß er einer der besten Tänzer der

Residenz ist, weiß ich schon; die Damen reißen sich dort förmlich um ihn. Eine ungarische Gräfin, eine verheiratete Frau, soll zum Sterben in ihn verliebt sein!"

„Aber woher wissen Sie das alles?" fragte Amalie zerstreut, indem ihre ganze Aufmerksamkeit auf die beiden jungen Männer konzentriert war, wobei sie mit einer sie selbst überraschenden Befriedigung sah, daß die Züge ihres Bruders einen immer freundlichern Ausdruck annahmen und daß er sich willig dem Gespräch hinzugeben schien.

„Sehen Sie nur, wie häßlich die andern neben ihm aussehen," plauderte Linchen weiter, „ausgenommen Ihr Bruder; aber sehen Sie Lenke — wie ein Bauer scheint er neben Lilienfeld — selbst sein Freund, der Graf, ist häßlich gegen ihn!"

Amalie warf einen Blick nach diesem, den sie bisher nicht angesehen hatte und bemerkte einen kleinen, äußerst eleganten Herrn in nachlässig-vornehmer Haltung, der die Lorgnette ins Auge gekniffen, die Gesellschaft musterte.

„Uh, der sieht aus wie Mephisto," sagte Amalie, „vor dem hätte sich Gretchen auch gefürchtet."

„Mein Gott, so einem vornehmen Mann mag unser Saal und alles hier so recht provinzialisch vorkommen," sagte Linchen entschuldigend. „Aber nun — nun kommt der große Augenblick," rief sie beinahe laut, als jetzt die ersten Töne der Geigen den Beginn des Tanzes verkündeten und die Paare anfingen, sich aufzustellen.

„Linchen, stell dich neben mich," flüsterte ihr die Mutter zu, „Papa wird uns jetzt jedenfalls den Baron bringen und" — — aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen, denn in dem Augenblick nahte zwar wirklich der Baron, aber begleitet von Heinrich Holm und ging gerade auf Amalie zu, deren Wangen ob dieser auffallenden Auszeichnung sich mit höherm Rot färbten, was sie ungemein anmutig erscheinen ließ.

„Der Baron von Lilienfeld wünscht dir vorgestellt zu sein, liebe Amalie," sagte Heinrich.

„Ich möchte Sie bitten, mir diesen Tanz zu schenken, mein

Fräulein," versetzte der Baron, sich vor ihr verneigend und dann einen freundlichen Blick auf sie werfend, der Amaliens Herz jäh erbeben machte. Sie trat mit ihm in die Reihen, etwas verwirrt und beschämt, da sie mehr fühlte als sie es sah, daß alle Blicke auf ihr ruhten und Neid und Mißgunst sich auf den Gesichtern der Ballmütter und der tanzfähigen Töchter malten. Besonders drückte das Gesicht der Justizrätin unverhohlen ihren Ärger aus und sie nahm sich gleich vor, ihren Mann das entgelten zu lassen, denn nur seinem Mangel an Gewandtheit konnte sie einen so entsetzlichen Etikettenfehler zuschreiben. Linchen sah sich verzweifelt nach einem andern Tänzer um, denn beim ersten Walzer sitzen zu bleiben, hätte sie für eine kaum zu überlebende Schande angesehen. Mit Dankbarkeit empfand sie es, als Lenke sich nahte und sie um den Tanz bat, obgleich es ihrer Mutter Ärger vermehrte, daß sie gerade mit dem Wahlkonkurrenten des Barons tanzen mußte.

Amalie schwebte indes mit Entzücken im Arm ihres Tänzers dahin. So hatte sie noch nie getanzt; es schien ihr, als berühre sie die Erde kaum, so sicher wiegte er sie im Rythmus des Walzers. Als sie wieder standen, sagte er mit einer Stimme, deren Wohllaut ihr wie Musik schien, daß er vor allem gewünscht habe, die Bekanntschaft ihres Bruders zu machen, dessen ausgezeichneten Charakter man ihm so gerühmt habe und von dem er Belehrung und Rat zu erhalten hoffe über alle Verhältnisse des Bezirks, den er zu vertreten wünsche.

Dieses Lob des geliebten Bruders gab Amalie ihre ganze Unbefangenheit zurück und sie fing an, diesen mit solcher Herzenswärme zu schildern und so feurig von seinem Geist und edlen Herzen zu sprechen, daß des Barons Blick mit Wohlwollen auf ihr ruhte, denn die Bewegung der Seele verklärte sie bis zur Schönheit. Sie begegnete plötzlich diesem Blick und er traf sie mit einer unerklärlichen magnetischen Gewalt, so daß sie erschrocken die Augen niederschlug und schwieg. Der Baron aber sagte:

„Wie schön, so von einer Schwester geliebt zu werden, dies Glück habe ich nie gekannt."

Gerührt hob Amalie die schönen, dunklen Augen zu ihm auf und für eine Sekunde ruhten ihre Blicke ineinander. In Amaliens Herzen ging etwas Unsagbares vor; sie erwachte wie aus einem Traum, als der Baron sie an ihren Platz zurückgeführt und, sich vor ihr verneigend, sie verlassen hatte. Sie setzte sich zu Pauline, faßte, ohne zu wissen, was sie tat, der Schwester Hand und drückte sie heftig.

„Nun, Malchen, das verzeiht dir die Justizrätin ihr Lebelang nicht," flüsterte Pauline ihr lächelnd zu; „aber was hast du denn? Du bist ja ganz aufgeregt, war er unausstehlich hochmütig und hat er dich in Zorn gebracht?"

„O, Pauline, er ist ganz anders als wir gedacht haben," erwiderte Amalie, „so einfach, so gut! Wenn du gehört hättest, wie er von Heinrich sprach — er wünscht seinen Rat, seine Belehrung über die Verhältnisse hier" —

„Pah," unterbrach sie Pauline, „er will gewählt werden, dazu braucht er Heinrich; ich gebe nichts darauf; so ein Muttersöhnchen — da ist nichts dahinter — der da, das ist etwas anderes," fuhr sie fort und warf einen Seitenblick auf Lenke, der eben Linchen vom Tanz zurückgeführt hatte und nun, in sichtbarer Verlegenheit mit sich kämpfend, dastand, wie um den Mut zu einem Wagnis zu finden. Pauline glaubte ihn zu erraten und grüßte ihn lächelnd zuerst, worauf Lenke sich ein Herz faßte und sich den Schwestern mit linkischem Gruß nahte. Pauline begann alsbald ein lebhaftes Gespräch und suchte Amalie mit hineinzuziehen, diese aber war zerstreut und einsilbig, so daß das Gespräch schließlich den beiden ersten ganz anheimfiel, während ihre Blicke durch den Saal schweiften, um die hohe, edle Gestalt ihres Tänzers zu suchen, die in ihrer Vornehmheit gar leicht unter den übrigen Männern herauszufinden war. Sie sah ihn mit seinem Freund, dem Grafen, stehen, der lebhaft zu ihm sprach und, wie sie zu erraten glaubte, wohl seinem Spott über das Fest und die Menschen Luft machte. Es tat ihr weh, daß der

Baron lächelnd zuhörte; sie fühlte aber, wie kleinstädtisch und armselig ihm das alles vorkommen müsse und es ergriff sie eine Art Beschämung über die Mitte, in der sie sich selbst befand. Plötzlich durchzuckte es sie aber mit jähem Schreck, sie sah und konnte sich nicht darüber täuschen, daß sie der Gegenstand des Gespräches geworden war, denn die Lorgnette des Grafen richtete sich auf sie und ein ironisches Lächeln umspielte seinen Mund, während der Baron zu ihm sprach. Amalie errötete heftig, wandte sich rasch zur Seite zu einem jungen Mädchen und fing so hastig und verwirrt an über die unerträgliche Hitze im Saal zu sprechen, daß jene sie verwundert ansah und meinte, sie fände es gar nicht heiß. Sie wagte eine Zeitlang nicht wieder nach jener Stelle hinzusehen, bis die Musik anfing zum ferneren Tanz und sie Lenkes Stimme vernahm, der sie um den Tanz bat. Ein flüchtiger Blick zeigte ihr, daß die beiden Freunde verschwunden seien und es war ihr wie eine Erleichterung, daß diese es nicht sehen würden, wenn sie mit dem wenig gewandten Tänzer tanze, da sie keinen Grund hatte, es Lenke abzuschlagen. Auch sah sie, wie Pauline mit beglücktem Lächeln zu ihr aufsah, als sie sich erhob, um zum Tanze anzutreten und nun, durch diese aufmerksam gemacht, glaubte sie selbst in Lenkes Wesen, in seiner sichtlichen Befangenheit, im zärtlichen Ausdruck seiner Augen, ein Gefühl zu entdecken, an das sie bisher nicht gedacht hatte. Aber anstatt ihr angenehm zu sein, stieß diese Entdeckung sie zurück und machte ihr den Mann fast widerwärtig; es war ihr, als sähe sie ihn zum erstenmal und er erschien ihr so häßlich, so ungeschickt, so alt, daß sich alles in ihr aufbäumte gegen eine Neigung, die sie nun mit jedem Augenblick deutlicher zu erkennen glaubte. Es war ihr peinlich, mit ihm zu tanzen, seinen Atem auf ihrer Wange, seinen Arm um sie geschlungen zu fühlen und sie verhielt sich so einsilbig, so zurückhaltend, daß Lenke eingeschüchtert schwieg und beide, wenn nicht tanzend, stumm nebeneinander standen.

Da hörte sie dicht hinter sich eine Stimme: „Fräulein, darf ich um eine Extratour bitten?"

Es durchfuhr sie ein süßes Erbeben; sie wandte sich um und sah den Baron, der, ohne daß sie es bemerkt hatte, hinter ihr stand und neben ihm den Grafen, der sie scharf ansah. Sie errötete tief; Lenke verneigte sich und überließ sie dem schönen Tänzer, der rasch den Arm um sie schlang und mit ihr davonflog. „Sie hatten einen gar schwerfälligen Tänzer," flüsterte er ihr im Tanzen zu. Amalie sah zu ihm auf und als sie das schöne Antlitz so nah an dem ihrigen sah, den feinen Mund, unter dem blonden Schnurrbart anmutig lächelnd und die sanften Augen, die sich tief in die ihrigen senkten, da zog es wie ein elektrischer Strom zu ihrem Herzen hinab und ohne zu wissen, was sie tat, lächelte sie ihm wieder statt der Antwort zu. Der Baron mußte wohl etwas in diesem Lächeln und dem Aufschlag ihrer Augen gelesen haben, was sie selbst nicht wußte, denn sein Arm schloß sie fester an sich, so daß er das heftige Klopfen ihres Herzens fühlte und er ließ nicht nach, mit ihr im Kreis zu fliegen, bis plötzlich die Musik verstummte und der Tanz zu Ende war. Nun führte er die Atemlose an den Platz zurück, wo Lenke verlassen stand, entschuldigte sich bei diesem, daß er, hingerissen von der Lust am Tanze, seine Erlaubnis mißbraucht habe und wendete sich dann zu Amalie: „Auch Sie muß ich um Entschuldigung bitten, Fräulein," sagte er, „ich habe Sie ganz erschöpft; darf ich Sie in das Zimmer der Erfrischungen geleiten, um etwas auszuruhen?"

Amalie nahm seinen dargebotenen Arm an, ohne zu zögern, obgleich diese Aufforderung gegen die Sitten der Provinzialstadt verstieß. Aber sie war bereits unter einem Zauberbanne und hinübergezogen in eine Sphäre, in der es ihr heimatlich vorkam. Was sie umgab, erschien ihr schon fremd, schon nicht mehr zu ihr gehörig. Sie grüßte Lenke kaum, der ihr einen verwunderten, traurigen Blick nachsandte. Der Baron führte sie durch mehrere Zimmer, in denen die Herren, die nicht tanzten, teils beim Kartenspiel, teils beim Billard sich unterhielten und dem auffallenden Paare neugierig nachsahen. Das letzte Zimmer war das der Erfrischungen, die von aufwarten-

den Frauen verabreicht wurden. Der Baron bot Amalie einen Sitz und bediente sie nun selbst mit Speise und Trank; dann setzte er sich zu ihr und fing an zu plaudern, gemütlich, vertraulich, als wären sie alte Bekannte, aber immer fein und achtungsvoll, so daß aus Amaliens Herzen jede Spur von Beklemmung wich. Sie gab sich unbefangen dem für sie neuen Reiz eines solchen Verkehrs hin und ließ nach und nach die Grazien ihrer Seele, die im häuslichen Leben meist zurückgedrängt waren, wie leicht beschwingte Psychen hinausflattern in den Glanz, der sie umleuchtete. Sie sprach ihm von ihrer Sehnsucht nach Italien, nach dem Lande der Schönheit, nach Anschauungen aus einer andern Welt als die enge, kleinbürgerliche Sphäre, in der sie lebte und fragte ihn endlich, warum er nicht wie sein Vater halb im Süden, halb auf der Lilienburg lebe und ob er die künstlerischen Neigungen seines Vaters teile. Der Baron hatte ihr mit sichtlichem Wohlgefallen zugehört; bei dieser Frage errötete er etwas und sagte dann in leiserem Ton, indem er sich näher zu ihr beugte: „Hierauf muß ich Ihnen etwas antworten, was ich bisher noch niemandem gestanden habe; aber Sie flößen mir ein solches Vertrauen ein, als kennten wir uns schon lange und als könnte ich Ihnen alles sagen. Meine Mutter hatte ganz andere Neigungen wie mein Vater; als er starb, war sie noch jung und sehr schön und es zog sie zurück zu den weltlichen Freuden, zu denen sie Geburt, Reichtum, Stellung, kurz alles befähigte. Ich war noch sehr jung, hing als Unmündiger noch ganz von ihr ab; sie führte mich mit sich in die Residenz. Ich hatte dort mehrere Jahre des Studiums vor mir, die nicht unterbrochen werden sollten; während derselben lehrte sie mich die Freuden des geselligen Lebens in der glänzendsten Form kennen, in der sie für einen Jüngling immer etwas Verführerisches haben; dabei überhäufte sie mich mit Zärtlichkeit, denn ich bin vielleicht das einzige auf Erden, was sie wahrhaft liebt und als ich fertig studiert hatte und mündig war, fand ich mich so gefesselt, so ihrem starken Willen untertan, so von tausend Banden geselliger Verpflichtungen umstrickt,

daß ich nach jedem schwachen Versuch, mich loszureißen, eine vollständige Niederlage erlitt, um so mehr, da sie dann mein Herz bestürmte und mir sagte, daß ich ihr alles sei und sie nicht verlassen dürfe. Endlich aber erwachte doch mein Mannesstolz zu mächtig; ich begann mich des tatenlosen, nur dem Genuß geweihten Lebens zu schämen und ich erklärte meiner Mutter, ich wolle hierher gehen, mich um das Vertrauen meiner Vaterstadt bewerben, um ihre Rechte im Parlament zu vertreten und so nützlich zu werden für meine Mitmenschen. Diese Idee gefiel ihr, weil sie mich an die Residenz fesselte und sie ließ mich hierher allein gehen, weil ihr der Aufenthalt in Lilienburg zu einsam ist. Sehen Sie, das ist meine Geschichte, Fräulein," schloß er, „ich habe mich Ihnen schwach gezeigt, wie ich war, aber ich hoffe, Ihre und Ihres Bruders Achtung zu verdienen, damit er mir hilft, ein meinem Lande nützlicher Mann zu werden."

Er schwieg. Sie war tief bewegt, in ihren Augen glänzten Tränen der Rührung, daß er ihr das alles so einfach, so vertrauensvoll erzählt hatte; sie sah in dem allen den Beweis eines tiefen, edlen Charakters, eines liebevollen Gemüts und ohne daran zu denken, daß sie noch vor wenigen Tagen das Gegenteil gewollt hatte, rief sie, von ihrem Gefühl hingerissen: „O gewiß, mein Bruder wird und muß Ihnen helfen; so edles Wollen muß den Erfolg haben, den es verdient. Niemand besser als mein Heinrich kann Sie in alles einweihen, was unserem armen, nordischen Stückchen Erde hier nottut."

Der Baron sagte: „Ich danke Ihnen, teures Fräulein; meine Ahnung hat mich nicht betrogen; war mir's doch gleich, als ich mich im Kreise der Damen heute abend umsah und mein Blick auf Sie fiel und Ihr Bruder mir dann sagte, Sie seien seine Schwester, als habe ich meinen Schutzengel gefunden." Er sah sie so voll Innigkeit an, daß Amaliens Herz mit Ungestüm klopfte; doch faßte sie sich gewaltsam und sagte: „Ihr eigenes Verdienst wird Ihr Schutzengel sein; aber wenn Sie wirklich etwas Ernstes für unsere Gegend tun wollen, dann müssen Sie öfter hier sein und ich denke mir, es kann

Ihnen nicht so schwer fallen, auf Ihrer herrlichen Lilienburg zu leben, die so viel Schönes enthalten soll, daß man sich nach Italien träumen könnte."

„Waren Sie denn nie dort?" frug der Baron.

„Wie sollte ich? Seit dem Tode Ihres Vaters war sie verschlossen und ich hatte keine Erlaubnis, dorthin zu gehen, wiewohl ich mich oft darnach sehnte."

„Ach, dann müssen Sie mir die Freude machen, mich mit den Ihrigen zu besuchen," rief der Baron, „ich werde Ihren Bruder selbst darum bitten. Wie soll es mich freuen, Ihnen die Sammlungen meines guten Vaters zu zeigen."

Sie waren die Zeit über allein gewesen, im Saal war alles mit Tanzen beschäftigt; aber sie hatten die Musik kaum gehört und Amalie wenigstens hatte völlig vergessen, daß wenige Schritte von ihr getanzt würde und daß man sie wahrscheinlich vermisse. Jetzt ertönte von neuem die Musik eines Walzers und der Baron rief aufspringend: „Ach, nun habe ich Sie ganz vom Tanz zurückgehalten mit meinem Geplauder, erlauben Sie, daß ich Sie zurückführe."

„Ja, gehen wir," sagte Amalie aufstehend, obgleich sie viel lieber geblieben wäre, „aber die versäumten Tänze bedaure ich nicht."

Der Baron lächelte ob des Geständnisses, das sie in aller Unschuld machte, ohne den Schluß zu ahnen, den er daraus ziehen mußte, doch sie sah sein Lächeln nicht. Er bot ihr den Arm, um sie zurückzuführen, da erschien Pauline auf der Türschwelle und blieb betroffen stehen, als sie sah, in wessen Gesellschaft Amalie sich hier befand.

„Da bist du," sagte sie verlegen, „ich suchte dich überall" —

„Meine Schwester Pauline," — begann Amalie, auch etwas verlegen.

Der Baron verneigte sich vor der ältern Schwester und mit der Gewandtheit des Weltmannes, der durch irgendeine Wendung die gepreßten Gemüter gleich zu befreien weiß, hub er alsbald an: „Ich muß um Verzeihung bitten, ich hatte, verlockt von dem Vergnügen, mit einer so guten Tänzerin zu

tanzen, Ihre Schwester ganz atemlos und müde gemacht, so daß ich es für meine Pflicht hielt, sie etwas zum Ausruhen herzuführen. Nun habe ich eben das Versprechen eines Besuches auf Lilienburg erhalten, ich hoffe, daß auch Sie mir diese Freude machen?"

Pauline neigte bejahend den Kopf und murmelte etwas von „gerne".

„Dann beurlaube ich mich jetzt, meine Damen, ich will Ihrem Bruder noch meine Bitte vortragen und dann nach Haus zurückkehren. Auf Wiedersehen!" sagte er grüßend und sein freundlicher Blick begegnete noch einmal dem Amaliens und machte sie erröten.

Die Schwestern blieben zurück; Amalie suchte vergebens ihre Bewegung zu verbergen, Paulinens klares Auge hatte sie bereits durchschaut.

„Du tatest nicht klug, so lange mit dem Baron hier allein zu bleiben," sagte sie im Tone des Vorwurfs, „die Leute werden es bemerkt haben und da du ohnehin im Ruf stehst, etwas Außerordentliches sein zu wollen, wird man darüber sprechen und spotten. Die Justizrätin ist so schon ganz außer sich vor Ärger. Der Monsieur hat sich ihr nicht einmal vorstellen lassen, nicht mit Linchen getanzt, die schönen ‚Tojeletten' haben keine Wirkung gehabt; du kannst dir denken, wie sie über dich sprechen wird und ich gestehe, es ist mir auch unangenehm, daß er dich so auffallend ausgezeichnet hat; es lenkt die Aufmerksamkeit unnütz auf dich und er tut es doch nur, um Heinrich für sich zu gewinnen."

Die letzten Worte gaben Amalie einen Stich ins Herz und überhaupt verletzte sie Paulinens Ton, der ihr so ungerecht gegen den Baron erschien. Doch wollte sie das der Schwester nicht zeigen, weil es Pauline auf die rasche, seltsame Veränderung, die sie in sich vorgehen fühlte, aufmerksam gemacht hätte. Sie beschränkte sich daher zu sagen, daß der Baron sie angenehm und anregend unterhalten habe, was ihr als etwas Neues interessanter gewesen sei als das Tanzen, das ihr ohnehin kein großes Vergnügen mache, weshalb sie auch die

Schwester bitte, jetzt mit ihr nach Haus zu gehen, denn sie sei müde.

„Du willst nicht mehr tanzen?“ fragte Pauline und sah sie scharf an. Amalie errötete, sie fühlte, was dieser Blick sagen wollte, doch nahm sie wie gewöhnlich Paulinens Schärfe gegenüber zur Zärtlichkeit ihre Zuflucht, als dem Mittel, das immer seinen Zweck erreichte. Sie hing sich an den Arm der Schwester und sagte bittend:

„Ja, mein Paulinchen, laß uns nach Hause gehen; ich möchte gar nicht wieder in den Saal und mich dem Grimm der Justizrätin preisgeben.“

Sie lachte und Pauline lachte auch und willigte ein. Im Nebenzimmer trafen sie Lenke und trugen ihm auf, Heinrich zu sagen, daß sie nach Hause gegangen seien, was sich in der kleinen Stadt ohne den mindesten Anstoß tun ließ. Lenke aber erbot sich schüchtern, sie zunächst nach Hause zu begleiten und dann zurückzukehren und die Botschaft auszurichten. Amalie wollte ablehnen, aber Pauline kam ihr zuvor und nahm das Anerbieten mit freundlichem Dank an. Lenke bot nun beiden Schwestern den Arm und obwohl Amalie lieber allein gegangen wäre, so fürchtete sie doch Paulinens Mißbilligung, wenn sie Lenke abermals schnöde behandle und nahm daher seinen Arm an, überließ es aber Pauline, das Gespräch zu führen, bis sie an ihrer Haustür angelangt waren.

Als sie sich allein in ihrem Zimmer befand, atmete sie tief auf wie befreit, sich endlich selbst fragen zu können, was denn geschehen sei, da es ihr vorkam, als sei ihr ganzes Leben ein anderes geworden, als sei der Nebel, der ihr Dasein und ihre Zukunft umgab, zerrissen, als sähe sie in ein fernes, sonnenbeglänztes Land der Schönheit.

„Nein, das Ideal von Mensch und Leben ist keine Täuschung,“ rief es jubelnd in ihrem Herzen; sie sah das schöne Angesicht, die edle Haltung vor sich, sie fühlte den magnetischen Zauber, den seine Blicke auf sie übten, sie flog noch einmal an seinem Arm, dicht an ihn geschmiegt, dahin, sie hörte die wohllautende Stimme, die ihr Worte sagte, welche

ihr von Geist und Bildung erfüllt schienen, wie sie sie in so edler Form noch nie vernommen hatte, kurz, sie träumte einen Traum, so herrlich und süß wie noch nie und alle Qual war von ihrer Sehnsucht genommen; diese war ein Schmetterling geworden, der mit glänzenden Flügeln fortflatterte aus der kalten Winternacht, dahin, wo die Sonne strahlte und wo tausend Blumenkelche winkten, um sich darauf zu wiegen. Sie hatte die Zeit vergessen — vergessen, daß sie noch im Ballschmuck war, vergessen, daß sie am folgenden Morgen früh zur Schule mußte, um einige Stunden zu geben. Plötzlich fuhr sie mit jähem Schreck empor, denn vom nahen Kirchturm schlug es zwei Uhr nachts. Das trübe Licht der beinahe herabgebrannten Kerze zeigte ihr in dem kleinen Spiegel, der ihr gegenüber hing, ihr eigenes Antlitz, geisterhaft bleich, noch mit dem Ballschmuck im Haar; zugleich fühlte sie sich von einem kalten Schauder durchrieselt; im Zimmer war es bitter kalt und sie hatte beim Eintreten den Mantel abgeworfen und in dem dünnen Ballkleid stundenlang gesessen. Mit einem Male trat die Wirklichkeit in ihr Recht; die schimmernden Schmetterlinge entflohen; es war die kalte schaurige Winternacht, die sie umfing; es waren die Schulbücher auf dem Tisch, die sie an ihre Lehrerpflicht für den bereits angebrochenen Tag mahnten, an die fünfzig Pfennige, die sie sich mit einer Stunde angestrengten Lehrens verdiente; es war die ganze schmuck- und schönheitslose Öde ihrer Existenz, die sie aus der dürftigen Ausstattung ihres Zimmerchens anstarrte. „Ach Gott," stöhnte sie und preßte beide Hände auf ihr Herz, das heftig schmerzte, „welch eine Törin bin ich, so schnell mich einem Eindruck hinzugeben, wenn er auch so übermächtig hold war, wie ich noch nichts Ähnliches erlebt habe. Aber Pauline hat recht — es war nur Heinrichs wegen — was könnte es anderes sein? Er — auf den Gipfeln des Lebens, in Glanz und Glück — ich — eine Sklavin der Arbeit wie so viele — ach so viele — was für ein Recht hätte ich, eine Ausnahme zu sein? Nein, Amalie, sei hart und stolz, daß er nie ahne, wie töricht du warst, sonst würde er dich vielleicht verachten —

rasch, rasch zu Bett, damit du morgen deiner kalten Pflicht genügen kannst." Mit fieberhafter Hast entkleidete sie sich, warf sich aufs Bett, löschte das Licht aus und verbarg ihr Gesicht in die Kissen, als könnte sie damit die Tränen ersticken, die noch lange aus ihren Augen flossen.

---

Der Baron war mit seinem Freund ebenfalls nach Haus zurückgekehrt.

Die Lilienburg lag eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, aber die Equipage des Barons trug sie in kürzerer Zeit dahin. Als sich das Gittertor des Parks vor ihnen öffnete, sahen sie das Licht der erleuchteten Eintrittshalle des Schlosses ihnen entgegenschimmern und der Graf rief, aus halbem Schlummer erwachend: „Ach, mon cher, Gottlob, daß man in zivilisierte Zustände zurückkehrt. Die spießbürgerliche Eleganz in der Provinz ist doch nicht zu ertragen. Ich hoffe, dein Koch hat noch etwas kalte Küche und dein Keller noch einen edlen Bordeaux! Ich sterbe vor Hunger, denn von dem Zeug dort habe ich nichts essen können."

Der Baron, der während der Fahrt gleich seinem Freund kein Wort gesprochen hatte, obwohl er nicht schlief, eilte die Marmorstufen, die zum Schlosse führten, hinauf und befahl dem Diener, der die prächtige, mit Statuen und Pflanzen geschmückte Vorhalle öffnete, das Gewünschte in den Eßsaal zu bringen. Nach einigen Minuten saßen beide Freunde, vom Ballanzug befreit, in eleganten Schlafröcken beim Souper im großen Speisesaal, vor dem hellflammenden Feuer des altertümlichen Kamins und durchsprachen den verlebten Abend, wobei es der Graf nicht fehlen ließ, alles und jedes lächerlich zu machen.

„Aber wie du hier losgehst, liebenswürdigster aller Don Juans," rief er lachend, „das ist kolossal; förmlich im Sturmschritt! Nun, die Festung war wohl nicht allzuschwer zu nehmen, die schlanke Blonde schien mir schon ganz verliebt. Sie war übrigens wirklich die einzige, mit der man sich be-

schäftigen konnte unter all diesen Landviolen; sie ist keine vollendete Schönheit, aber eine fesselnde Erscheinung."

„Das sagt viel, wenn du, kritischer Kenner, das findest," erwiderte der Baron, „aber sprich wirklich nicht frivol von diesem Mädchen, sie scheint mir ungewöhnlich, hat Geist und Gefühl und alles ist frisch und unmittelbar bei ihr, nicht gemacht und prätentiös wie bei unseren gebildeten jungen Damen."

„Wie du gleich schwärmst," sagte der Graf, „gleich an die sublimsten Eigenschaften und an unbestechliche Tugend glaubst! Ach Eugen, Eugen — die naiven Gretchen vom Lande fallen noch leichter als die gewitzigten Damen der Gesellschaft. Übrigens rate ich dir, vorsichtig zu sein; dieser Herr Holm sieht gar nicht aus, als ob er mit sich spaßen ließe. und indem du die Schwester zu gewinnen suchst, meinst du doch nur den Bruder, den du nötig hast für deine Wahl. Eigentlich ist's eine Dummheit, diese Manie dich wählen zu lassen," fuhr er fort, „ich habe es dir schon so oft gesagt: wer so wie du alles hat, um das Leben zu genießen, wozu braucht sich der in diese unfruchtbaren Schwätzereien, die man Parlament nennt, einzulassen? Du willst dich nützlich machen? Warte, bis wir das Regiment wieder in Händen haben, dann können wir uns nützlich machen, ohne daß wir erst nötig haben, diesem bürgerlichen Pöbel zu schmeicheln, damit er uns die Ehre antue, uns zu seinen Vertretern zu wählen."

„Du weißt, mein Lieber, hier weichen unsere Ansichten voneinander ab," versetzte Eugen, „die Zeiten, wo wir, wie du sagst, regieren werden, können nie zurückkehren. Der Geist der Demokratie geht langsam und sicher seinen Weg. Nach der einen Seite will man ihm mit Gewalt wehren, nach der andern treibt man ihn zu Exzessen; aber zwischen diesen beiden Extremen schreitet die Welt unaufhaltsam zu einer neuen Form menschlicher Zustände fort, zu einer Ausgleichung zwischen den schroffen Gegensätzen von Reichtum und Armut, von privilegiertem Adel und belastetem Bürgertum, zur Aufhebung des Proletariats. Dieser Bewegung muß jeder ver-

nünftige, wohlwollende Mensch sich anschließen, um mitzuhelfen, sie in die rechten Bahnen zu leiten. Dazu muß man die gesellschaftlichen Zustände studieren und sich an den Verhandlungen darüber beteiligen."

„Du sprichst wie ein Buch," sagte der Graf und zuckte ungeduldig die Achseln. „Diese Richtung ist die Erbschaft deines Vaters; ich wundre mich nur, daß Mamas Einfluß dich nicht von der philanthropischen Manie geheilt hat."

„Ach, was das betrifft" — hub Eugen mit einem tiefen Seufzer an.

„Sag, was du willst," unterbrach ihn der Graf, „deine Mutter ist eine Frau von großem Verstand, sie kennt das Leben und weiß, daß es töricht ist, gewisse Vorrechte aufzugeben. Ich hoffe auch, daß, wenn du durchaus öfter hier leben willst, sie mitkommen und die Gesellschaft und Freuden der Residenz hierher nachziehen wird. Dann — à la bonheur! dann ist's das Leben eines grand seigneur. Zum Glück bist du ein weiches Wachs in den Händen deiner Mutter, das ist immer mein Trost."

„Und mein ewiger Vorwurf mir selbst gegenüber," sagte Eugen halblaut.

„Ach, gehen wir zu Bett, mon cher; du bist in deiner elegischen Stimmung; das kommt von der Bekanntschaft mit dem blonden Gretchen und ihrem schwindsüchtigen Bruder, denn daß der die Schwindsucht bekommt, wenn er sie nicht schon hat, das ist sicher."

Der Graf erhob sich gähnend; Eugen schellte dem Diener, der den silbernen Armleuchter ergriff, um den Herren die Marmortreppe hinauf zu den Schlafzimmern vorzuleuchten.

Am folgenden Morgen beim Frühstück drehte sich in der Holmschen Familie das Gespräch natürlich auch um die Ereignisse des Ballabends. Die Mutter erfreute sich an den witzigen Erzählungen Paulinens, die es nicht unterließ, die Ausbrüche des Ärgers der Justizrätin bei Amaliens Triumphen in drastischer Weise nachzuahmen.

„Nun, das ist aber auch wirklich eine Ehre für unser Mal-

chen," sagte die Mutter und blickte geschmeichelt auf die jüngste Tochter, die ungewöhnlich bleich und still war. „Du bist doch nicht unwohl, mein Herzchen?" setzte sie besorgt hinzu, indem sie Amaliens Blässe bemerkte.

„Nein, Mütterchen, ich bin etwas müde, das ist alles," versetzte Amalie.

„Wie hat er dir denn gefallen, der Baron, mein' ich," fragte die Mutter wieder.

„Seine Unterhaltung war sehr angenehm," erwiderte Amalie, „sonst kenne ich ihn ja noch nicht."

„Mir hat er sehr gefallen," nahm Heinrich das Wort, „ich hatte ein Vorurteil gegen ihn, aber es ist geschwunden; er ist sehr gebildet und scheint das Herz seines Vaters und den ernsten Willen zu haben, für unsere Interessen im besten Sinne tätig zu werden. Ich gestehe es, er hat meine Ideen in Beziehung auf die Wahl erschüttert."

„Nun, da haben wir's," rief Pauline und wurde rot vor Eifer, „das sind wieder gleich die zwei Idealisten! Kaum kommt ein hübscher Mensch mit feinen Manieren, der seine Worte zu setzen weiß, so sind sie entzückt und machen ein Ideal aus ihm. Ich hoffe doch, Heinrich, du lässest dich nicht irremachen und verwendest deinen Einfluß für Lenke. Du weißt ja gar nicht, was hinter dem Herrchen ist; vielleicht das Nichts in einer hübschen Form, während bei Lenke das Gefäß nicht so glänzend ist, aber der Inhalt dafür köstlich."

„Nun, nun, Pauline," sagte Heinrich lächelnd, „wenn Amalie und ich Idealisten sind, so bist du dagegen eine so exklusive Demokratin, daß du das Gute und Liebenswerte, wenn es Baron heißt, nicht anerkennen w i l l st. Übrigens hat uns der Baron auf Sonntag, als unserem freien Tag, eingeladen, bei ihm zu frühstücken und die Schätze der Lilienburg zu besehen. Du kommst doch auch mit, Mutter?"

„Nein, Heinrich, nein," sagte die alte Frau, sich ängstlich auf den Stuhl zurückziehend, als wolle man sie zu etwas Schrecklichem zwingen, „das kann ich nicht mehr leisten; ich

glaube, ich stürbe vor Verlegenheit, mit so vornehmen Herren umzugehen."

„Aber ihr kommt doch beide?" fragte Heinrich, sich zu den Schwestern wendend. „Ja, er hat es mir auch gesagt, aber wozu eigentlich?" versetzte Pauline. „Es ist ja doch nur, um dir zu schmeicheln." „Nein, Pauline," hub nun endlich Amalie an, welche die fortgesetzte Feindseligkeit der Schwester gegen den Baron verletzte, „ich sagte, daß ich die Lilienburg nicht kenne und die Kunstschätze dort gern einmal sähe und darauf sagte er freundlich, er wolle uns einladen und uns alles zeigen."

„Das ist ja hübsch von ihm," sagte die Mutter, „das zeigt ein gutes Gemüt; da mußt du doch gehen, Paulinchen; du wirst ja auch Freude haben, die schönen Sachen zu sehen, nicht?"

„Nun ja, mitgehen kann ich ja schon," erwiderte Pauline zögernd, „aber jetzt muß ich in die Schule; du kommst doch mit, Amalie?" Diese nahm Hut und Mantel und folgte, um ihre Pflicht zu erfüllen. Aber es wurde ihr heute schwerer denn je und wenn sie des morgenden Tages gedachte, klopfte ihr Herz in Furcht und Freude; sie hätte beinahe gewünscht, sie wären nicht eingeladen und doch wäre sie unglücklich gewesen, nicht hinzugehen.

Sie gingen aber hin, die drei Geschwister, oder vielmehr sie fuhren, denn der Baron hatte seinen Wagen geschickt, um sie abzuholen. Mancher neugierige und verwunderte Blick folgte ihnen, als sie durch die Straßen fuhren, manche Bemerkung wurde laut. Linchen stand noch im Morgenanzug am Fenster und erkannte mit bitterem Neid, wer in dem Wagen saß. Sie sprang in das Schlafzimmer ihrer Mutter, die eben sich dem bleiernen Schlaf entrissen hatte, der ihre korpulente Person traumlos zu umfangen pflegte.

„Mama, sie fahren vorbei — sie fahren vorbei — in seinem Wagen," schrie Linchen in das Zimmer.

„Wer fährt vorbei, in welchem Wagen? Schrei doch

nicht so, du hast mich erschreckt, du bist unausstehlich," schrie die Mutter ihr mit gleich starker Stimme zu.

„Gott, alle Holms, in des Barons Wagen — nach Lilienburg," erwiderte Linchen unmutig.

„Nicht möglich! Was für Dummheiten sprichst du da," rief die Mutter, indem der Ärger ihr wieder das Kupferrot auf die Wangen trieb.

„Ach, glaubs nicht, wenn du nicht willst, wahr ists doch; ich stand daneben, als der Baron, ehe er vom Ball ging, den Heinrich Holm einlud, mit seinen Schwestern bei ihm zu frühstücken. Jetzt fahren sie wahrhaftig in seinem Wagen hin, und wir — kennen ihn noch nicht einmal und sind nicht eingeladen." Sie schlug die Tür unsanft hinter sich zu und ging an das Fenster zurück, als könne sie dem längst entschwundenen Wagen mit den Blicken bis zu jenem ihr versagten Zauberschloß folgen. Dann brütete sie über ihren Unmut und als die Mutter später in das Zimmer trat, ließen beide ihre üble Laune aneinander aus, bis sie sich später in gemeinsamem Schimpfen auf die Holms, besonders auf Amalie, wieder vereinigten.

Die Geschwister langten indessen bei dem Schlosse an und konnten einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken, als sie in die Vorhalle traten. Amalie wurde es zumute, als ginge der Traum ihrer Seele in Erfüllung; hier war Kunst, hier war Schönheit; alle Furcht, alles Gedrücktsein entfloh wie durch Magie aus ihrem Herzen; sie atmete tief auf, fühlte sich frei und glücklich und folgte elastischen Schrittes den Geschwistern zu dem Gemach, das der Diener ihnen öffnete und in dem der Baron sie mit freundlichem Gruß willkommen hieß. Er war so unbefangen, so liebenswürdig, so anmutig gesprächig, daß selbst Pauline ihren inneren Widerstand etwas schwinden fühlte. Heinrich gab sich auch dem Reiz der Unterhaltung hin und zeigte sich als das, was er war, ein gründlich gebildeter, warm und poetisch empfindender Mensch. Amalie war die stillste, aber die am meisten innerlich Beglückte. Alles umfing sie sympathisch. Das Zimmer, in dem

sie sich befanden, war mit edlem Luxus eingerichtet; wertvolle Bilder an den Wänden zeigten, daß ein Kenner sie gesammelt habe. Der Baron bemerkte, wie die Blicke Amaliens entzückt von einem derselben zum andern wanderten, er unterbrach plötzlich das Gespräch, das bei anderen Gegenständen weilte und sagte lächelnd zu ihr:

„Ich sehe, Sie verlangen danach, den Ruf von Lilienburg gerechtfertigt zu sehen. Leider kann ich sie Ihnen nicht in ihrem ganzen Glanze zeigen, wenn auch die Natur den Park mit ihren Reizen schmückt, der jetzt öde ist unter seiner Schneehülle; aber bei dem, was die Kunst hier getan hat, bin ich so stolz, Ihnen sogar etwas Führer sein zu können, denn von früh auf hat mein Vater mich mit seinen Schätzen bekanntgemacht und mir Vorkenntnisse gegeben, die mir zustatten kommen werden, wenn ich wieder nach Italien gehe."

„Sie waren schon einmal dort?" frug Heinrich.

„Ja, als ich sechzehn Jahre alt war; aber das war noch ein unvollkommenes Sehen; damals zog mich die südliche Natur bei weitem mehr an als die Kunst. Aber nun muß ich Sie in den großen Saal führen."

Bei diesen Worten öffnete er eine Tür und bat seine Gäste, einzutreten. Mit einem Ausruf des Entzückens blieb Amalie auf der Schwelle stehen und preßte unwillkürlich die Hand auf ihr wogendes Herz. Es schien ihr, als trete sie in einen Tempel. In einem hohen gewölbten Saal, der das Licht von oben empfing, standen in Nischen an den Wänden Kopien der edelsten Statuen des Vatikans in natürlicher Größe. Die großartigen Verhältnisse des Raumes, der stilvolle Schmuck, der überall angebracht war, das milde Licht und die Versammlung dieser stillen Götter, alles machte den würdigsten Eindruck, ja den Eindruck des Erhabenen für den, der noch nie ähnliches gesehen hatte. Der Baron ergötzte sich an der freudigen Bewunderung seiner Gäste und erklärte ihnen mit feinem Kunstsinn den Charakter der Statuen und sonstigen hier aufgestellten Kunstwerke, sprach über die verschiedenen Epochen der alten Kunst und sagte zuletzt:

„Und nun denken Sie sich das alles unter einem blauen südlichen Himmel, beschienen von einem reinen Licht, inmitten herrlicher Tempel, in Lorbeerhainen, zwischen allen Wundern der Natur! Denn nur da konnte die künstlerische Phantasie sich zu dieser Vollendung der Form, zu dieser edlen Ruhe in der eigenen Schönheit entfalten. Solche Schöpfungen wie diese wären in unserem düsteren, form- und farblosen Norden unmöglich."

„Ach, Herr Baron," rief Pauline lachend, malen Sie kein zu verführerisches Bild vom Süden; meine Schwester ist so schon sehnsuchtskrank nach Italien, wenn sie das hört, wird sie es hier gar nicht mehr aushalten."

Der Baron blickte Amalie, deren Augen in feuchtem Glanz zu ihm aufleuchteten, lächelnd an und es war ihr, als läge in seinem Blick, in seinem Lächeln eine Verheißung, die ihr Herz in Begeisterung schlagen machte. Nachdem man sich noch längere Zeit der Betrachtung der Kunstschätze erfreut hatte, wurde das Frühstück gemeldet. Nun erschien auch der Graf und bot Pauline den Arm; der Baron führte Amalie zum Speisesaal und Heinrich beschloß den Zug. Der Luxus, der bei der Tafel herrschte, bedrückte Amalie etwas, aber Paulinens derbere Natur verlor ihr Gleichgewicht nicht, teilte es den anderen mit und da sie klug und unterrichtet war, so ließ sich auch der Graf zu heiterem Gespräch hinreißen, so daß die Mahlzeit ganz fröhlich verlief. Als sie beendet war, fanden sich Pauline, der Graf und Heinrich so tief in eine Unterhaltung über die Verhältnisse der Provinz verwickelt, daß sie am Tische sitzen blieben, während der Baron, der inzwischen mit Amalie ein Zwiegespräch geführt hatte, dieser vorschlug, ihr Aquarelle, die sein Vater aus Italien mitgebracht habe, zu zeigen. Sie verließen das Speisezimmer und begaben sich in das zuerst betretene Zimmer. Hier zeigte er ihr eine Sammlung, von Künstlern ersten Ranges gemalt, die schönsten Ansichten der Umgegend Roms und Neapels darstellend. Amalie war außer sich vor Entzücken und horchte begeistert den Er-

zählungen, die Eugen aus seinen italienischen Erinnerungen hinzufügte.

„Nur allein solche Sachen zu malen, muß schon Seligkeit sein," sagte sie endlich, „man wird ja schon warm ums Herz, nur diese Bilder anzusehen. Wär nur mein bißchen Zeichnen nicht so unvollkommen" —

„Ah, Sie zeichnen," fiel ihr Eugen ins Wort, „wollen Sie diese Sachen kopieren? Kommen Sie hierher, ich habe alles Erforderliche, Sie können ungestört hier arbeiten und wenn Sie erlauben, so gebe ich Ihnen zuweilen Rat; ich bin nicht ganz ungeschickt im Aquarell."

Amalie war so verwirrt durch dies freundliche Anerbieten, daß sie nicht gleich zu erwidern wußte. Es war ihr, als öffne sich der Himmel und als stiege ein ungeahntes Glück auf goldenen Wolken zu ihr nieder, und doch war sie zaghaft und wagte nicht, sich solchem Glücke hinzugeben. Sie schwieg einen Augenblick und kämpfte mit dem ungestümen Drang, der sie bewog, dies Unverhoffte jubelnd zu empfangen, und einer dunkeln Angst, daß die Götter, wenn sie zuviel Gutes schenken, oft die schwersten Opfer dafür verlangen.

Eugen bemerkte ihr Schwanken und sagte sanft: „Sie dürfen ohne Furcht annehmen, was ich Ihnen anbiete. Sie sind ein seltenes Mädchen, Amalie; ich glaubte nicht, in diesem abgelegenen Ort soviel Geist und Gefühl, soviel Sehnsucht nach dem Höchsten zu finden. Sehen Sie mich an als einen Freund, der etwas Freude in Ihr Leben bringen möchte."

Er nahm ihre Hand und drückte sie leise. Amaliens Herz erbebte in süßen Schauern bei Nennung ihres Namens, bei dem Druck seiner Hand. Sie sah ihm in die Augen, deren Blick sich tief und innig in die ihren senkte und ein grenzenloses Vertrauen nahm ihr Gemüt ein. Sie sah den idealen Mann vor sich, wie sie ihn sich geträumt hatte und die Liebe zog mit einer Allgewalt in ihr Herz ein, vor der jeder Widerstand der Vernunft schwand. Sie ließ ihre Hand in der seinen ruhen und sagte mit einem Blick, in dem ihre ganze Seele sich aussprach: „Ich glaube Ihnen, wie ich noch nie jemandem ge-

glaubt habe; Sie versprechen mir ein Glück, größer als sie es ahnen können, Herr Baron" —

„O, nennen Sie mich nicht so, nennen Sie mich Eugen," versetzte er, indem er ihre Hand an sein Herz zog, „Sie glauben nicht, Amalie, wie es m i ch beglückt, endlich einmal frei zu sein von dem Formenwesen der vornehmen Gesellschaft und in eine reine, schöne Seele blicken zu können, die durch keine Unnatur der modernen Erziehung entstellt ist. Sie werden mir meine Lilienburg lieb machen, wenn Sie deren Kunstschätze mit mir zu genießen kommen. Ich will hier oft und lange sein, ich will mich nützlich machen. Ihr trefflicher Bruder, Ihre verständige Schwester, vor allen aber Sie — müssen mir helfen, ein schönes Leben hier einzurichten und Segen um mich zu verbreiten."

Er war ganz hingerissen, alles jugendlich Edle in seiner Natur war wach. Amaliens Blick hing an ihm in unverhohlener Begeisterung. Sie horchte seinen Worten, als höre sie himmlische Musik. Endlich sagte sie selig lächelnd: „Ja, so müßten alle Reichen denken, müßten sich als Stellvertreter Gottes auf Erden, als Segenspender ansehen, dann würde das Leiden der Welt mit hohem Trost gemildert und selbst in unserm rauhen Norden könnten Paradiese erblühen." Der Eintritt der übrigen Gesellschaft störte das beglückende Zusammensein. Der Baron erklärte in freundlicher Weise Pauline und dem Bruder, wie er sich Amalie zum Lehrer angeboten habe, stellte es auch ihnen frei, die Kunstschätze der Lilienburg so oft anzusehen, als es ihnen Vergnügen machen würde und bat Heinrich, die reichhaltige Bibliothek des Schlosses zu benutzen.

---

Die Geschwister schieden, jedes in seiner Art befriedigt; selbst Pauline erklärte zu Hause der Mutter, sie habe ein paar angenehme Stunden zugebracht und die adeligen Herren besser gefunden, als sie gedacht habe.

„Aber was denkst du von den Malstunden?" sagte sie, als

sie sich mit der Mutter allein befand. „Der Baron ist wirklich ein schöner und liebenswürdiger Mensch, aber er ist mir ein bißchen zu freundlich mit Amalie, obgleich immer fein und achtungsvoll, das muß ich zugestehen; doch ich fürchte für Amaliens Ruhe und dann, werden die Leute nicht darüber sprechen? Sie finden Malchen so schon immer anders wie alle andern."

„Ach, Pauline, ich denke, wir können dem Kinde die Freude gönnen," sagte die Mutter, indem sie die Hände mit dem Strickzeug auf den Tisch legte und das gefurchte Antlitz zu der Tochter erhob, „siehst du, es ist ein eigen Ding mit Malchen; ich will dir erzählen, was ich noch keinem erzählt habe: als ich sah, daß ich noch ein Kind haben würde, war ich traurig, weil die Zahl schon groß war und der Vater sich überarbeitete, um für alle Brot zu schaffen. Es war gerade die Zeit deiner Konfirmation und Vater und ich gingen mit dir beim ersten Gang zum Tische des Herrn. Da, als ich in Demut das Brot und den Wein empfing, fühlte ich zum erstenmal das Kind sich regen und es ergriff mich wie ein Gedanke von oben, daß dieses Kind zu etwas besonderem bestimmt sei. Ich flehte zu Gott, daß er mir mein Murren vergebe und bereitete mich, dies neue Pfand seiner Gnade mit Freude und Dank zu empfangen. Siehst du, Paulinchen, Amalie ist nun auch ein besonderes Kind geworden und der selige Vater sagte immer im Scherz: Die wird mal einen Prinzen heiraten. Wenn es nun Gottes Wille wäre, daß der Baron sich in Malchen verliebte und sie Herrin von Lilienburg würde? Der Gedanke ist mir gleich gekommen, als ihr nach dem Ball erzähltet, daß der Baron so artig gegen sie gewesen sei. Dürfen wir da widerstreben und vielleicht alles verderben?"

Pauline schüttelte etwas ungläubig den Kopf und sagte: „Wenn es nun aber dem Baron nicht ernst ist und Malchen verliebt sich in ihn?"

„Ach, sie ist ein vernünftiges Mädchen und wird sein Betragen schon richtig zu deuten verstehn," versicherte die Mutter.

„Und dann tut es mir leid um Lenke," begann Pauline

etwas zögernd wieder, „ich bin gewiß, er liebt Malchen aufrichtig und mit ihm wäre sie sicher glücklich geworden."

„Die Ehen werden im Himmel geschlossen, meine Tochter, und den, den sie haben soll, den wird sie bestimmt bekommen!" versetzte die Mutter.

„Und dann das Geschwätz der Leute," begann Pauline noch einmal —

„‚Tue recht und scheue niemand', heißt es, mein Kind; die, welche reinen Herzens sind, brauchen die Bosheit der Menschen nicht zu fürchten," erwiderte die Mutter feierlich und nahm ihr Strickzeug wieder auf.

Nun wußte Pauline, daß die Argumente erschöpft waren und sie sah wohl, wie das Mutterherz im geheimen dem Wunsch Raum gab, dem jüngsten Herzenskinde ein glänzendes Los zuteil werden zu sehen. Sollte es möglich sein — nun so wär es ihr ja am Ende auch recht; denn in der Lilienburg heimisch zu werden, wär so übel nicht und mit den reichen Mitteln eines solchen Schwagers ließe sich viel Gutes für ihre Schule und die Volksbildung in der Provinz tun.

---

Amalie war äußerlich stiller wie gewöhnlich und sprach selbst nicht über die Herrlichkeiten der Lilienburg, doch in ihrem Herzen war es lauter Licht. Es schien ihr, als fange sie erst jetzt an zu leben und als sei die winterliche Öde ihrer Vaterstadt plötzlich zu einer blühenden Oase geworden. Nach zwei Tagen ging sie zu der verabredeten Zeit zum Schlosse in Begleitung ihres Bruders, der, der Einladung des Barons folgend, in der Bibliothek sich Bücher ansehen wollte.

Eugen empfing die Geschwister mit großer Herzlichkeit. Er führte Amalie in ein Zimmer, das er ganz zum Atelier umgewandelt hatte und wo sie alles in größter Vortrefflichkeit fand, was zum Zeichnen und Malen notwendig ist. Er bat sie, sich da ganz nach ihrer Bequemlichkeit einzurichten und ihm nur zu erlauben, zuweilen eintreten zu dürfen, um ihr Rat zu erteilen. Dann ging er mit Heinrich in die Bibliothek, unter-

hielt sich lange eingehend mit ihm und überließ ihn dann dem Studium. Erst später kehrte er zu Amalie zurück, fand sie aber ganz traurig wegen der Unzulänglichkeit ihrer Kenntnisse in der Malerei.

„Ach," sagte sie, „das ist ein anderer Fluch des Lebens in einer so abgelegenen kleinen Stadt; nicht nur, daß man das Schöne nicht zu sehen bekommt, man entbehrt auch jede Gelegenheit, die Technik zu erlernen, um dem, was etwa in der Seele lebt, Ausdruck zu geben. Ein Talent bildet sich wohl in der Stille, wie Goethe sagt, aber die Welt muß ihm dann doch zu Hilfe kommen mit dem Reichtum ihrer Mittel, sonst quält es sich in fruchtlosen Versuchen ab und verzehrt sich in Sehnsucht nach dem Ideal, das es ahnte und das ihm ewig ein ungelöstes Rätsel bleibt."

Eugen tröstete und ermunterte sie und begann sie zu unterweisen, so daß nach einiger Zeit eine gelungene Kopie entstand. „O, Sie sind eine so gelehrige Schülerin, daß Sie in kurzem den Lehrer übertreffen werden," sagte er lächelnd. Er stand über sie gebeugt, um ihr dies und jenes zu zeigen; sein Atem streifte ihre Wange und seine Hand berührte oft die ihre, wenn er rasch zugriff, um sie von einem falschen Pinselstrich zurückzuhalten oder etwas Fehlerhaftes zu verbessern. Sie erglühte sanft in dieser Nähe und obwohl er nur über Malerei und technische Dinge sprach, so schien es ihr doch wie Musik und sandte den elektrischen Strom hinab in ihr Herz, auf dem seit Ewigkeiten jene Urmacht des Daseins eingezogen ist in die Herzen sterblicher Wesen, zu ihrem Glück oder zu ihrem Elend.

So verging die Zeit. Heinrich kam endlich, die Schwester abzuholen. Auch er war beglückt über die Schätze der Bibliothek und indem er die sanfte Glut von Amaliens Wangen auf ihre Freude an dem Erlernten deutete, sagte er voll Herzlichkeit zu dem Baron:

„Sie werden der Wohltäter von uns zwei Geschwistern. Meine älteste Schwester ist glücklich in Erfüllung ihres Berufes, sie bedarf gar nichts weiter. Aber uns ward ein tiefes

Sehnen mit in die Wiege gelegt; ich habe es gebändigt durch die Kraft des Willens, aber wenn ich so in der Fülle der Geistesschätze schwelgen kann wie in Ihrer Bibliothek, dann fühle ich doch, daß mir Unersetzliches fehlt. Mein armes Schwesterlein aber nun gar, die hat ein solches Bedürfnis nach Licht, Schönheit und Kunst, daß es wirklich ein unverhoffter Segen ist, wenn Sie ihr den Weg zu künstlerischem Schaffen zeigen."

Amalie sah den Bruder mit einem leuchtenden Blick an und Eugen versicherte in der herzlichsten Weise, daß es ihn glücklich mache, so edlen Menschen eine Freude bereiten zu können.

„Er ist ein prächtiger Mensch," sagte Heinrich, als sie nach Haus gingen, „ja ich glaube, es ist meine Pflicht, meinen Einfluß für seine Wahl zu verwenden. Lenke ist ein braver Mensch, der in seinem beschränkten Kreise viel Gutes tut, aber eine solche Intelligenz und ein solches Herz wie die des Barons der Sache des Volkes zu gewinnen, das ist von höchster Wichtigkeit; denn wenn der Adel seine Mission begreift, die einzige, die ihn vom Untergang retten kann: den Bedürfnissen des Volkes Rechnung zu tragen und bereitwillig entgegenzukommen, dann haben wir ein Großes gewonnen, um der Revolution vorzubeugen."

Amalie schmiegte sich enger an den Bruder, der sie führte und sagte zärtlich: „Ja, mein Heini, tue das und wär es auch nur, um uns die ideale Welt in der Lilienburg zu erhalten."

„Kleine Egoistin," versetzte Heinrich lächelnd, „ja, es ist schön für uns beide, dieses herrliche Asyl der Kunst und Literatur gefunden zu haben, aber wir müssen doch der vielen gedenken, denen sich niemals eine Lilienburg öffnet und denen der Baron mit seinem edlen Herzen und seinem Reichtum ein Wohltäter werden kann."

„O, geliebter Heini, du hast recht," erwiderte Amalie und ein tiefes Erröten flog über ihr Gesicht, da sie fühlte, daß noch etwas anderes, Persönliches, bei ihr mitsprach, „ich bin noch lange nicht so gut wie du, ich habe noch nicht deine Kraft

der Entsagung, ich — ich — sehne mich noch nach dem persönlichen Glück," setzte sie leise und schüchtern hinzu.

„Mein armes Kind," sagte Heinrich, indem eine Träne in sein Auge trat, „du hast auch noch das Recht, dich danach zu sehnen und könnte ich es dir schaffen, ich würde mit Freuden für immer für mich darauf verzichten." Amalie sah mit einem Blick voll unendlicher Liebe zu dem bleichen Bruder auf. „Mein Heini," sagte sie innig und durch ihr Herz zuckte es wie eine selige Ahnung, daß ihr vielleicht das ersehnte Glück nahe sei und durch sie auch ihm zuteil werden könne.

---

Die Besuche auf der Lilienburg nahmen einen regelmäßigen Fortgang. Amalie machte überraschende Fortschritte in der Kunst, aber noch größere machte die Liebe in ihrem Herzen. Sie beherrschte es bereits völlig und wenn sich Amalie im Anfang gesagt hatte, sie werde Herrin dieser Neigung bleiben und sich mit dem Genuß des Umgangs und der erlernten Kunst zu begnügen wissen, so fühlte sie doch ihre Widerstandskraft immer mehr schwinden, jemehr es ihr klar zu werden schien, daß nicht bloß sie liebe, sondern daß sie auch geliebt werde. Denn es war unmöglich, Eugens Blicke und Worte und sein inniges, wenngleich stets achtungsvolles Betragen anders zu deuten. Sein Verweilen im Atelier wurde immer länger, seine Mitteilungen wurden immer vertraulicher. Oft ruhte die Arbeit ganz und sie saßen stundenlang, Aug in Auge, in süßem Geplauder und seelenvollen Gesprächen, in denen sich Amaliens edle Natur immer reicher vor ihm entfaltete. Oft besuchten sie zusammen den großen Saal und die Betrachtung der herrlichen Bewohner des hellenischen Olymps entzündete in Amaliens Herzen immer lebhafter die Sehnsucht nach dem Land der Schönheit. Eine unermeßliche Seligkeit durchflutete dann ihr Herz, wenn Eugens Blick und glückliches Lächeln ihr zu sagen schienen, sie werde das alles sehen, vielleicht an seiner Seite sehen. Sie hätte dann die Augen schließen mögen, um das geliebte Bild und den goldenen Traum festzuhalten, denn

ihr schwindelte, wenn sie dachte, daß alles wie ein Traum zerrinnen könne. Es vergingen viele Wochen und immer fester schien sich das Band zu schlingen, das ihre Herzen verknüpfte. Dem Grafen fing indes das Leben auf der Lilienburg an langweilig zu werden. „Höre, Eugen," sagte er eines Tages, „könnten wir nicht an Steinau schreiben, daß er mit seinen Gästen herüberkommt? Er schreibt mir, daß sie sich herrlich auf Steineck unterhalten; die Gräfin Tonleben ist dort mit den Töchtern und die allerliebste Emma setzt alles in Bewegung. Sie ist die Seele des ganzen Kreises, das reizende Geschöpf! Immer voller Witz, Geist und Grazie! Wenn wir sie hier hätten, die Lilienburg würde ein Rosenhain werden trotz Winter und Kälte. Du hast nun wohl den Führern deiner Wahlpartei genug geschmeichelt und deinen Weg gesichert, so daß du aufhören kannst, den Tugendhaften zu spielen."

„Ich spiele den Tugendhaften nicht, ich will tugendhaft sein," versetzte Eugen ernst.

„Ach, mon cher, du machst mich lachen," erwiderte der Graf, „der kleine Roman mit deinem Gretchen nimmt eine zu ernste Wendung; du wirst langweilig dabei. Übrigens rate ich dir wirklich, die Malstunden aufzugeben oder so wenig wie möglich dabei zu erscheinen, denn wer weiß, was das Mädchen sich in den Kopf setzt. Solche Mädchen in der Provinz denken gleich ans Heiraten, wenn man ihnen ein wenig den Hof macht; wegen dem Bruder warne ich dich, da er dir nötig ist für die Wahl."

„Und wenn ich nun auch ans Heiraten dächte?" sagte Eugen, ohne den Grafen anzusehen.

Dieser, der eben im Begriffe war, ein Stück Feldhuhn in den Mund zu stecken, da sie beim Frühstück waren, hielt mit der Gabel in der Hand inne und sah seinen Freund an, der sich nun seinerseits eifrig mit dem Inhalt seines Tellers beschäftigte.

Ein leises Zucken der Augenbrauen und Nicken des Kopfes verrieten, daß ein Gedanke in dem Grafen aufstieg, den er sich selbst bejahte.

„Ja, mein Lieber, man hat manchmal recht dumme Gedanken," sagte er gleichgültig, „und in solcher Einsamkeit kann selbst der Zeitvertreib uns wohl wie Ernst erscheinen. Übrigens kannst du dich ja unterhalten, wie du willst, aber denke nun auch ein wenig an mich; ich langweile mich entsetzlich, die Jagd selbst, so allein, macht mir kein Vergnügen auf die Dauer. Ich habe Lust, auf ein paar Tage zu Steinau hinüberzufahren. Du nimmst es mir nicht übel, nicht wahr, Eugen?"

„Aber, bester Franz, es versteht sich von selbst; du bist doch frei, zu tun wie du willst," versetzte Eugen ziemlich erleichtert, befiehl nur, wann du den Wagen wünschest. Willst du noch heute fort? Es sind gute vier Stunden zu fahren, du kannst gerade noch hinüberkommen, um einen fröhlichen Abend dort zu verbringen."

Der Graf erklärte sich einverstanden mit dieser Anordnung und fragte dann wieder: „Was meinst du, soll ich die Gesellschaft von drüben nicht einladen, herzukommen? Möchtest du die Gräfin Emma nicht wiedersehen?"

„Nein, ich habe nicht den geringsten Wunsch danach," versetzte Eugen etwas gereizt. „Glaubst du, es würde mir Freude machen, das kokette Spiel vom vorigen Winter sich wiederholen zu sehen?"

„Mon cher," sagte der Graf, „gesteh nur, es ist etwas dépit von deiner Seite, weil die kleine Zauberin mit ihrem Lächeln auch andere beglückte und sich nicht gleich wie die meisten törichten Weiber dir, als dem Apoll der Residenz, in die Arme warf."

„Nein, du irrst," antwortete Eugen, „Emma ist berauschend schön, das ist wahr, und ich konnte nicht umhin, dies anzuerkennen, als sie in allem Reiz der Jugend zuerst in der Gesellschaft erschien. Ich huldigte ihr wie natürlich und wie alle; da ich aber sah, daß sie mit allen spielte, zog ich mich zurück und überließ sie ihren frivolen Triumphen. Ich habe ganz andere Begriffe von dem, was eine Frau sein soll und sein muß, um uns dauernd anzuziehen und zu beglücken."

„Seit wann hast du diese Begriffe?" frug der Graf spöt-

tisch lächelnd. „Du nimmst wohl Unterricht in edler Weiblichkeit, während du im Malen unterrichtest? Nun, nichts für ungut, mon cher," fügte er begütigend hinzu, als er sah, daß Eugens Antlitz sich verfinsterte und eine zornige Antwort zu erwarten stand, „du weißt, Eugen, ich spotte gern, wenn du dich deinen sentimentalen Fausttendenzen hingibst; ich aber träume für meinen liebsten Freund nicht ein blondes Gretchen am Spinnrad, sondern eine stolze Helena, eine Königin der Schönheit, die zu ihm paßt. En attendant überlasse ich dir zum Zeitvertreib das Spinnrad. Au revoir, mon cher." Lachend warf sich der Graf in den Wagen, der inzwischen bereit war und fuhr fort.

---

Eugen befand sich in der sonderbarsten Stimmung. Die Reden seines Freundes hatten ihn unangenehm berührt, denn sie erinnerten ihn an den Widerstand, den die aufkeimende Neigung zu Amalie in der Gesellschaft und vor allem bei seiner Mutter finden würde. Zugleich aber regte sich auch sein Stolz und er fragte sich, ob er nicht Mann genug sein würde, dem allen kühn entgegenzutreten und seinen eigenen Weg zu gehen. „Mit ihr ist mir ein guter Engel erschienen," sagte er zu sich selbst, „die Liebe dieser reinen, poesieerfüllten Seele wird mich adeln, wird mich zu dem machen, was ich sein soll. Hier, in diesem schönen Schloß, werden wir ein von Humanität und Liebe verschöntes Dasein führen, Segen um uns verbreiten und die falschen Freuden der Welt entbehren lernen, wenn diese unsern Bund nach ihrem Maßstab mißt."

Immer eifriger redete er sich in diese Gedanken hinein, immer reizvoller malte er sich das Leben an Amaliens Seite in diesem Wohnsitz aus, immer teurer wurde ihm ihr Bild, immer mutiger fühlte er sich, den Widerstand seiner Mutter zu besiegen. Endlich hatte er sich in eine so glückliche Stimmung hineingeredet, daß er beschloß, Amalie eine kleine Überraschung zu bereiten und das Bild, das sie angefangen hatte, zu vollenden, so daß sie es am nächsten Morgen fertig

finden sollte. Er eilte voll Freude dem Zimmer zu, das er für sie eingerichtet hatte, blieb aber überrascht auf der Türschwelle stehen, als er Amalie gewahrte, die, den Rücken nach der Tür gewendet, vor einem Bilde saß, das ihn selbst als sechzehnjährigen Knaben in idealer Schönheit darstellte, wie ihn sein Vater hatte in Italien malen lassen, und es kopierte. Bei dem Geräusch, das sein Kommen verursachte, fuhr sie erschrocken empor und als sie ihn gewahrte, bedeckte Purpurglut ihre Wangen. Sie war so betroffen, daß das Zeichenmaterial ihrer Hand entfiel und sie sich am Stuhl hielt, um nicht zu wanken. Eugen trat auf sie zu und alles, was eben durch seinen Sinn gezogen war, wallte plötzlich auf in einem feurigen Zug zu ihr hin. „Ich wußte nicht, daß Sie hier wären," begann er.

„Sie sagten, Sie kämen nachmittags gewöhnlich nie in dieses Zimmer," stammelte Amalie mit bebender Stimme. „Ich hatte — einen freien Nachmittag — ich — ich wollte mich so gerne noch etwas üben —"

„Und Sie kopieren dieses Bild?" versetzte Eugen, den ihr Erröten allmächtig fortriß. „So ist Ihnen das Original nicht ganz gleichgültig? Amalie — du liebst mich?" rief er, als er sah, daß sie plötzlich erbleichte. Er faßte ihre Hand und fuhr feurig fort: „Sag es mir, holde, liebe Amalie, ob du mich liebst! Ich ahne es, aber ich will es von deinen Lippen hören — dies Wort, das dich mein macht, das mich dein macht," flüsterte er dann in zärtlichem Tone, während sie wie traumbefangen ein paar Sekunden wortlos blieb. Liebe, Scham, Verwirrung kämpften in ihrem Herzen, sie wußte nicht, sollte sie, durfte sie an solch ein Glück glauben. Doch noch ehe sie sich fassen konnte, fuhr Eugen sanft vorwurfsvoll fort: „Oder hätte ich mich getäuscht? Werden Sie mein Herz verschmähen, Amalie?"

In jungfräulicher Scham erglühend, doch in einfacher Würde stand sie vor ihm und sagte leise, indem sie die schönen Augen zu ihm aufschlug: „Ich liebe Sie grenzenlos, für ewig, — aber —"

„Ach, dann kein aber," rief Eugen und schloß sie in seine

Arme, „du, meine weiße Lilie, wirst die Herrin von Lilienburg werden und ein Leben voll Tugend und stillen Glücks wird mir an deiner Seite blühen." Er zog sie zu sich auf das Sofa nieder und flüsterte ihr all den holden Wahnsinn der Liebenden zu. Sie lag selig verklärt in seinem Arm und erwiderte seine Liebkosungen mit aller Innigkeit eines vertrauenden Herzens.

„Nun ist meine Sehnsucht gestillt, nun ist das Glück gekommen, leuchtender als ich zu hoffen wagen durfte," sagte sie, ihn liebevoll anblickend. „In deinen Augen sehe ich nun den Himmel des Südens, nach dem ich schmachtete; deine Liebe ist die Sonne, die wärmt und beseligt; durch dich werd ich die Schönheit verstehen. Vom erstenmal an, da ich dich sah, fühlte ich, daß die Entscheidung meines Lebens sich nahe; aber ich betrachtete die ungeheure Kluft, die uns trennte, und verzweifelte, doch deine Liebe adelt auch mich und ich fühle mich dir ebenbürtig. Rang und Reichtum sind Spiele des Zufalls, aber die wahre Liebe, tief und grenzenlos wie das Meer, hat auch wie dieses Perlen in ihrem Grund, die alle irdischen Schätze aufwiegen und diesen Reichtum bringe ich dir zu."

In wonnigem Gekose verging ihnen die Zeit, bis Amalie plötzlich erschrocken bemerkte, wie es bereits draußen dunkelte.

„Ich muß fort," sagte sie, „so schwer das Scheiden ist. Ach, wie anders kehre ich nun nach Haus zurück, als ich von dort ging voll schmerzlicher Sehnsucht, mir eine Kopie dieses teuren, schönen Antlitzes zu verschaffen, das ich vielleicht bald nicht mehr sehen würde, und nun — ich glaube, die innere Sonne wird so leuchten, daß alle erraten werden, was mir zuteil geworden ist, noch ehe mein Mund es ihnen verkündet. Denn ich darf es sagen, darf meiner alten, lieben Mutter die unermeßliche Freude bereiten?"

Eugen erschrak heftig bei dieser Frage und wäre es nicht dunkel im Zimmer gewesen, Amalie hätte den Schreck in seinen Zügen lesen müssen. Wie ein Gespenst stieg plötzlich der bittere Kampf, den er als Folge der Hingerissenheit einer Stunde zu kämpfen haben würde, vor ihm auf und obgleich er ehrlich war in seiner Liebe zu Amalie und entschlossen, zu

vollführen, was er begonnen hatte, so bangte ihm doch vor dem Augenblick der Entscheidung und er schob ihn, wie es weiche Naturen zu tun pflegen, so weit wie möglich hinaus, als ob das irgendwie eine Erleichterung bringen könnte. Er schwieg einige Minuten, so daß Amalie betroffen sagte: „War ich zu voreilig? Hat dich das erzürnt?"

Er zog sie wieder an sich und fragte, ob sie ihm vertraue.

„Grenzenlos!" erwiderte sie.

„Nun, so bitte ich dich, unser süßes Geheimnis noch zu bewahren. Ich bin meiner Mutter zu viel Ehrfurcht und Dankbarkeit schuldig, um einen öffentlichen Schritt zu tun, bevor sie ihre Einwilligung erteilt hat. Ich weiß, du wirst diese Gesinnung verstehen, mein holdes Mädchen. Sobald meine Wahl hier entschieden ist, eile ich in die Residenz und kehre mit der Einwilligung meiner Mutter zurück, um die der Deinen zu erbitten."

„Aber, deine Mutter — wird sie nicht unerbittlich sein?" frug Amalie angstvoll.

„Vor allem, was mein Glück ist, schmilzt ihr Widerstand," erwiderte er tröstend; „inzwischen genießen wir hier unsere stille Seligkeit. Alle wissen, daß du hierher kommst zum Malen. Dies Zimmer ist dein Eigentum und der Hausherr hat da nur einzutreten, wenn du es ihm erlaubst und du wirst es ihm auch ferner erlauben, nicht wahr, du Holde?" setzte er scherzend hinzu, indem er den heitern Ton wieder anstimmte, der sie beide über die augenblicklichen Bedenken hinwegheben sollte. Amalie antwortete ihm mit einem Kuß und so leid es ihr tat, ihr Glück nicht gleich den Ihren mitteilen zu können, so hatte ihre Phantasie ihn doch bereits zu einem solchen Ideal ausgebildet, daß ihr auch der geringste Zweifel an ihm wie ein unverzeihliches Unrecht erschienen wäre.

Wie es reinen Seelen zu gehen pflegt, die keine halbe Liebe, kein halbes Vertrauen geben können, so war sie seinem Willen ohne Rückhalt untertan und überzeugt, daß er die Wege der Welt besser kenne als sie und wissen müsse, wie die schwere Aufgabe mit seiner Mutter zu lösen sei. Aus Zartgefühl be-

gleitete Eugen sie nicht, damit man nicht sagen sollte, daß sie in dieser Dämmerstunde zusammen gesehen worden sein und sie wußte ihm für diese Rücksicht Dank. Zur Ehre deutscher Sitte sei es gesagt, daß in kleinen Provinzialstädten niemand Übles dabei denkt, wenn ein junges Mädchen gegen Abend allein über die Straße geht und so ging auch Amalie ruhig allein und war auch unbemerkt und ungefährdet bis ans Tor der Stadt gelangt. Da hörte sie plötzlich ihren Namen rufen und als sie sich umwandte, gewahrte sie Linchen und ihre Mutter, die von der anderen Seite des Weges auf sie zusteuerten.

„Ei, Mamsell Holm, wo kommen Sie denn so spät allein her?" sagte die Justizrätin mit scharfem Ton.

„Ich war spazieren und habe mich etwas verspätet," erwiderte Amalie, tief errötend ob dieser Unwahrheit, die sie doch ihrem teuren Geheimnis schuldig zu sein glaubte. Zum Glück konnten die Damen dies Erröten in der Dunkelheit nicht bemerken und Linchen sagte vertraulich, indem sie sich an Amaliens Arm hing:

„Aber, Malchen, man sieht Sie ja gar nicht mehr."

„Nun, wenn's wahr ist, was man sagt, so haben Sie ja jetzt wohl zu viel Beschäftigung!" hub die Justizrätin wieder mit spöttischem Tone an.

In Amalie regte sich bereits der Zorn der stolzen Seele und sie sagte: „Was meinen Sie, Frau Justizrätin?"

„Nun, man sagt: Sie laufen fast alle Tage in die Lilienburg, um da angeblich zu malen."

Hoch wallte das empörte Gefühl in Amalie auf und sie versetzte stolz: „Ich gehe mehrere Male in der Woche dahin, weil der Baron so gütig ist, mir zu erlauben, mich im Kopieren seiner reichen Kunstschätze zu üben, sowie er meinem Bruder gestattet, in der herrlichen Bibliothek die Menge der für ihn wertvollsten Bücher zu studieren."

„So so — nun ja, man weiß ja wohl — es gilt, Ihren Bruder für seine Wahl zu gewinnen. Wenn die durchgesetzt ist, wird die Höflichkeit wohl aufhören. Er hat übrigens

unrecht, sich so herabzulassen. Hätte er sich der Partei meines Mannes angeschlossen, seine Wahl wäre geglückt und in standesgemäßen Proportionen."

„Standesgemäßen Verhältnissen, meinst du, Mutter," verbesserte Linchen und dann, da die Neugierde in ihr den Neid überwog, wandte sie sich rasch zu Amalie und sagte: „Es ist wohl sehr schön in der Lilienburg? Papa war sehr oft bei dem alten Baron und es ist zu hoffen, daß der Sohn sein Schloß der Gesellschaft öffnen wird, sobald er einmal hier ganz wohnt."

„Nun, der Baron wird Ihnen wohl nicht das ganze Schloß gezeigt haben," versetzte die Mutter, die ihren Ärger gar nicht mehr bändigen konnte.

„Doch, er hat uns alles gezeigt," erwiderte Amalie kalt; „es ist wunderschön, denn es ist die Schöpfung eines edlen Geistes, der weit über dem Elend und der Bosheit der Alltäglichkeit, in reineren Geistessphären lebte." Darauf grüßte sie kurz und bog in eine Seitenstraße ein, um nach Haus zu gelangen.

„Die dumme Person!" rief die Justizrätin, förmlich vor Wut schnaubend. „Sie dünkt sich nun was Besseres, weil sie dahin geht und macht verschrobene Reden ohne Sinn und Verstand; dabei schickt es sich gar nicht für ein junges Mädchen, sie wird ihre Reputierlichkeit einbüßen; ich sprach schon gestern im Kaffee bei der Präsidentin darüber, alle Damen waren empört und am Ende passiert noch etwas Schlimmeres."

„Was meinst du, Mama?" sagte das unschuldige Linchen, heimlich lächelnd.

„Ach, du dumme Gans, das errätst du doch wohl, so etwas spricht man nicht aus."

Linchen hatte es auch wohl erraten; im Grund ihres Herzens wäre sie sogar nicht böse gewesen, sich in dieser Gefahr des Schlimmeren zu befinden, denn bei ihr hätte es ja natürlich die Folge gehabt, sie zur Baronin Lilienfeld zu machen.

Tief gekränkt und schmerzbewegt kam Amalie nach Haus und begab sich zunächst in ihr Stübchen, um ihr Gemüt in Ruhe zu bringen, ehe sie sich bei den Ihrigen zeigte. Wo war der helle Glanz hin, von dem sie gedacht hatte, er müsse von innen heraus allen entgegenleuchten? Der neidische Blick der Welt war bereits in ihr Heiligtum gedrungen, ein greller Mißton hatte sich in die reine Harmonie ihrer Seele gedrängt und die Bosheit der kleinen Herzen streckte schon ihre giftigen Krallen nach dem schönen Traumbild ihres Glückes aus. Und nicht zum erstenmal stieg in ihr der Gedanke auf, daß die Sehnsucht nach dem Ideal vielleicht das einzige Reelle und Unantastbare im Leben sei, weil die Bedingungen unserer Existenz es nimmer zulassen, daß das Ideal in seiner Reinheit verwirklicht werde, da alles, was aus einer höhern Welt zu stammen scheint, den Neid der kleinen Erdenkobolde erregt, die es mit Schmutz bewerfen, so daß es seinen himmlischen Glanz verliert. Nach und nach gelang es ihr aber doch, den trüben Eindruck zu bannen und sie fühlte nur um so mehr die Sehnsucht, sich hinüber in seine Welt zu flüchten, in jene Liebe, die er ihr entgegenbrachte, in jene kunsterfüllte Heimat, wo sie an seiner Seite, Schönes schauend und Gutes übend, nun ihre Zukunft sah. So fand sie, wenn nicht jene erste Ekstase des höchsten Glückes, doch die Zuversicht einer reinen Liebe wieder und ward ruhig, um den Ihrigen zu begegnen. Ihre Mutter war allein und wie das Herz, von einer großen Liebe ergriffen, auch sich doppelt innig jeder andern Liebe neigt, so trieb es sie zu diesem armen Mutterherzen, dessen ganzes Dasein ein unausgesetztes Opfern der Persönlichkeit aus demütiger Liebe gewesen war und sie kniete neben der alten Frau nieder, umschlang sie mit ihren Armen und legte ihren Kopf an die Brust, die sie genährt hatte, indem sie in überwallendem Gefühl flüsterte: „Mein liebes Mutterchen."

Die Mutter durchzitterte es mit freudigem Schreck; sie erriet, was sich in dieser einfachen Handlung alles ausdrückte, mit jenem Takt der einfältigen Herzen, die oft schneller und tiefer verstehen als der gewitzigte Verstand. Aber sie wollte

mit einer Erklärung der Tochter nicht vorgreifen und sagte nur, indem ihr Tränen in die Augen traten:

„Mein geliebtes Kind, der Himmel erhöre mein Gebet und mache dich glücklich."

Amalie überfiel ein jungfräuliches Zagen, ob es auch noch tunlich sei, ferner allein in das Haus dessen zu gehen, der ihr seine Liebe gestanden hatte. Aber er hatte sich ihr ja verlobt und der Glaube an seine Reinheit, das Vertrauen in seine edle Gesinnung waren so unbegrenzt in ihr, daß sie sich selbst überredete, es könne kein Harm dabei sein, noch dazu da ja niemand um ihr verändertes Verhältnis zu dem Baron wußte.

„Warum soll ich mir die Momente der Seligkeit schmälern, die nun endlich das Schicksal aus seiner Gnadenfülle mir zuteil werden läßt?" sagte sie zu sich selbst. „Sind wir nicht schuldig, wenn wir aus eitlen Rücksichten uns den Besitz des höchsten Glückes verscherzen? Ein reines Herz und einen festen Willen, das ist es, was das Schicksal von uns als Gegengabe fordert; dadurch sind wir unverletzlich und des Glückes wert."

Und als sie den Geliebten wiedersah, erfüllte sie die Überzeugung, daß sie recht habe, mit überströmendem Glück; es konnte auch in der Tat nichts achtungsvoller und aufmerksamer sein als das Benehmen Eugens, denn wenn anfangs die Rücksicht auf den Bruder mitgewirkt hatte, so war es doch nun die Ehrfurcht vor dem reinen Vertrauen, mit dem die edle Mädchenseele sich ihm hingab, die ihn fesselte und von allem zurückhielt, was sie hätte verletzen können. So genossen sie die Stunden einer Seligkeit zusammen, von der Amalie auch im Traum nichts geahnt hatte. Sie arbeiteten noch zusammen, aber sie besprachen dabei lachende Pläne der Zukunft und ruhten von der Arbeit in Liebesbeteuerungen und Umarmungen aus. Amalie wurde schön unter dem Einfluß des Glückes und ihre Seele erschloß täglich neue Blüten der Poesie und des Geistes. Eugen betrachtete sie staunend und wiederholte ihr immer von neuem, er habe nie ihresgleichen gesehen.

So vergingen einige wonnevolle Tage ungestörten Glückes. Da fand Amalie ihren Freund eines Morgens sehr aufgeregt

und sichtbar verstimmt. Auf ihre besorgte Frage sagte er ihr, daß er einen Brief des Grafen erhalten habe, der ihm ankündige, daß er mit der ganzen Gesellschaft, die sich gegenwärtig in Steineck befinde, bei ihm eintreffen werde, daß man einige Tage zu bleiben gedenke und daß er für diesen Abend alles zum Empfang in Bereitschaft setzen und für die folgenden Tage sich recht viel Unterhaltung für die Gäste ausdenken möchte. Eugen fügte hinzu, daß es ihm ganz widerwärtig sei, daß er sich aber dem Überfall nicht entziehen könne, da die Gäste dem Kreise seiner Mutter angehörten und er sie um ihretwillen nicht beleidigen dürfe, daß es auch überdies zu spät sei, um eine abschlägige Antwort zu senden. Amalie war nicht minder bestürzt als er über diese Unterbrechung ihres seligen Verkehrs und fragte etwas bänglich, ob auch Damen bei der Gesellschaft wären. Eugen bejahte es nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit, der Amalie nicht entging. Sie wurde traurig und nachdenklich. Eugen aber nahm sie in den Arm und versicherte ihr unter den zärtlichsten Liebkosungen, daß alle anderen Frauen ihm hinfort gleichgültig seien und daß er nur wünsche, der lästige Besuch wäre erst vorbei. Dann bestand er darauf, daß sie ihre Studien hier fortsetze. „Niemand wird dich stören, denn dies Zimmer bleibt dein und so kann ich wenigstens eine Stunde am Tag mein stilles Paradies genießen und mich für den Zwang des übrigen Tages entschädigen," sagte er und sie willigte nur zu gern ein, da es ihr auch wie der Tod schien, ihn so lange nicht sehen zu sollen. Zwar fühlte sie ein Grauen vor der ihr fremden Welt, die da hereinbrach und die bisher s e i n e Welt gewesen war, aber es trieb sie auch wieder ein Verlangen, zu sehen, wie diese Welt sei, in die auch sie als seine Gattin würde eintreten müssen. Es wurde ihr heute schwerer als je, sich von dem Geliebten zu trennen, denn es war ihr, als dränge sich eine fremde Macht zwischen ihn und sie und erst als Eugen ihr versichert hatte, er werde die Gäste durch nichts zurückhalten und ihren Aufenthalt soviel wie möglich abkürzen, verließ sie ihn beruhigter.

Am Nachmittag fuhren mehrere Schlitten durch die Stadt,

in denen elegante Damen und Herren für die Einwohner ein sehenswertes Schauspiel abgaben.

Auch bei Holms sah man sie vorüberfahren und Amaliens Blick strebte vergebens durch die dichten Schleier zu dringen, die die Gesichter der Damen verhüllten. Auf der Lilienburg war inzwischen alles zum Empfang hergerichtet. Die Dienerschaft hatte alle Händevoll zu tun, freute sich aber, daß das Schloß sich einmal wieder mit Glanz und Gästen fülle. Endlich fuhren die Schlitten vor; Eugen eilte den Ankommenden entgegen und bot der alten Gräfin Tonleben den Arm, um sie in die für sie und ihre Töchter bereiteten Zimmer zu führen.

„Wir überfallen Sie, lieber Baron," sagte die alte Dame, „aber Ihr Freund ist daran schuld."

„Ach, Mama, wir hatten auch alle sehr große Lust, die Lilienburg zu sehen, die ja ein wahres Wunder in diesem häßlichen Norden sein soll, gestehen wir es nur," sagte lachend die Gräfin Emma, eine reizend schöne Brünette, die oft lachte, weil sie wußte, wie gut es ihr stand, wenn die zwei Reihen weißer Zähnchen zwischen den roten, schwellenden Lippen sichtbar wurden. Eugen verbeugte sich und versicherte die Damen, wie glücklich er sei, sie in dem Schloß zu empfangen. Außer diesen drei Damen war noch eine Frau von Haldeck da mit ihrem Mann, Herr von Steinau und zwei Vettern von diesem, junge Offiziere, die sich für verpflichtet hielten, den zwei jungen Gräfinnen Tonleben auf das auffallendste den Hof zu machen. Sobald die Gäste in ihren Zimmern einquartiert waren, um sich von der Fahrt zu erholen und Toilette zu machen, sagte Eugen zum Grafen: „Warum hast du mir das getan? Ich war so glücklich in meiner Einsamkeit, so froh, einmal diesem ewigen Gesellschaftstrubel entronnen zu sein."

„Um dich eben vor den Gefahren der Einsamkeit zu bewahren, mon cher," entgegnete der Graf ironisch lächelnd; „übrigens bestand auch Komtesse Emma darauf, die Lilienburg sehen zu wollen und deren Herrn wahrscheinlich auch, wiewohl sie das nicht sagte."

„Pah! sie hat ja Courmacher genug um sich," versetzte Eugen, „den albernen Leutnant, dich, Steinau — das ist's ja, was sie verlangt, sie ist ja nur eine Kokette."

„Du tust ihr sehr unrecht und bist undankbar dazu," entgegnete der Graf; „was kann dies reizende Geschöpf dafür, daß ihr alle huldigen? Ist es nicht ein um so glänzenderer Triumph, der einzige zu sein, zu dem sich ihr Herz neigt?"

„Ach, sprich doch keinen Unsinn und wie wüßtest du es?" sagte Eugen, sich achselzuckend abwendend, als ob es ihm ganz gleichgültig sei. Der Graf aber sah an dem Erröten, das über sein Antlitz flog, daß es dies gar nicht sei und fuhr fort: „Mein Lieber, du weißt, ich bin ein Menschenkenner und Mädchenherzen sind von jeher mein eifrigstes Studium gewesen. Emma liebt dich, sei dessen sicher, und es dünkt mich keine Beleidigung zu sein, wenn das reizendste und gefeiertste Mädchen der Residenz dich erwählt, dich, den Glücklichen, dem ohne Mühe alle Glückslose zufallen."

Eugen zuckte zusammen, denn plötzlich trat der schwere Kampf, der ihm bevorstand, wieder erschreckend vor seine Seele. „Du irrst," sagte er mit dumpfer Stimme, „ich werde mir mein Lebensglück mit dem allerschwersten Kampf erkaufen müssen."

Der Graf sah ihn prüfend an und versetzte: „Ich verstehe dich nicht! Deine Mutter wird Emma mit Entzücken als Tochter empfangen."

„Wenn es nun aber nicht Emma, sondern eine andere ist, die ich ihr als Tochter bringe," frug Eugen gleichsam, um sich zum Kampf vorzubereiten. Der Graf ergriff Eugens Arm und blickte ihm ernst in die Augen: „Eugen, du wirst doch nicht —"

„Ich bin verlobt," unterbrach ihn Eugen hastig, wie um jeden Einwand abzuschneiden, aber sein Auge senkte sich vor dem erzürnten Blick des Freundes, als habe er eine Schuld begangen.

„Um Himmelswillen, so kam ich zu spät," rief der Graf. „Und deine Mutter? Es kann ihr Tod sein."

Eugen erbebte; doch entgegnete er mit möglichster Fassung: „Sie wird mein Glück nicht vernichten wollen, wird das edle Wesen, das ich mir erkor, aufnehmen." —

„Nie!" rief der Graf in höchster Aufregung. „Ich kenne sie besser und — hast du die Torheit begangen, die Sache schon abzumachen mit der Familie?"

„Nein," beeilte sich Eugen zu versichern, „mein Mädchen hat mir versprochen, unser Geheimnis zu bewahren, bis ich die Einwilligung meiner Mutter habe."

Ein erleichtertes Ah entfuhr dem Grafen, er ließ den Arm des Freundes los und schritt einigemal im Zimmer auf und ab. Dann blieb er wieder vor Eugen stehen und sagte ernst: „Eugen, du weißt, ich bin dein Freund. Ich will dein Glück und beweise es dir auch jetzt wieder, denn ich war selbst sterblich in Emma verliebt und habe mich zurückgezogen, um deinem Glück nicht im Wege zu stehn. Ich kann mir nicht denken, daß du im Ernst gesonnen bist, dein Leben zu zerstören durch eine solche Mesalliance."

„Hältst du mich für einen Edelmann?" rief Eugen voll Stolz. „Das Mädchen hat mein Wort und ich werde es ihr halten. Sie ist geadelt durch ihre Güte, ihren Geist und ich betrachte die Verbindung wahrhaftig nicht als eine Mesalliance."

„Gut, mein Lieber," versetzte der Graf, der einsah, daß im Augenblick alle Diskussion unnütz sein würde. „Ja, ich glaube, daß du vollkommen ehrlich bist, daß du im Augenblick wirklich glaubst, jenes Mädchen zu lieben, aber Zeit gewonnen, alles gewonnen. Versprich mir nur, keinen weiteren Schritt zu tun, dich nicht weiter zu binden und einstweilen mit ganzer Seele dich dem Kreise der Menschen wieder hinzugeben, zwischen die dich deine Stellung, ja deine Pflicht rufen!"

Der Graf hielt dem Freund die Hand hin, in seinen Augen standen Tränen und dieses Zeichen inniger Teilnahme von dem sonst so frivolen Menschen rührte Eugens weiches Herz. Er schlug in die dargebotene Hand und sagte: „Ich verspreche dir, für den Augenblick nichts weiter zu tun. Aber — von

meiner Liebe lassen werde ich nicht, Amalie hat mein Herz, es gehört ihr für ewig."

Der Graf unterdrückte das ironische Lächeln, das schon wieder den Moment der Rührung bei ihm verdrängte und ließ das Gespräch fallen. Er hatte Eugen schon mehrere Male heftig verliebt gesehen und jedesmal hatte dieser versichert, es sei für ewig, deshalb erschreckte ihn dies Wort nicht allzu sehr; er fühlte nur, daß es nötig sei, Eugen den „elegischen Stimmungen der Einsamkeit", wie er sie nannte, zu entreißen und dazu hatte er bereits seinen Plan entworfen. Eugen hatte im vergangenen Winter der Gräfin Emma, welche die Königin der Schönheit in der Residenz gewesen war, gehuldigt wie alle übrigen. Emma aber, im Übermut ihres Jugendreizes und ihrer Triumphe, hatte mit allen gespielt, mit allen kokettiert und keinen ausgezeichnet. Verletzt und auch abgestoßen von ihrem allzu übermütigen Wesen, hatte Eugen sich zurückgezogen und sie seit vielen Monaten nicht mehr gesehen. Doch konnte er sich einer unwillkürlichen Erregung nicht erwehren, als die Damen, nach gemachter Toilette, herunterkamen und Emma ihm mit reizendem Lächeln die Hand reichte. Sie sah bezaubernd aus in einem geschmackvollen Anzug und der Gedanke, daß dies reizende Wesen eine Neigung für ihn hege, machte sein Herz schneller schlagen, denn welchem Manne wäre es wohl gleichgültig, zu wissen, daß ein schönes, gefeiertes Weib ihn liebt, auch wenn er selbst eine andere Liebe im Herzen trägt? Er war befangen und unruhig; die Unterredung mit dem Grafen hatte ihn aufgeregt und verstimmt; Amaliens Bild, der reine Frieden und sein eignes besseres Selbst, die er bei ihr gefunden, scheuchten ihn hinweg aus diesem Kreise und doch fühlte er sich wieder in seiner Welt unter diesen Menschen, deren Gewohnheiten, deren Sprache und Benehmen das ihm vertraute Element waren, in dem er seine Jugend und die ersten Jahre seines Mannesalters verbracht hatte. Dabei konnte er nicht umhin, öfter auf die kleine Zauberin zu sehen, deren graziöses Bewegen, heitere Unbefangenheit und Gewandtheit so gut in den Rahmen der eleganten Gemächer

paßten, die sich, glänzend erleuchtet und behaglich durchwärmt, für die Gäste geöffnet hatten. Bei Tisch war die Unterhaltung äußerst lebhaft. Jeder wußte etwas zu erzählen, Anekdoten, Jagdgeschichten, Erlebnisse auf den verschiedenen Gütern, die man schon zusammen besucht hatte, alles das wirbelte bunt durcheinander und Eugen mußte aus Höflichkeit Teilnahme an allem zeigen. Dabei berührte ihn der melodische Ton von Emmas Stimme wohltuend, ihr silberhelles Lachen stimmte ihn unwillkürlich heiter und wie magnetisch angezogen trafen seine Blicke mehrere Male die ihrigen, die sich dann schnell zu Boden senkten, als hätten sie ein Geheimnis zu bewahren. Dennoch hielt er es für seine Pflicht, sich so fern von ihr zu halten, als es, ohne auffallend zu sein, geschehen konnte. Nach Tisch führte er die Gesellschaft in den großen Saal, in dem eine besondere Vorrichtung ein wundersames Licht auf die Statuen und Kunstgegenstände warf, so daß der Eintritt nicht verfehlen konnte, einen ergreifenden Eindruck zu machen. Es wurden denn auch die mannigfachsten Ausrufungen laut und das Erstaunen und Preisen wollte kein Ende nehmen.

„Es ist superb, lieber Baron — auf Ehre, magnifique," rief der jüngere Leutnant, der sich ganz besonders als Verehrer Emmas gebärdete; „was sagen Sie, Komtesse, die Sie wie in allem so auch als Kunstkennerin, vollendet sind, ist diese Lilienburg nicht ein wahrer Tempel des beaux arts?"

Er glaubte, sich schön ausgedrückt zu haben und wartete auf ein zustimmendes Wort seiner Göttin. Aber Emma wendete sich von ihm weg und sagte wie vor sich hin, doch so, daß Eugen, der zufällig neben ihr stand, es hören konnte: „Man begreift, wie jemand, der hier erzogen wurde, ganz anders sein muß als alle andern." Der Leutnant biß sich auf die Lippen und drehte an seinem Schnurrbart. Eugen errötete und wußte selbst nicht, sollte er über das unverhohlene Lob böse oder entzückt sein; in dem Augenblick aber traf ihn ein Blick Emmas und dieser Blick, der ihm sonst so herausfordernd, selbstbewußt und kokett erschienen war, sah jetzt so

demütig, ja beinah kindlich zu ihm auf, daß es ihn ganz außer Fassung brachte. Wären sie allein gewesen, er hätte sie gezwungen, ihm ihr Doppelwesen zu erklären. Zum Glück rief ihn aber die alte Gräfin Tonleben in dem Augenblick und bat ihn, ihr die gewohnte Whistpartie einzurichten mit Herrn und Frau von Haldeck „und dem Grafen oder Steinau, wer so liebenswürdig sein will, sich mir alten Frau zu opfern," fügte sie hinzu. Der Graf bot sich alsbald an und Eugen führte die Whistspieler in ein anderes Zimmer, wo er ihnen den Spieltisch zubereiten ließ. Dadurch wieder ruhiger geworden, kehrte er in den großen Saal zurück. Als er eintrat, sah er Emma in einen Lehnstuhl zurückgeworfen und den Leutnant über die Rücklehne gebeugt, eifrig zu ihr sprechend. „Wie kann sie das fade Geschwätz des Menschen mit anhören," dachte er, „sie ist doch nur eine Kokette," und unwillig sich abwendend, wollte er eben zu der Schwester und den andern Herren, die zusammen plauderten, treten, als der Leutnant rief: „Gut, daß Sie kommen, Baron, helfen Sie mir das harte Herz der Komtesse erweichen; ich flehe schon seit zehn Minuten, daß sie uns etwas singen soll; vielleicht werden Sie eher erhört," setzte er mit einem Anflug von Spott hinzu.

„Wenn die Gräfin nicht aufgelegt ist zum Singen, so möchte ich sie nicht veranlassen, sich einen Zwang anzutun," sagte Eugen kurz.

„Wo Götter reden, wie in diesem Saal, fühle ich mich unwürdig, meine Stimme zu erheben," versetzte Emma, indem sie ihre glänzenden Augen über die Götterstatuen hinstreifen ließ.

„Ach, Sie singen wie eine Diva und jene Starren, Unbeweglichen dort würden sicher bei Ihrem Gesang zu leben beginnen wie einst die Statue des — mein Gott, wie hieß er doch?" versetzte der Leutnant und drehte verlegen an seinem Schnurrbart wegen der mißlungenen Zitation.

„Pygmalion, meinen Sie," fiel Steinau hilfreich ein.

„Jawohl, ich habe so ein schlechtes Gedächtnis für Namen," beeilte sich der Leutnant zu sagen und fuhr fort: „aber ich

sehe, Sie haben den Flügel gar nicht hier im Saal, um so besser! vereinigen wir alle unsere Bitten; ich versichere Sie, Baron, die Patti ist nichts gegen Komtesse Emma."

„Schämen Sie sich, vor diesen Götterbildern so zu lügen," versetzte Emma mit einem verächtlichen Lächeln.

„Ja, aber bitte, singen Sie," begann nun auch Steinau. „Sie haben mein Haus so reich beglückt durch Ihre Güte, warum wollten Sie weniger für die Lilienburg tun?"

„Tue es doch, Emma," sagte die ältere Schwester, der sich der andere Leutnant ganz gewidmet hatte, da er sah, daß bei Emma nichts zu machen war. — „Ich weiß nicht, was du hast, die Lilienburg macht dich ganz melancholisch, in Steineck warst du so lustig, so unternehmend — komm, laß dich nicht lange bitten." —

Es entstand eine kleine Pause; Emma hatte die Augen niedergeschlagen und spielte mit ihrem Fächer, man wußte nicht, war sie böse über die Worte ihrer Schwester oder erwartete sie eine Aufforderung Eugens. Der hielt sich aber trotzig zurück, obgleich es beinah unhöflich war, nichts zu sagen. Er hatte die größte Lust, sie singen zu hören, aber er zürnte sich selbst ob der Aufregung, in die sie ihn versetzte und er zürnte ihr, daß sie ihm ein Rätsel war. Hätte er sich ganz streng gefragt, so hätte er in sich gekränkten Stolz gefunden, daß sie nicht ganz und offen alle andern zurückwies und nur ihm sich zuwendete.

Das alles dauerte ein paar Sekunden, dann sagte Steinau, der als der Älteste der anwesenden Herren eine gewisse Autorität ausübte: „Lieber Lilienfeld, es ist an Ihnen, uns diesen Genuß zu verschaffen, dem Hausherrn wird die Gräfin nichts versagen."

Eugen konnte nun nicht mehr ausweichen; er trat zu Emma hin und sagte nicht ohne Bitterkeit: „Wenn Gräfin Emma sich nicht der Lilienburg zu abgeneigt zeigen will —"

Da traf ihn abermals ihr Blick und machte all sein Blut zum Herzen strömen.

Sie erhob sich langsam, ohne ein Wort zu sagen und nahm seinen dargebotenen Arm. „Bravo, bravo!" riefen alle und

folgten dem Paare in das Zimmer, wo der Flügel stand. Die ältere Schwester setzte sich sogleich an denselben, um Emma zu begleiten.

„Was soll ich singen?" frug diese, indem sie zum Flügel trat.

„Die Arie der Norma ‚Casta Diva'," rief der voreilige Leutnant; „das singen Sie göttlich schön, man schmilzt vor Entzücken dabei."

„Ich will Sie nicht schmelzen machen," versetzte Emma spottend, „nein, die Arie sing ich nicht. Was soll ich singen?" frug sie wieder, zu Eugen gewendet.

„Singen Sie deutsche Lieder, bitte," sagte dieser.

Emma flüsterte ihrer Schwester ein Wort zu und diese begann das „Ständchen" von Schubert. Emma sang es mit einer prachtvollen, gutgeschulten Stimme und mit solcher Grazie, daß alle entzückten Beifall spendeten. Auch Eugen konnte nicht umhin, ein verbindliches Wort zu sagen, obwohl er es kühler vorbrachte, als er es empfand, denn der Gesang hatte ihn entzückt. Emma schien mehr erwartet zu haben, sie warf ihm einen halb fragenden, halb zürnenden Blick zu, als die andern einstimmig noch mehr verlangten.

Er mußte diesem Blick Antwort geben, trat nahe zu ihr hin und sagte halblaut: „Auch ich bitte um mehr, aber um etwas, in dem sich nicht bloß Ihre Kunst, sondern auch die Sphinx, Ihre Seele, zeigt."

Ein Aufblitzen ihrer Augen traf ihn wieder mit dämonischem Zauber. Sie lächelte und über ihr Angesicht hauchte das Lächeln einen so verführerischen Reiz, daß es schon mehr als ein Herz zu ihrem Sklaven gemacht hatte. Darauf sang sie das Lied von Schubert „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein" und zwar mit so wunderbarem Ausdruck, als käme es unmittelbar aus ihrem Herzen. Den Refrain „Dein ist mein Herz" flüsterte sie erst leise und schüchtern wie das verschämte Geständnis der ersten Liebe; dann wurde es immer feuriger, bis sie es zuletzt mit hinreißender Gewalt hinausjubelte, an einen Gegenstand, den sie im Geist zu schauen schien, dem ihre

Augen entgegenflammten und ihr Mund zulächelte. Alle klatschten entzückten Beifall, der Leutnant schien in höhere Welten entrückt, Emma verließ das Instrument und warf sich wie erschöpft in einen Lehnstuhl. Eugen trat zu ihr in heftiger Bewegung, denn obgleich ihr Blick ihn nicht getroffen hatte, so sagte ihm eine innere Stimme, daß der Gesang an ihn gerichtet gewesen sei.

„Das war dämonisch schön," flüsterte er, „aber mehr Sphinx als je, wer kann dieses Rätsel lösen?"

Sie sah ihn an, als wollte sie sagen: „Wie war es möglich, das nicht zu verstehen?" Doch noch ehe sie etwas sagte, trat der Leutnant hinzu und versetzte mit flehender Gebärde: „Werden wir nicht noch etwas hören? Es ist zu schwer, nach solchem Genuß schon zu verzichten."

„Nein, ich singe nicht mehr," erwiderte sie kurz; „ich will sehen, wie es Mama geht." Sie stand auf und verließ das Zimmer. Eugen war betroffen; hatte er sie gekränkt? hätte er völliger verstehen sollen? Ein unerklärlicher Aufruhr tobte in ihm; er stand einen Augenblick unschlüssig; da nahte sich ihm Steinau, während die ältere Gräfin einige brillante Klavierstücke ausführte, und sagte, vertraulich seinen Arm in den Eugens legend und diesen etwas beiseite führend: „Lieber Lilienfeld, ich gratuliere Ihnen im voraus; ich sehe es kommen, Sie werden der Sieger sein in dem Wettkampf um diesen himmlischen Preis und ich bekenne, wenn ich es einem selbstlos gönne, so ist es Ihnen." Eugen, verlegen und bestürzt und doch im Innersten geschmeichelt, meinte, der Sieg sei doch durchaus noch zweifelhaft und übrigens habe er ja noch gar nicht um diesen Preis gekämpft.

„Ach Bester," versetzte der andere, „gewisse Dinge sieht man kommen, oft noch ehe die Beteiligten selbst es wissen und noch dazu, wenn man mit den Augen des — Abgewiesenen sieht," setzte er lächelnd hinzu; „aber ohne Neid, lieber Freund, ich versichere Sie; verfolgen Sie aber auch Ihr Glück — lassen Sie uns nicht aus Lilienburg scheiden, ohne eine Verlobung gefeiert zu haben."

Eugen drückte ihm nur stumm die Hand, denn eben gesellten sich auch die älteren Leute, die ihre Partie beendet hatten, zu ihnen und das Gespräch wurde allgemein. Emma nahm lebhaft teil daran, sie zeigte sich unterrichtet, witzig, glänzend, schien Eugen nicht mehr zu beachten, vermied ihn anzusehen und sagte ihm flüchtig und kühl „gute Nacht", als man sich trennte, obgleich sein Blick mit leidenschaftlichem Feuer den ihrigen suchte.

Als er sich endlich allein im Schlafzimmer befand, nach diesem unruhvollen Tag, war er weit davon entfernt, Ruhe zu finden. Im Gegenteil, jetzt erst, allein mit sich selbst, überkam ihn ein völliger Schreck vor der Zerrissenheit seines Innern. Er fragte sich schaudernd, was daraus werden solle. Der Zauber, den die Schönheit und Grazie Emmas schon im vergangenen Winter auf ihn ausgeübt hatten, war wieder mit so plötzlicher Gewalt über ihn gekommen, daß es ihm unmöglich schien, das reizende Ziel ihrer Eroberung nicht zu verfolgen; dazu kamen die Worte der Freunde, die die Eitelkeit des Mannes in ihm aufregten, der Bevorzugte der Vielumworbenen zu sein; endlich der Gedanke an seine Mutter, die glücklich sein würde über die Verbindung mit Emma, bei der kein Kampf ihm drohte, bei der sich alles in Harmonie und Freude ohne das mindeste Hindernis entscheiden würde. Wie verblaßt erschien ihm plötzlich die Gestalt Amaliens, wie unübersteiglich die Kluft, die ihn von ihr trennte, wie bürgerlich kleinlich waren alle ihre Gewohnheiten neben der freien, sieggewohnten Vornehmheit Emmas und dann — das fatale Wort, welches der Graf ausgesprochen hatte: „Mesalliance" — immer tönte es ihm in den Ohren. Sollte er sich zum Gespött seiner ganzen Welt machen? Würde er je die Kleinstädterin in seine Kreise einführen können? Aber doch — wie edel, wie ursprünglich war ihm Amaliens Wesen erschienen! Da war kein Flitter der Erziehung, kein kokettes Aufreizen der Leidenschaft, kein Spielen mit Gefühlen; da war die reine, volle Hingabe einer hohen, unverfälschten Seele, da waren alle Anlagen, die ein günstiges Geschick zu voller Blüte bringen

konnte, da war — vor allem sein Wort, das Wort eines Edelmannes, das im Herzen eines Mädchens die heilige Flamme der Liebe geweckt hatte, die vielleicht ihr Leben verzehren würde! Und das Dasein, das er an ihrer Seite geträumt hatte — hier als ein Wohltäter der Provinz, in echt humanem Sinn, ein Leben des Fortschritts und edlen menschlichen Glückes — — —

Allmählich gewannen diese beruhigenden Bilder die Oberhand. Es war ihm, als lächle ihn sein Schutzengel wieder an, der die Züge Amaliens trug; er schrieb ihr einen Brief, den er ihr am Morgen in das Malzimmer legen wollte, da er sie nicht sehen würde, weil ein Spazierritt, dem er sich nicht entziehen konnte, für den Morgen verabredet war. Er erklärte ihr dies und sagte ihr tausend zärtliche Dinge, um sie zu trösten. Unwillkürlich mischte sich die leidenschaftliche Erregung dieses Abends und sein Empfinden für sie in einen Erguß, der wie ein hohes Lied der Liebe dahinfloß und das Herz, dem er gewidmet war, mit dem süßesten Glück erwiderter Neigung erfüllen mußte. Als er das Blatt endlich zusammenfaltete, war die Hälfte der Nacht bereits vorbei; aber in ihm war es still geworden und er schlief beruhigt ein.

Am folgenden Morgen legte er den Brief mit einer Blume, die er dem Treibhaus entnommen hatte, auf die Staffelei, an der Amalie malte; dann begab er sich zu seinen Gästen. Frau von Haldeck und die beiden jungen Gräfinnen waren schon im Reitkostüm und man konnte sich wieder nichts Reizenderes denken als Emma im eleganten Amazonenkleid, welches das vollkommene Ebenmaß ihrer Figur sichtbar werden ließ, und mit dem Hütchen und dem Schleier, der das von Liebreiz strahlende Gesicht umrahmte.

Die alte Gräfin blieb zu Haus und der Graf erklärte, er werde ihr die Honneurs des Hauses machen und auch zurückbleiben. Eugen hatte sein bestes Pferd für Emma satteln lassen und nahte sich, ihr den Ritterdienst zu leisten; sie setzte ihren Fuß in seine Hand und schwang sich mit Leichtigkeit auf den Sattel. Nie hatte er ein zierlicheres Füßchen gesehen

als das, welches er jetzt im Steigbügel befestigte. Es ergriff ihn wieder jenes fieberhafte Entzücken, das ihre Schönheit in ihm erregte und er verweilte länger, als nötig gewesen wäre, bei der Anordnung der Falten des langen Reitkleides.

Es war ein prächtiger Wintermorgen, klar und heiter; an den Bäumen glitzerte eine Frostkruste und auf der weiten Ebene lag eine weiße, blitzende Schneedecke ausgebreitet; aber die Straße, auf der sie ritten, war trocken. Lustig flogen die Rosse dahin und heiteres Geplauder tauschte sich unter den Reitenden aus, denen die frische Winterluft die Wangen rötete und Mut und Jugendlust einhauchte.

Emma, eine geübte Reiterin, war immer an der Spitze des Zuges und regierte das edle Tier, das ihr Eugen zugeteilt hatte, mit so sicherer Hand, daß es seine schöne Bürde mit freudigem Stolz zu tragen schien. Endlich nahten sie sich einem großen Tannenwald, der sich meilenweit hinstreckte und in dessen Mitte ein Forsthaus lag, welches das Ziel ihres Rittes war und nebst dem Wald zu Eugens Besitzungen gehörte.

„Hier ist Märchenpracht," rief Emma, „wie schön, diese herrlichen Tannen mit den dunkelgrünen Nadeln, auf denen der gefrorne Schnee glitzert! O Heil dem Leben, Heil der Jugend, Heil dem Glück. Wer Mut hat, folge mir!"

Mit diesem Rufe eilte die kühne Reiterin im Galopp voran, der blaue Schleier flatterte, die lange Schleppe des Reitkleides flog, in stolzem Laufe eilte das feurige Roß dahin. Nur Eugen vermochte ihr ziemlich nahe zu bleiben, da auch er ein edles Tier ritt; die andern blieben weit zurück, am weitesten der Leutnant, der ein Mietpferd hatte, das es mit den andern nicht aufnehmen konnte.

Emma nahte jetzt in ihrem Fluge der Stelle, wo die große Straße, die durch den Wald zum Forsthaus führte, abbog, weil ein ziemlich breiter und tiefer Graben hier den Weg durchschnitt, jenseits desselben der Wald sich dichter zusammenzog.

„Gräfin Emma," rief Eugen, immer noch in einiger Entfernung hinter ihr herjagend, „lenken Sie auf die große Straße zur Rechten!"

Ein jubelnder Aufschrei Emmas war die Antwort; sie spornte ihr Pferd an zum gefährlichen Sprung, und noch ehe Eugen sie erreichen konnte, flog es mit seiner schönen Bürde glücklich über den Graben, raste nun aber, einmal in unbändige Lauflust geraten, in den dichteren Wald hinein, in dem jenseits des Grabens nur ein schmaler Pfad weiterführte. Eugen war es dunkel vor den Augen geworden, als er das Wagestück sah; jeder andere Gedanke schwand aus seiner Brust als nur der, sie vor der Gefahr zu retten, die ihr jetzt drohte, wenn sie die Herrschaft über das erhitzte Tier verlöre und in dem Waldesdickicht an einen Baumstamm geworfen würde. Er stürmte ihr nach; mit verzweifeltem Entschluß übersprang auch er glücklich den Graben und fort ging es nun in tollem Jagen, bis mitten im Walde ein kleiner, freier Platz sich öffnete, auf dessen Moosgrund kein Schnee mehr lag und wo die Sonnenstrahlen warm und lieblich spielten. Eugen hatte die Reiterin beinah erreicht, da hörte er einen kurzen Schrei wie einen Hilferuf und zugleich sah er, daß die Zügel Emmas Hand entfielen und daß sie auf ihrem Sitze schwankte. Im Nu war er von seinem Pferde, das, der starken Hand des Reiters gehorchend, stille stand, und an Emmas Seite, gerade als sie bleich und erschöpft vom Sattel herunterglitt, während das erhitzte Pferd vor dem dichten Waldgestrüpp, das den Platz umgab, stutzte und zum Stehen gebracht wurde. Eugen empfing die Fallende in seinen Armen; er fühlte ihr pochendes Herz an seinem stürmisch klopfenden, sie lag einige Augenblicke mit geschlossenen Augen halb ohnmächtig; ihm schwindelte, er drückte sie mit Leidenschaft an seine Brust und rief ihren Namen. Da schlug sie die Augen zu ihm auf, über ihr Antlitz flog ein zartes Erröten und das holdeste Lächeln umspielte den rosigen Mund. Heiß flammte es in seinem Herzen auf, mit bebender Stimme fragte er: „Warum haben Sie mir diese Todesangst bereitet? Das Leben einzusetzen, um Sie zu gewinnen, das wäre Seligkeit, aber Sie in Todesgefahr zu sehen, das ist mehr als Sterben."

Emma richtete sich auf und entwand sich langsam seinen

Armen. „Was könnte Ihnen an meinem Leben liegen," sagte sie mit noch leiser, bebender Stimme. „Sie halten mich für ein frivoles Wesen, das nur an Triumphe der Eitelkeit denkt, für eine Sphinx, deren Rätsel Sie nicht lösen können — oder wollen." Und dabei streifte ihn ihr Blick vorwurfsvoll und sie wandte sich ab, wie um ihren Schmerz zu verbergen.

„O, können Sie mir das verdenken?" rief er bitter. „Erinnern Sie sich an vorigen Winter — Sie ließen so viele um die reizende Flamme spielen, Sie schienen so unbekümmert um die Toren, die sich in den Flammentod stürzten, Sie lächelten allen und zeichneten keinen aus" —

„Und wenn das nun gewesen wäre, weil der eine, dem mein Herz von Anfang an gehörte, mich nicht verstand; nicht begriff, daß es meinem kindlichen Übermut gefiel, von allen bewundert zu werden, während ich nur von einem geliebt zu werden wünschte?" Sie schlug bei diesen Worten die leuchtenden Augen zu ihm auf mit einem Blick, vor dem ihm alle Kraft des Widerstandes schwand, dann verhüllte sie ihr Gesicht mit beiden Händen und rief: „Gott, was habe ich gesagt!" Nun war es um ihn geschehen, stille Neigung, Pflicht und Ehre gingen unter in dem entflammten Rausch der Sinne. Fortgerissen vom Ungestüm der Leidenschaft, ergoß er sich in glühenden Liebesbeteuerungen, die Emma mit jenem Reiz und jener verführerischen Hingabe erwiderte, die jedes Mannes Seele trunken und blind verlangend nach dem Besitz machen. Endlich erinnerte Emma daran, daß sie zu der übrigen Gesellschaft zurück müßten, die wahrscheinlich schon besorgt sei über ihr Ausbleiben. Eugen erschrak bei dem Erwachen aus dem berauschenden Traum, aber Emma flüsterte ihm mit bezauberndem Lächeln zu: „Was tut es, da das ganze Leben voller Wonne vor uns liegt?"

Er fühlte einen dunklen Schmerz am Herzen, aber er wagte es nicht, in sich selbst zu blicken, hob die schöne Reiterin aufs Pferd und als sie von diesem sich noch einmal lächelnd zu ihm niederbeugte und sagte: „Sie sprechen heute noch mit Mama, nicht wahr? Sie wird glücklich sein, Sie als Sohn zu

umarmen," da küßte er nur stumm die ihm dargebotene Hand.

Im Forsthaus waren die andern schon seit einiger Zeit angelangt und voller Unruhe, die zwei nicht dort gefunden zu haben. Man bestürmte sie mit Fragen; die ältere Schwester schalt Emma wegen ihrer Tollkühnheit; man hatte den Sprung über den Graben von ferne gesehen und sich erst beruhigt, als man Eugen folgen sah und, beim Graben angelangt, sich überzeugen konnte, daß kein Unglück geschehen sei. Sie hatten alle die sichere, breite Straße verfolgt und geglaubt, die beiden Flüchtlinge schon am Ziel zu finden. Der Leutnant versicherte „auf Ehre", er würde ohne weiteres den Sprung über den Graben gemacht haben, wenn er nicht so ein abscheuliches Pferd gehabt hätte und wenn er die Komtesse nicht unter so gutem Schutz gewußt hätte, setzte er voll Ärger hinzu. Emma hörte alles mit frohem Lächeln an und erwiderte die Vorwürfe mit Scherzen, erzählte von einer Fee, die ihnen im Walde erschienen sei und ihnen Grotten voll Zauberpracht gezeigt habe und brachte durch ihre Heiterkeit die ganze Gesellschaft wieder in die beste Stimmung, so daß beim trefflichen Mahl, das durch Eugens Fürsorge bereitet worden war, die Stunden in übermütiger Fröhlichkeit dahineilten. Auch Eugen übertäubte die mahnenden Stimmen, die in ihm laut werden wollten; er gab sich der allgemeinen Lust hin und berauschte sich an dem Anblick Emmas und ihrer alles mit fortreißenden Anmut und sprudelnden Intelligenz.

---

Kurz nachdem die glänzende Kavalkade am Morgen die Lilienburg verlassen hatte, war Amalie klopfenden Herzens dahin gegangen; es war ihr bang zumute, sie fürchtete, den Menschen jener ihr so fremden Welt zu begegnen und Eugen vielleicht vor Zeugen sehen zu müssen, denen gegenüber sie ihr Geheimnis zu wahren Mühe haben würde. Ja, im Innersten ihres Herzens quälte sie die Sorge, daß sie neben den Damen der Residenz dem Geliebten ungeschickt und klein-

städtisch erscheinen könne. Es war ihr daher ein Trost, als sie das Schloß still und verlassen fand und von dem alten Haushofmeister hörte, daß die Gäste ausgeritten seien. Freilich sah sie auch Eugen nicht, aber wie groß war ihr Entzücken, als sie seinen Brief im Malzimmer fand, als sie die Ergüsse der Liebe las, welche die Zeilen enthielten. Sie drückte das Blatt an die Lippen, an ihr Herz und sagte sich:

„O, nun komme die ganze Welt! Wie wahr ist das Wort der Schrift: Die Furcht ist nicht in der Liebe und die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Weil er mich liebt, mich gewählt hat, brauche ich nichts mehr zu fürchten, bin ich seiner wert."

Sie setzte sich stillglücklich an die Arbeit, freute sich, daß die edle Beschäftigung ihre Gedanken nicht von dem Geliebten entfernte, sondern sie beständig zu ihm führte, da sie ihm alles verdankte, was sie wußte, und nahm sich vor, ihn mit einer recht gelungenen Arbeit zu überraschen. Ganz vertieft in diese, hatte sie überhört, daß sich Schritte der Tür nahten und erst als der schwere Vorhang, der dieselbe verhüllte, aufgehoben wurde, fuhr sie freudig zusammen, denn sie hoffte Eugen eintreten zu sehen. Um so mehr ward sie enttäuscht und verwirrt, als sie den Grafen erblickte, der eine alte Dame am Arm führte; ein Kleid von schwerem Seidenstoff mit langer Schleppe umrauschte deren hohe, dürre Gestalt, eine Spitzenhaube umschloß das geschminkte Gesicht und Ringe mit Brillanten glänzten an den mageren Fingern. Die Eintretenden blieben eine Sekunde lang wie verwundert in der Tür stehen, während Amalie verlegen und errötend sich erhob und verneigte. „Entschuldigen Sie," sagte der Graf endlich, „ich wußte nicht, daß Sie hier arbeiteten. Ich zeigte der Frau Gräfin als Stellvertreter meines Freundes das Schloß. Fräulein Holm," sagte er dann, Amalie der alten Dame vorstellend, „eine Schwester des verdienstvollen jungen Mannes, von dem gestern abend die Rede war und der hoffentlich für Eugens Kandidatur stimmen wird; die junge Dame ist Lehrerin an einer Mädchenschule und will sich wohl im Inter-

esse ihrer Zöglinge etwas im Malen ausbilden. Eugen, der immer gerne hilfreich ist, hat ihr dazu hier Gelegenheit geboten. Aber Sie haben schon Fortschritte gemacht, wie ich sehe," fuhr er fort, indem er auf Amaliens Arbeit blickte. „Sehen Sie, meine Gnädige, die Kopie ist wirklich sehr hübsch und Mademoiselle lernt erst seit ein paar Wochen." Die alte Dame nahm ihre Lorgnette, die an goldener Kette am Halse hing und richtete sie auf die Malerei. „Nicht übel," sagte sie herablassend. Dann glitt ihr Blick immer durch die Lorgnette über Amalie hin, sie vom Kopf bis zu den Füßen musternd, so daß dieser ein tiefes Erröten über das Gesicht flog.

„Mich dünkt nur," fuhr sie fort, „daß es nötiger wäre, Vorlagen von einfachen Dingen für Anfängerinnen einzuüben; was sollen kleine Bürgermädchen mit Aquarellen italienischer Landschaften tun? Folgen Sie meinem Rat, Mamsell, zeichnen Sie Stickmuster und so etwas, damit werden Sie Ihren Schülerinnen recht nützlich sein. Unser lieber Lilienfeld muß das noch lernen," sagte sie, zum Grafen gewendet, „daß man Leute nie aus ihrer Sphäre herausheben muß, damit richtet man nur Unheil an. Aber gehen wir weiter, lieber Graf, ich bin begierig, das ganze Schloß kennenzulernen und besonders das Arbeitszimmer unseres Freundes, denn aus der Einrichtung eines Arbeitszimmers, wo sich das intime Leben eines Menschen konzentriert, kann man wichtige Schlüsse auf seinen Charakter machen und Sie wissen schon, welches Interesse ich habe, Lilienfeld ganz zu kennen." Sie lächelte dem Grafen verständnisvoll zu, und ohne das junge Mädchen weiter zu beachten, rauschte sie zur Tür hinaus, die der Graf ihr geöffnet hatte. Dieser wandte sich rasch zu Amalie um und sagte halblaut: „Sie bleiben noch etwas, nicht wahr? Ich komme gleich zurück."

Amalie war tief gekränkt, ja empört. Das waren seine Freunde? Das war seine Welt? In diese wollte er sie führen? Mit dieser hochmütigen Geringschätzung sollte sie kämpfen? Und was hatte diese Frau in so vertraulichen

Ausdrücken von ihm zu sprechen, in sein Zimmer einzudringen, sein intimes Leben zu erforschen? Was hatte das verständnisvolle Lächeln zu bedeuten, mit dem sie den Grafen angesehen hatte? Ein ungeheures Weh überflutete ihr Herz; sie wäre am liebsten gleich geflohen, fort aus dieser Welt, die sie wie eine häßliche Fratze angrinste, aber die Worte des Grafen hielten sie mit dämonischer Gewalt zurück. Die edelheroischen Naturen erbeben wohl, wenn das Unglück gleich einer drohenden Gewitterwolke heraufzieht, aber sie entfliehen nicht, sie sehen dem kommenden Sturm ins Antlitz und wenn der tötende Blitzstrahl auf sie niederzuckt, so sinken sie wie Helden in den Tod.

Es währte nicht lange, so kam der Graf wieder. Er näherte sich Amalie mit vertraulicher Freundlichkeit und bot ihr die Hand, in die sie flüchtig und kühl die ihre legte.

„Mein liebes Fräulein," hub er an, „ich hoffe, Sie zürnen mir nicht, daß ich Sie in Ihren einsamen Studien störte; ich wußte nicht, daß Sie hier waren und die Gräfin Tonleben hatte mich gebeten, ihr das ganze Schloß zu zeigen. Sie müssen es auch der alten Dame nicht verargen, daß sie ein wenig schroff war; es ist Gewohnheit bei ihr, aber im Grunde ist sie eine gute Frau und sie ist ganz nur von einem Gedanken erfüllt: hier alles kennenzulernen. Das ist natürlich für eine Mutter, der das Glück ihres Kindes am Herzen liegt."

Amalie erbebte sichtlich, aber der Graf schien es nicht zu bemerken und fuhr fort: „Mein Freund Eugen hat mir mit so viel Hochachtung von Ihnen gesprochen, daß ich überzeugt bin, ich begehe keine Indiskretion, wenn ich Ihnen die Sache erkläre, damit Sie die alte Dame nicht mißverstehen. Es handelt sich um eine Verbindung Eugens mit der jüngsten Tochter der Gräfin, dem schönsten, liebenswürdigsten Mädchen der Residenz, die Eugen schon vorigen Winter ausgezeichnet hat. Eugens Mutter wünscht diese Verbindung leidenschaftlich und Eugen ist ein zu guter Sohn, um nicht die Wünsche seiner Mutter bei der Wahl seiner künftigen Gattin vor allem zu berücksichtigen, was in diesem Fall allerdings nicht schwer

ist, da es unmöglich ist, die Gräfin Emma zu sehen und nicht sterblich in sie verliebt zu sein. Auch sah ich gestern abend schon, wie die Leidenschaft in Eugen aufflammte nach dem himmlischen Gesang der schönen Zauberin und ich bin sicher, heute, wo sie zusammen reiten, wird der Herzensbund sich vollends schließen."

Wie die Folterknechte einst mit Freuden die Marterwerkzeuge in der unglücklichen Opfer Fleisch senkten, so bewirkte der Graf mit Befriedigung durch seine Worte Todespein in dem Herzen des armen Mädchens, das bleich und erstarrt vor ihm stand. Nicht, daß er so boshaft war, wehe tun zu wollen; er hielt es nur für seine Freundespflicht, Eugen um jeden Preis vor den Folgen seiner Herzensschwäche zu bewahren und er glaubte dies nicht besser bewerkstelligen zu können, als indem er mit scharfem Schnitt jede Illusion des „Bürgermädchens" vernichtete. Aber es überkam ihn doch eine Art von Mitleid, als er die Wirkung sah, die er hervorgebracht hatte, denn Amalie war dem Umsinken nahe und es malte sich ein tödlicher Schmerz auf ihrem Gesichte. Der Graf trat nahe zu ihr hin und faßte ihre Hand. „Mein Kind," sagte er in sanftem Ton, „ich sehe, ich habe Ihnen wehe getan, ohne es zu wollen. Ja, Eugens Nähe ist für die Ruhe junger Mädchen gefährlich, denn er ist zu schön, zu liebenswürdig, um ihm zu widerstehen, besonders wenn er sich freundlich und liebevoll zeigt. Ich habe ihn gewarnt in Ihrem Interesse, als er Ihnen die Stunden anbot. Ich wußte wohl, daß er Ihre Ruhe aufs Spiel setzte; denn das ist Eugens einzige Schwäche, daß er ein allzu empfängliches Herz hat. Ein Ton, ein Wort, ein Blick kann ihn so bezaubern, daß er sich selbst einbildet, zu lieben, doch sind das alles nur vorübergehende Phasen, ich habe schon mehrere mit ihm erlebt. Mit Gräfin Emma wird es aber, so hoffe ich, ernst sein. Darum trösten Sie sich, mein holdes Kind," setzte er hinzu, und von einem plötzlichen Reiz ergriffen, schlang er den Arm um sie und zog sie an sich. Amalie erwachte aus der Starrheit des Schmerzes, in den sie versunken war, mit jähem Schauder. Sie stieß den Grafen

von sich, und indem sie mit der Hand nach dem Herzen fuhr, wie um dessen ungestümes Schlagen zu stillen, fühlte sie den Brief Eugens, den sie in ihrem Kleid an ihrem Herzen geborgen hatte. Wie ein himmlischer Trost durchzuckte es sie. Sie richtete sich stolz auf, und während edle Zornesglut ihr Antlitz überzog, sagte sie: „Ich weiß nicht, mit welchem Recht Sie mir diese Eröffnungen machen; ich weiß nur, daß ich Ihnen nicht das Recht einräume, über meine Gefühle zu urteilen oder sie kennen zu wollen. Noch viel weniger verlange ich Ihr Mitleid. Auch teile ich Ihre Ansicht über den Baron von Lilienfeld nicht. Er hat mich autorisiert, dies Zimmer als das meinige zu betrachten, ich bitte Sie daher, es augenblicklich zu verlassen und nötigenfalls befehle ich es."

Sie stand vor ihm in solcher Würde, daß der Graf unwillkürlich die Augen niederschlug. Dann erwachte aber sein Stolz; diese kleine Schullehrerin durfte ihm das bieten? Er lächelte ironisch und sagte: „Sie sind gewarnt in guter Absicht; doch lächerlichem Hochmut kann man die bittere Enttäuschung gönnen." Damit verbeugte er sich spöttisch und verließ das Zimmer.

Amalie zog nun in heftiger Erregung den Brief Eugens hervor, las ihn abermals und der Ausdruck des tiefen Leides verschwand während dem Lesen aus ihrem Gesicht und machte einem glücklichen Lächeln Platz. Mit raschem Entschluß ergriff sie dann Feder und Papier und schrieb: „Geliebter Freund, die häßliche Welt, die auch Du nicht liebst, brach herein in den Frieden, den mir Dein himmlischer Brief gegeben, und wollte mir Dein reines, edles Bild entstellen. Aber Dein Brief war mein Talisman; er hat mich über jeden Zweifel hinausgehoben und mein Vertrauen und meine Liebe zu Dir glänzen hoch wie zwei leuchtende Sterne über dem Elend des Lebens. Mit diesem Brief als Schild auf meinem Herzen, was sollte mich noch irremachen, was mich noch erschüttern? Ich komme nicht wieder, solange Deine Gäste da sind. Hoffentlich gehen sie bald und das Paradies öffnet sich wieder

Deiner Amalie."

Sie übergab den Brief dem alten Haushofmeister, der ihr freundlich zugetan war, mit der Bitte, ihn dem Baron am Abend, wenn er allein in seinem Zimmer sein würde, zu geben. Dann eilte sie fort, nicht ohne eine tiefe Pein bei der Erinnerung an jene Mitteilungen zu empfinden. Aber in ihrem einsamen Stübchen angelangt, las sie von neuem den Brief und jemehr er ihr das reine Vertrauen zu dem Geliebten zurückgab, jemehr kam sie zu der Überzeugung, daß das Erlebte nur eine Verabredung des Grafen und der alten Dame gewesen sei, die wohl hoffte, ihre Tochter zur Herrin von Lilienburg zu machen und sie durch absichtliche Kränkung zu entfernen. Denn sie setzte voraus, daß der Graf, wenn er nicht alles wisse, so doch vieles erraten und der alten Gräfin mitgeteilt habe. Diese Überlegung beruhigte sie völlig und sie nahm sich vor, sich mit Kraft zum Kampf mit jenen feindlichen Mächten zu rüsten und ihr gutes Recht siegreich zu verteidigen. So war sie freudiger, als es nach dem Vorgefallenen ihr zuerst möglich geschienen hatte und es gelang ihr sogar, auf Paulinens Frage, ob sie etwas von den Gästen auf Lilienburg gesehen, mit einer drolligen Beschreibung der alten, stolzen Dame zu antworten.

---

Inzwischen kehrten die Reiter vom Forsthaus zurück. Der Graf eilte ihnen entgegen und während er der Gräfin Emma beim Absteigen vom Pferde half, flüsterte er ihr zu: „Nun, schöne Zauberin?“

Emma winkte ihm mit dem reizvollsten Lächeln zu und flüsterte ebenfalls: „Ich habe das Leben eingesetzt als Pfand an das Schicksal und habe den Preis gewonnen. Wir sind verlobt, noch heute wird es bekannt.“

„Wunderbares Geschöpf,“ versetzte der Graf, „und wahrlich, man muß ein Freund sein, wie ich es für Eugen bin, um sich neidlos über sein Glück zu freuen.“

„Und der Freund, der so treu über unserm Glück gewacht, wird er nicht auch mir ewig teuer sein?“ sagte Emma und

reichte ihm die Hand. Der Graf führte die kleine Hand an seine Lippen und drückte einen langen Kuß darauf. Dann bot er Emma den Arm und führte sie in das Haus. Hier kam ihnen Eugen entgegen, der Frau von Haldeck zu ihrem Zimmer geleitet hatte. Emma warf ihm einen feurigen Blick zu und flüsterte: „Ich erwarte Sie bei Mama." Eugen blieb unschlüssig stehen, während Emma in ihren Zimmern verschwand. Der Graf, der sich an ihrer Tür verabschiedete, fand ihn so. „Nun, bester Freund, ich ahne, dein Geschick ist entschieden; ich wünsche dir von Herzen Glück." Er drückte ihm warm die Hand.

„Franz, was hab ich getan!" sagte Eugen dumpf; „ich war berauscht von einem Zauber, der mir ein Glück bot, das ich nicht hätte annehmen dürfen. Die Rückkehr hierher hat es mir wie Zentnerlast aufs Herz gelegt. Was soll ich tun? Sie erwartet mich jetzt bei ihrer Mutter, um ihre Hand zu erbitten, aber jenes Mädchen, das mein Wort hat —"

„Was du tun sollst? Kannst du nur einen Augenblick zweifeln?" erwiderte der Graf unwillig. „Wechsle auf der Stelle deine Kleider und eile, dir das schönste Weib zu erbitten. Sie ist ja dein; deine Ehre und dein Herz binden dich an sie. Was die andere anbetrifft, so habe ich schon vorgebaut; das wird viel besser gehen, als du denkst; ich erzähle dir alles heute Nacht, wenn wir allein sind. Jetzt nur rasch zur Gräfin."

„O, Franz," sagte Eugen seufzend, aber der Graf zog ihn in sein Zimmer und fachte durch seine entzückten Beschreibungen des Glückes, das ihm an Emmas Seite winkte, seine Leidenschaft von neuem so an, daß die Gestalt Amaliens im Nebel verschwand und nur die Glutsonne von Emmas Schönheit ihm versengend strahlte. Er ließ sich bei der Gräfin Tonleben melden. Sie kam ihm entgegen und reichte ihm beide Hände. „Ich weiß, lieber Baron, weshalb Sie kommen," sagte sie mit lächelndem Antlitz, „mein Kind konnte der Mutter nichts verschweigen und wenn mich etwas trösten kann über die Trennung von meinem Kleinod" — hierbei fuhr sie mit dem

mit Spitzen besetzten Batisttuch über die Augen — „so ist es der Gedanke, sie Ihnen anzuvertrauen. Einen lieberen Sohn konnte mir meine Emma nicht bringen und wie glücklich werde ich sein, Ihrer herrlichen Mutter mein Kind in die Arme zu legen; sie wird sie lieben, ich bin dessen gewiß; wir werden nur eine Familie sein, ein Herz und eine Seele."

Eugen küßte der alten Dame die Hände und stammelte etwas von Dank. Sie aber schloß ihn in ihre Arme und bot ihm ihre beiden geschminkten Backen zum Kuß. Darauf trat Emma ein, strahlend von Liebreiz, in ausgesuchter Toilette; die ältere Schwester kam ebenfalls, ihn zu begrüßen, alles schien sich leicht und harmonisch um ihn zu schließen und er schien sich selbst ein Tor, daß er ein so glänzendes, müheloses Glück für einen traurigen Kampf habe verscherzen wollen. Beim Abendessen teilte die alte Gräfin alsbald den versammelten Freunden das frohe Ereignis mit und der Graf brachte einen begeisterten Toast auf das Brautpaar aus. Alle drängten sich beglückwünschend um dieses, nur der kleine Leutnant nahm eine Märtyrermiene an. Als sich der Sturm gelegt hatte und das Geplauder sich wieder andern Gegenständen zuwandte, sagte die alte Gräfin plötzlich: „A propos, lieber Lilienfeld, ich muß Ihnen einen praktischen Rat geben. Ich habe heute morgen die Schulmamsell gesehen, der Sie erlauben, Ihre schönen Aquarelle zu kopieren. Ich meine, es wäre viel besser für so ein Mädchen, einfache Vorlagen zu zeichnen, in denen sie ihre Schulkinder nachher unterrichten kann. Was sollen ordinäre Bürgerkinder mit den Kopien solcher Aquarelle machen? Das fördert nur die gefährliche Richtung unserer Zeit, daß die unteren Stände immer über ihre Lebensstellung hinaus wollen in höhere Sphären." Eugen wechselte die Farbe während dieser Worte und fühlte sich gedemütigt und beschämt, indem er dachte, daß er jene Schullehrerin an die Stelle des glänzenden Wesens, das an seiner Seite, ihm wonnevoll zulächelnd, saß, hatte erheben wollen. Aber sein Gewissen mahnte ihn dennoch, etwas zu Amaliens Gunsten zu sagen.

„Das Fräulein tut es aus eigener Freude an der Kunst,"

sagte er, kaum seine Befangenheit verbergend, „sie hat Talent und ist überhaupt ein sehr begabtes Mädchen."

„Fräulein?" wiederholte der kleine Leutnant mit ironischem Lächeln. „Man sieht, der Baron befindet sich in einem demokratischen Wahlkreis."

Eugen warf ihm einen zornigen Blick zu; wie gern hätte er sich an jemand anderem gerächt für das Pochen des unbequemen Mahners in seiner Brust, aber in demselben Augenblick frug Emma: „Was ist denn das für eine Geschichte? Eine junge Dame, die hier malt? Ist sie hübsch?"

„Gar nicht, mein Kind," versetzte die alte Gräfin rasch, „tout ce qu'il y a de plus vulgaire et quelle mise! Ah, mon Dieu — freilich, was kann man von einer armen Schulmamsell in der Provinz erwarten?"

„Nun, das ist mir lieb, sonst würde ich auch protestieren," sagte Emma, indem sie den Baron mit ihrem bezaubernden Lächeln ansah.

„Im Gegenteil, Sie müssen ihn dafür nur noch mehr achten," fiel der Graf ein, der auf der andern Seite neben Emma saß. „Er hat der Schwester freigebig eine Gelegenheit geboten, die sie sonst in der kleinen Stadt nicht hätte, um ihr Talent zu üben, so wie er dem Bruder seine Bibliothek geöffnet hat; das ist human, macht seinem Herzen Ehre und macht ihn zugleich hier populär."

„Sehr schön und sehr klug zugleich," versetzte der Leutnant immer mit einem Beisatz von Ironie. Unter dem Tisch aber legte sich eine kleine Hand in die Eugens und er fühlte einen warmen Druck, der ihn beglückte, aber auch vor sich selbst erröten machte. Er blieb den ganzen Abend innerlich beunruhigt und gequält und nur als Emmas Gesang alles in Entzücken versetzte, schwand auch ihm für kurze Zeit jeder andere Gedanke außer dem, der beneidete Verlobte dieses zauberischen Wesens zu sein. Als er nun endlich glückberauscht sein Zimmer aufsuchte, trat der alte Haushofmeister bei ihm ein und übergab ihm Amaliens Brief. Eugen traute sich kaum, ihn zu öffnen. Er fürchtete sich, in den Spiegel zu blicken, der ihm

sein eigenes treuloses Betragen vorhalten würde; mißmutig warf er ihn auf den Tisch und zürnte Amalie, daß sie kam, ihn zu mahnen, wie er meinte. Als er aber endlich die Zeilen las, so einfach, so rührend in ihrem Vertrauen, in ihrem Glauben an ihn, da überfiel ihn eine peinvolle Reue und er rief: „O, ich Elender, was habe ich getan? Einem armen Mädchen den Himmel geöffnet, um ihn so grausam wieder zu schließen? War es nicht an der Seite dieser einfach edlen Natur, daß ich eine andere Existenz träumte, ein Leben nützlicher, fruchtbarer Tätigkeit für meine Nebenmenschen? Und bin ich nun nicht wieder in dem weltlichen Treiben gefangen, dem mich zu entziehen mein besseres Selbst mich trieb? — Freilich, ihr zu entsagen, jener göttlichen Sirene, deren süßes Locken mich schon bestrickt hatte, ehe ich Amalie kannte und deren Huld mir nun entgegenkam und alles um mich in Glück und Freude vereinte — nein, das wäre zuviel verlangt gewesen — ein solches Opfer hätte auch der Stärkste nicht gebracht. — Aber wie — wie der Ärmsten das Schreckliche verkünden? Sie wird mich verachten und mit Recht" —

In dem Augenblick trat der Graf herein und erriet an dem Ausdruck und der Haltung des Freundes, welche Gedanken ihn beschäftigten.

„Eugen, ich komme, dich zu beruhigen," hub er an. —

„Beruhigen? wie ist das möglich? Kannst du das Geschehene ungeschehen machen?" rief Eugen unterbrechend und schlug sich verzweifelnd mit der Hand vor die Stirn. „Du hast mich gewarnt, du bist nicht schuldig, aber ich bin ein Elender, mit idealen Instinkten und mit einer Schwäche, die mich Schlimmeres tun läßt, als ein Bösewicht tun würde. O, ich richte mich selbst und verurteile mich härter, als irgend jemand es tun könnte. Heute war ich berauscht von Emmas Reiz und hieß mein Gewissen schweigen; aber jetzt in der Einsamkeit erwacht es laut. Was soll ich tun? Wie dieser Situation entrinnen? Wortbrüchig, treulos bleib ich, nach welcher Seite hin ich auch entsage."

Er warf sich in einen Sessel und bedeckte sein Gesicht mit

beiden Händen. Der Graf hatte ihn ausreden lassen, jetzt trat er auf ihn zu, nahm eine Hand des Freundes von dessen Gesicht, hielt sie zwischen den seinen und sagte: „Höre mich jetzt, Eugen, da du mich früher nicht hast hören wollen. Sei ein Mann und wirf diese Schwäche von dir; die allein ist deine Schuld, nichts anderes. Daß du dich hinreißen ließest, jenem Mädchen dein Wort zu geben, sie heiraten zu wollen, das war allerdings eine schwere Unbesonnenheit. Du konntest dich ja mit ihr amüsieren, einen kleinen sentimentalen Roman abspielen, das war kein Arg und so ein Mädchen hätte sich noch sehr glücklich geschätzt, eine Zeitlang die Geliebte eines Menschen wie du gewesen zu sein. Daß du die Sache für ernst nahmst, war dumm. Deine ganzen Träume von demokratischen Bestrebungen waren unsinnig. Du bist wieder auf dem rechten Weg, machst die einzige Heirat, die für dich paßt, machst deine Mutter glücklich, gehörst wieder ganz in den Kreis, in den dich Geburt und Verhältnisse beriefen und wo du dich mit deinen Gaben glänzend auszeichnen kannst. Und dies alles wolltest du einer Mesalliance opfern, die dich unglücklich gemacht hätte, da jene junge Person in keiner Weise in deinen Lebenskreis paßte und deine Liebe für sie jedenfalls eine Täuschung war, die du mit bitterer Reue bald erkannt hättest? Sei froh, daß alles gerettet ist, ehe es zu spät war. Was aber jenes Mädchen anbetrifft, so sei versichert, sie ist nicht so edel, wie deine Phantasie sie dir gemalt hat. Es ist Berechnung und schlaue Koketterie in dem Scheine von Unschuld und Naivität gewesen, der dich getäuscht hat. Ich habe sie heute auf die Probe gestellt und sie durchschaut. Du weißt, ich verstehe mich auf Mädchenherzen, sie wird sich ein wenig grämen, mehr aus verletzter Eitelkeit als aus Liebe, und dann wird sie einen braven Bürger aus der Stadt heiraten, Kinder bekommen und sich lebenslang mit ihren Freundinnen beim Kaffee rühmen, die Eroberung eines Barons gemacht zu haben. Ich kenne das, mein Lieber; die Frauen sind alle so — alle; nur nimmt es verschiedene Formen an und was uns in einer Emma entzückt, die liebenswürdige Koketterie, die

reizenden Kaprizen, die uns Männer immer in Atem erhalten und verführen, das wird unausstehlich in einer bürgerlichen Kokette, der unsere Phantasie Reize verliehen hat, die sie nie besaß und die wir nur zu bald überdrüssig werden." Eugen hörte dieser Rede schweigend zu; seine innerste Überzeugung sagte ihm, daß alles, was der andere gegen Amalie sagte, falsch sei. Aber wie es schwachen Naturen zu gehen pflegt, er nahm die Lüge an, wurde unredlich, nur um der tiefen Beschämung über seine eigene Schwäche und Treulosigkeit zu entfliehen und gab sich fremder Führung hin, nur um nicht selbst zu entscheiden, nicht selbst zu handeln. Er erhob langsam den Kopf, schaute zu dem Grafen auf und sagte dumpf: „Aber was soll ich tun? Wie soll ich mich in dieser Verwirrung benehmen?"

„Nichts einfacher als das," versetzte der Graf. „Der morgende Tag ist ja schon ganz besetzt, du bist deine Zeit deinen Gästen schuldig und wirst folglich das Mädchen, falls sie käme, nicht sehen. Übermorgen brechen wir alle auf, du mit; wir bleiben noch zwei Tage auf Steineck. Dann geht die Gräfin Tonleben mit den Töchtern nach der Residenz zurück; du begleitest sie natürlich, um dort bei deiner Mutter das wahre Verlobungsfest zu feiern und schreibst nach einiger Zeit einen kühlen Absagebrief, du kannst ja auch irgendein Geschenk hinzufügen, was bei solchen Mädchen immer Eindruck macht."

„Ach, du gibst mir eine Idee," rief Eugen, „ja, ja, ich weiß schon, was ich ihr schenke," fuhr er fort und atmete wie erleichtert auf. „Gut, ich komme mit euch; mach nur fort, vielleicht könnten wir schon morgen nachmittag fahren."

Der Graf versprach, alles zu besorgen, innerlich entzückt, daß ihm sein Werk gelungen und der Freund, den er soviel liebte, wie es seine egoistische Natur zuließ, gerettet sei. Schon am folgenden Tag brach die ganze Gesellschaft auf und Emma versicherte, es werde ihr leicht, jetzt von der Lilienburg zu scheiden, da sie hoffe, bald in vollem Glück dahin zurückzukehren. Dabei umgab sie den Baron mit solch einem zauberhaften Spiel von reizvoller Hingabe, schüchternem Versagen,

verlockender Anmut, daß er nicht zur Besinnung kam und daß der Sturm der Leidenschaft die Stimme des Gewissens übertönte. Er schrieb vor der Abreise, wie verabredet mit dem Grafen, nur ein paar flüchtige Worte an Amalie, worin er sagte, er sei durch seine geselligen Pflichten gebunden, mit seinen Gästen zu gehen, gedenke aber demnächst zurückzukehren und bitte sie, einstweilen ihre Studien in der Lilienburg fortzusetzen, auch den ganzen Malapparat, ja seine Sammlung der schönen Aquarelle, als ihr Eigentum anzusehen. — Der kühle Ton der wenigen Zeilen schnitt Amalie in das Herz; daß sie ihn nicht, wie sie gehofft hatte, nach dem Weggehen der Gäste wiedersehen würde, war ihr ein bitterer Schmerz. Aber sie erlaubte es sich doch nicht, an ihm zu zweifeln und wenn sie sich in der Lilienburg bei ihrer Arbeit befand und der wonnevollen, hier verlebten Stunden gedachte, das schöne Antlitz im Geiste vor sich sah, die Liebesbeteuerungen sich wiederholte, die er ihr zugeflüstert hatte, wenn sie seinen ersten Brief wieder las, so kehrte ihr Vertrauen in ihn voll und rein zurück. Sie sagte sich, daß der Zweifel der Gifthauch sei, der die Blüte einer reinen Liebe zerstöre und sie wollte nicht, daß ein Schatten auf die ideale Gestalt falle, der die heiligsten Empfindungen ihres Herzens galten. Als aber Tag auf Tag und Woche auf Woche verstrich, ohne daß der Geliebte wiederkehrte und ohne daß eine Zeile von seiner Hand ihr Trost gebracht hätte, da fing der Schmerz an, seine Wohnung in ihrem Herzen aufzuschlagen und eine tiefe Traurigkeit verbreitete sich über ihr ganzes Wesen. Sie suchte soviel als möglich ihren Seelenzustand der Aufmerksamkeit der Ihrigen zu entziehen; doch Paulinens scharfem Blick entging er nicht. Sie wußte freilich nicht, wie schwer das war, was der Schwester widerfuhr; sie dachte nur, daß ihre Befürchtung eingetroffen sei und daß Amaliens Herz eine hoffnungslose Liebe für den Baron hege; denn daß je von einer Verbindung die Rede gewesen wäre, das fiel ihr auch von ferne nicht ein. In ihrer praktischen Weise hielt sie Arbeit für das beste Mittel gegen solche Seelenleiden und unter dem Vorwand, daß sie

zu viel Arbeit habe, hatte sie unaufhörlich etwas für Amalie zu tun, so daß diese fast unmutig darüber wurde, da sie es der Schwester nicht abschlagen mochte, dadurch aber dem einzigen, was ihr jetzt Trost gab und ihre Seele füllte, entzogen wurde, nämlich den Besuchen der Lilienburg, dem Verweilen in den Räumen ihres entschwundenen Glücks, dem Sichversenken in die Erinnerung, hier, wo alles ihr das geliebte Bild hervorrief und wo eine Welt der Schönheit sie umgab, wie sie dem innersten Bedürfnis ihrer Seele entsprach. Der alte Haushofmeister ließ ihr volle Freiheit, in dem Schlosse umherzugehen. Sie besuchte oft den großen Saal und verweilte stundenlang vor den erhabenen Götterbildern, deren stumme, milde Hoheit ihr verwundetes Herz wohltuend berührte.

Eines Tages vermochte sie nicht länger dem Triebe zu widerstehen, der sie lockte, Eugens Privatzimmer zu betreten. Sie war sicher, dies in dem einsamen Schloß unbemerkt tun zu können. Dennoch öffnete sie mit klopfendem Herzen die Tür, voll Scheu, als tue sie etwas Unrechtes, und doch in freudiger Erregung, als müsse ihr dort eine glückliche Offenbarung werden. Ja, trotz des Widerspruchs der Vernunft spiegelte die Phantasie ihr vor, sie könne da dem Geliebten selbst begegnen, an seinem Herzen zum Glück zurückkehren und von seinen Lippen die beseligenden Worte hören, daß alle Hindernisse beseitigt seien und daß ihrer Verbindung nichts mehr im Wege stehe. Freilich kam ihr die geliebte Gestalt nicht entgegen, als sie eingetreten war, und tiefes Schweigen herrschte in dem geschlossenen Raum, aber es war ihr dennoch, als umwehe sie sein Atem, als sei sie ihm hier näher, als schaue sie in sein innerstes Leben. Da war sein Schreibtisch, da waren Bücher, in denen er zuletzt gelesen haben mochte, staatswissenschaftliche, nationalökonomische Schriften, aber auch Romane, besonders französische, darunter einige, die Amalie nur dem Titel und dem Namen des Autors nach kannte, von denen es ihr aber leid tat, sie hier zu finden, weil sie aus Kritiken ihre verwerfliche Tendenz kannte. „Doch, wer weiß, was ihn veranlaßt, sie zu lesen," dachte sie, „vielleicht

muß er es, um in seiner Welt nicht hinter dem allgemeinen Geschmack zurückzubleiben; aber in unserer Welt, dem reinen Äther, der uns umgeben soll, da wollen wir nicht solche Bücher dulden; da werden uns nur die Geistesheroen nahen, da werden wir liebend nur das Schöne und Gute pflegen." —

Sie verlor sich in Träumen einer idealen Zukunft und betrachtete mit zarter Teilnahme alles, was das Zimmer enthielt, als ihm besonders angehörig und ihr deshalb besonders geweiht. Endlich zog es sie unwiderstehlich, auch noch den letzten Schritt zu tun und sein Schlafzimmer zu betreten. Sie folgte dem sehnsuchtsvollen Triebe und trat ein. Da stand sein Lager, von einem Baldachin überragt, von dem ein Vorhang aus purpurfarbigem Seidendamast niederfiel. Dem Bett gegenüber hing das lebensgroße Ölgemälde eines älteren Mannes, in dem Amalie Eugens Vater vermutete. Mit Rührung glaubte sie hierin einen schönen Zug kindlicher Liebe zu erkennen, der es Bedürfnis war, dem Bilde des ausgezeichneten Vaters den ersten Blick am Morgen zuzusenden und unwillkürlich sagte sie laut vor sich hin: „O mein Eugen!" Auch fand sie mit Freude im milden Ausdruck der Augen eine Ähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater, während sie sich sonst gestehen mußte, daß seine schönen Züge ganz denen der Mutter ähnlich waren, deren Bild auf seinem Schreibtisch stand und das sie nicht ohne ein gewisses Grauen angesehen hatte, denn aus dem auffallend schönen Antlitz sprach ein so kalter Stolz, eine so unerbittliche Härte, daß sie seufzend dachte, ob diese Frau sie je als Tochter würde empfangen wollen. Sie fühlte sich zauberisch gefesselt in dem Schlafgemach und es zog sie unwiderstehlich zu dem Lager hin, auf dem er geruht und wo im Traum vielleicht ihr Bild ihm vorgeschwebt hatte. Ihr Herz wallte über von zärtlicher Liebe und wie in einer beseligenden Vision sah sie sich hier mit ihm vereint und fühlte ein zartes Erröten auf ihre Wangen steigen. Sie sah sich um — kein Lauscher von nah und fern — tiefe Stille, die kaum das Summen einer Fliege unterbrach. Da legte sie leise den Kopf auf das Kissen, schlang in Gedanken ihre Arme um seinen

Hals und fühlte seine Lippen auf den ihren brennen. Es war ihr, als flüsterte er ihr zu, der Widerstand seiner Mutter habe ihn solange zurückgehalten, nun aber sei alles geordnet und sie sei auf ewig sein. Ihr Blick fiel auf das Bild des Vaters: „Ja, der hätte uns gesegnet, hätte mich als Tochter an sein Herz gedrückt," sagte sie zu sich selbst; „dieser milde Blick hätte in mein Inneres geschaut und nach den Schätzen der Seele gefragt, die ich seinem Sohn zu bringen hätte, aber nicht nach Stammbaum und Vermögen. Was sind denn auch alle irdischen Güter gegen die hohe Gabe, die ein edles Weib dem Manne, den sie liebt, bringt? Die Hingabe ihres ganzen Selbst, zugleich in Demut und reiner Hoheit; die Liebe, die, indem sie die Frau in ihrer Weiblichkeit vollendet, auch den Mann ergänzt und hinanzieht. Welche Schätze von Gold und Silber, welche Vorteile der Geburt können sich damit vergleichen? Du edler Mann, du hättest das verstanden und dein Sohn wird deiner würdig handeln; er hat deine Augen, aus denen deine Seele spricht; er wird zu mir zurückkehren, wenn er alle Schwierigkeiten beseitigt hat, um mich mit der Fülle des Glücks zu überraschen."

Die beseligende Gewißheit füllte plötzlich ihr ganzes Herz; seit langem hatte sie sich nicht so glücklich gefühlt. Glut der Liebe durchdrang sie mit allmächtigem Feuer; sie drückte heiße Küsse auf das Polster, auf dem sein Haupt gelegen hatte. „Gib sie ihm wieder, wenn er hier ruht," flüsterte sie dem Kissen zu und fügte tausend zärtliche Worte hinzu, als könne dieses sie wiederholen. Endlich riß sie sich gewaltsam aus dem glücklichen Traumleben, in das sie versunken war, los, um nach Hause zurückzukehren. Als sie das Schloß verließ, kam ihr der alte Haushofmeister nach und gab ihr einen Brief, der eben aus der Residenz für sie angekommen sei. Mit hochklopfendem Herzen nahm sie ihn und dankte dem freundlichen Alten so innig, als wäre die Glücksverheißung, die sie in Händen zu halten glaubte, ein Geschenk von ihm. Sie eilte nach Hause, um den Brief in der Stille ihres Zimmers zu lesen. Es schien ihr unzweifelhaft, daß er ihr die Verkündigung bringen werde,

daß Eugen nun endlich alle Hindernisse besiegt habe. Was konnte er anderes schreiben? O, ihr Traum vorhin auf seinem Lager war die Vorahnung dieses Glücks gewesen! Wie würde sie nun wieder aufleben und zu allem Schönen und Großen fähig sein! Und welch eine Freude, der alten Mutter dies künden zu dürfen und dem teuren Bruder und der guten Pauline. Auch ein wenig Eitelkeit regte sich in ihrem Herzen; es war doch schön, Baronin von Lilienfeld und Herrin der Lilienburg zu werden und sich über die kleinlichen Alltagsmenschen, denen sie sich immer fremd gefühlt hatte, auf Höhen edlerer Kultur zu erheben. Sie hoffte, unbemerkt in ihr Haus schlüpfen zu können, um erst den kostbaren Brief zu lesen. Wie groß war daher ihr Mißvergnügen, als sie an der Haustüre der Justizrätin mit ihrer Tochter begegnete, die eben eintraten. Sie hatte sie seit jener abendlichen Begegnung nicht wieder gesehen und sie absichtlich vermieden, da die offenbare Mißgunst der Mutter ihr eine zu peinliche Mahnung an jene Welt war, der zu entfliehen von jeher ihre Sehnsucht gewesen und nun ihre Hoffnung war. Jetzt aber konnte sie sich dem Zusammentreffen nicht entziehen, denn Linchen stürzte auf sie zu, faßte ihren Arm und rief: „Gut, daß Sie nach Hause kommen, Malchen, wir haben merkwürdige Dinge mitzuteilen."

„Die Sie vorzüglich interessieren werden," versetzte die Justizrätin mit scharfem Ton.

Amalie wollte sich entschuldigen, indem sie die Türe des Wohnzimmers öffnete und vorgab, erst ihren Hut und Mantel in ihrem Zimmer ablegen zu wollen.

„Nein, nein," rief Linchen und schob sie in das Wohnzimmer hinein, „erst müssen Sie hören, es ist zu interessant."

Frau Holm, die allein zu Hause war, empfing die Gäste mit der Bemerkung, daß sie lange nicht die Ehre gehabt habe, die Damen zu sehen, worauf die Justizrätin erwiderte, daß sie so von den Pflichten höherer Geselligkeit im Hause des Präsidenten und anderer vornehmer Leute in Anspruch genommen worden seien, daß sie nicht zu Atem gekommen wären.

„Nun aber, Mama — unsere Neuigkeit!“ rief Linchen.

„Ja, lies du,“ sagte die Mutter; „bereiten Sie sich vor, liebe Holm, ein Ereignis zu hören, das für unsere Geselligkeit eine glänzende Aussicht eröffnet und uns den Zirkeln der Residenz nahebringt.“

Linchen zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche, entfaltete es und begann zu lesen:

„Gestern feierte man hier in den höchsten Kreisen eine Vermählung, welche die allgemeine Teilnahme erregte. Der junge Baron von Lilienfeld, einer unserer reichsten Grundbesitzer, vermählte sich mit der Gräfin Emma Tonleben, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit schon im vorigen Winter das Entzücken unserer Salons gewesen ist. Nachdem am Abend vorher im Hause der verwitweten Baronin von Lilienfeld, im glänzendsten Kreise, dem die Mitglieder des königlichen Hauses beiwohnten, die Ziviltrauung vollzogen worden war, fand gestern vormittag die kirchliche Feier statt. Schon eine Stunde vor Beginn war die Straße, die zur Kirche führte, so dicht mit Menschen gefüllt, daß die Polizei Mühe hatte, den Weg für die Wagen offenzuhalten und in der Kirche war jedes Plätzchen so besetzt, daß außer den freigebliebenen Sitzen für die Eingeladenen keine Möglichkeit war, noch eine Stelle, selbst zum Stehen, zu finden. Als nun endlich die Wagen vorfuhren und das Brautpaar, von Mitgliedern des höchsten Adels geführt, erschien, konnte auch selbst die Heiligkeit des Ortes es nicht verhindern, daß ein Gemurmel der Bewunderung in der Menge hörbar wurde, denn es ließ sich wohl nicht leicht ein schöneres Paar denken. Die Braut, in ihrem kostbaren Spitzenkleide, mit reichem Brillantschmuck, Schleier und Myrtenkranz, strahlte so von Schönheit, Anmut und Glück, daß man die Blicke nicht von ihr abwenden konnte und ihr Lächeln verriet, daß sie sich der allgemeinen Bewunderung freute. Der Bräutigam sah etwas bleich und sehr ernst aus, gewann aber auch die größte Sympathie. Nach der Trauung vereinte ein glänzendes Frühstück die ausgesuchte Gesellschaft im Hause der Baronin Lilien-

feld, nach welchem das junge Paar die Hochzeitsreise nach Italien antrat."

„Nun, was sagen Sie?" rief die Justizrätin. „Das verspricht viel für unsere Stadt, wenn das junge Paar in der Lilienburg ‚residenzieren' wird; da wird unsere Geselligkeit einen höheren Aufschwung nehmen! Der Baron hat sich zwar etwas einfältig benommen, als er hier war, aber an der Seite einer Frau aus der vornehmen Welt wird er schon die ‚Dekoration' zu wahren wissen —"

„Das Dekorum," verbesserte Linchen leise. Die Justizrätin hörte nicht darauf und fuhr fort: „und die Gesellschaft um sich versammeln, die dazu berechtigt ist."

Sie wandte sich bei diesen Worten wie zufällig nach Amalie um und wollte eben noch etwas hinzusetzen, aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen, denn selbst in der Dämmerung, die im Zimmer herrschte, sah sie, wie Amalie totenbleich an der Wand lehnte und krampfhaft die Hand an das Herz führte.

„Was ist Ihnen?" sagte die Justizrätin mit kaum verhaltener Schadenfreude. „Sind Sie unwohl?"

Erschreckt blickte Frau Holm auf und sagte ängstlich: „Malchen?"

„Es ist nichts, es — ist mir zu heiß hier," stammelte Amalie, nahm sich gewaltsam zusammen und eilte zur Tür hinaus.

„Hm, hm!" räusperte sich die Justizrätin und schüttelte den Kopf. „Liebe Frau Holm," fuhr sie dann fort, indem sie sich näher zu Frau Holm hinneigte und halblaut, wie um es Linchen nicht hören zu lassen, sagte: „Ich glaube, Sie haben eine große „Imbrutenz" begangen, daß Sie die Amalie so allein zu dem jungen Manne laufen und stundenlang da bleiben ließen; man weiß ja, wie junge Männer aus der Residenz sind; ein Mädchen unter ihrem Stande, das sich ihnen so ohne weiteres an den Hals wirft —"

„O bitte, Frau Justizrätin," unterbrach sie die alte Holm mit vor Erregung zitternder Stimme, „meine Amalie —"

„Nichts für ungut, liebe Holm," fiel die Justizrätin ihr ins Wort, „Sie kennen eben die vornehme Welt nicht, aber hätten

Sie mich gefragt, ich hätte Ihnen gesagt, daß die Sache die unehrenhaftesten Folgen haben könnte; nun, ich hoffe für Sie, daß das Schlimmste noch nicht geschehen ist, aber die Reputierlichkeit von der Amalie hat schon Schaden gelitten und man munkelt allerlei häßliche Dinge von dem, was da in der Lilienburg vor sich gegangen ist."

„Frau Justizrätin," brachte die alte Holm mühsam hervor und Tränen erstickten ihre Stimme.

„Beruhigen Sie sich, meine Gute, daß nur mein unschuldiges Linchen nichts vermutet von dem ‚Schkandal' — übrigens seien Sie sicher, daß ich Sie verteidigen und sagen werde, Sie hätten von nichts gewußt und solchen Leichtsinn der Amalie nicht zugetraut."

Währenddessen hatte Amalie in fieberhafter Hast in ihrem Stübchen Licht angezündet und den Brief hervorgezogen, den sie für den Boten unermeßlichen Glücks gehalten hatte.

„Ich will alles wissen," sagte sie vor sich hin, „will den Kelch bis auf die Hefe trinken." Mit dem Mut der Verzweiflung, die sich das Messer selbst in die Brust stößt, zerriß sie den Umschlag des Briefes, aber dann hielt sie ihn einen Augenblick lang in der zitternden Hand, denn die ewige Schmeichlerin Hoffnung, die oft noch am Rande des Abgrundes dem Menschen den Retter verheißt, flüsterte ihr zu, es könne dieser Brief noch einen Widerruf des eben Gehörten, eine Rechtfertigung des so heiß Geliebten enthalten. Endlich aber entfaltete sie mit gewaltsamem Entschluß das Blatt und las:

„Ich übernehme es, eine Unvorsichtigkeit meines Sohnes nicht zu entschuldigen, aber gutzumachen. Es scheint, daß er eine flüchtige Aufwallung seines leicht erregbaren Herzens für eine ernste Neigung gehalten, mit seinem allzu idealistischen Gemüt das Unmögliche einer Verbindung unter seinem Stande für möglich gehalten und in dieser Hinsicht Versprechungen gemacht hat. Sie, Mademoiselle, hätten allerdings vorsichtiger sein und an solch ein unmögliches Glück nicht glauben sollen, denn ich will annehmen, daß Sie sich keiner

absichtlichen Verlockung meinem edlen Sohne gegenüber schuldig gemacht haben, weil er mir mit Lob von Ihnen gesprochen hat. Ich will Ihnen auch keine Vorwürfe machen, da ein Mädchen Ihres Standes leicht durch die Schönheit, den Reichtum und die Liebenswürdigkeit meines Sohnes verblendet werden konnte. Mein Sohn aber hat nun die ihm ebenbürtige Gattin gefunden und seine Mutter dadurch unendlich beglückt. Dieses Glück macht mich auch noch geneigter, andere nachsichtig zu beurteilen und die Enttäuschung, die Sie sich freilich allein selbst zuzuschreiben haben, genügend zu vergüten. Ich weiß durch Eugen, daß es Ihr Wunsch ist, nach Italien zu reisen, um dort Ihr Talent zur Malerei auszubilden. Obwohl ich dies nun in Ihren Verhältnissen für eine Torheit ansehe und für eine Überhebung, wie sie leider heutzutage in den niederen Ständen nur zu häufig vorkommt, so füge ich doch einen Wechsel von tausend Talern bei, der es Ihnen ermöglichen wird, die Reise zu unternehmen, oder, wenn Sie einen Mann Ihres Standes finden, sich eine Aussteuer damit zu machen.

Adelheid, Baronin von Lilienfeld."

Der Brief nebst dem darin liegenden Wechsel entfiel Amaliens Hand, sie sank auf einen Stuhl, rang nach Atem und meinte zu ersticken, so heftig schlug ihr Herz, so gewaltig pochten ihre Schläfen. Plötzlich aber überflutete es sie heiß und die Empörung über den Brief, über die Art, ihre reine Liebe zu beurteilen, über die Schmach, mit Geld den tödlichen Schmerz ihrer Seele abkaufen zu wollen, gewann für den Augenblick eine solche Gewalt, daß alle Nerven sich spannten zu furchtbarer Energie und zu raschem Handeln, als könne sie damit dem vernichtenden Weh entfliehen.

„Auch nicht einen Augenblick soll dies hochmütige Weib glauben, ich werde mich beflecken, indem ich ihr Geld nehme. Sie soll es wissen, daß es etwas Höheres gibt als den Stolz der Kaste: den Stolz einer edlen Seele, die hintergangen, aber nicht erniedrigt werden kann."

Mit Ungestüm ergriff sie den Wechsel, legte ihn in ein Blatt Papier und schrieb darauf: „Kein Zufall der Geburt entschuldigt den, der fähig ist, schnöden Verrat mit Geld vergüten zu wollen. Eher sterben, als dieses Judasgeld nehmen."

Sie siegelte den Brief, adressierte ihn an die Baronin von Lilienfeld und eilte unbemerkt zum Haus hinaus, um ihn auf die Post zu tragen. Es regnete in Strömen und ein eisiger Wind riß ihr beinahe das Tuch weg, das sie in der Eile umgeschlagen hatte. Aber sie achtete dessen nicht; der Sturm, der in ihrer Seele wütete, ließ sie das Toben der Elemente kaum bemerken. Ganz durchnäßt, mit fiebernd heißer Stirn, kam sie zurück und sah durch das Fenster, wie der kleine Familienkreis bereits bei der Lampe um den Tisch saß, die Mutter eifrig strickend, Pauline mit dem Korrigieren von Schulbüchern beschäftigt, Heinrich lesend. Es sah rührend aus, dieses stille Trio! Der Frieden der Genügsamkeit, der Entsagung, der bescheidenen, freudigen Pflichterfüllung, schwebte wie ein Heiligenschein um die Häupter der drei Menschen in der kleinen Stube. Amalie blieb einen Augenblick vor dem Fenster stehen und betrachtete das friedliche Bild; ein unsägliches Weh schnürte ihr das Herz zusammen; es war ihr wie ein Vorwurf, diesen demütig Entsagenden gegenüber, nach einem höheren Glück verlangt zu haben und doch schauderte ihr vor der Beschränkung einer solchen Existenz. „Aber ihr sollt's nie wissen, was ich leide, was mir widerfahren ist," sagte sie zu sich selbst und preßte die Hand auf ihr schmerzendes Herz, „nein, euer Frieden, ihr Armen, Genügsamen, soll nicht durch mich gestört werden; allein will ich's tragen und überwinden und ihr sollt ihn nicht verachten, das könnte ich nicht ertragen, den schmähen zu hören, den ich — verachten muß und den ich — dennoch liebe — o, wie tief, wie unauslöschlich liebe."

In heißer Qual wäre sie am liebsten wieder in die stürmische Nacht hinausgeeilt, aber der Gedanke an die Ihrigen trieb sie in das Haus, da sie wohl denken konnte, daß ihr Ausbleiben sie beunruhigen würde. Kaum hatte sie auch die Haustür

geschlossen, als sich die Stubentür öffnete und Paulinens Kopf heraussah.

„Mein Gott, Malchen, wo steckst du denn?" rief Pauline. „Mutterchen hat sich schon geängstigt, daß du bei dem Wetter draußen warst."

„Ich — ich hatte ein Buch in der Schule vergessen," brachte Amalie mühsam hervor; „der Regen hat mich überrascht; ich komme gleich, will nur eben die nassen Sachen ablegen."

In ihrem Stübchen ordnete sie ihr vom Wind zerzaustes Haar, suchte mit übermenschlicher Anstrengung ihrem Gesichte den Ausdruck der Ruhe zu geben und drängte gewaltsam die Tränen zurück, die jetzt aus der gepreßten Brust sich losringen wollten. „Sie sollen es nicht wissen, sie sollen nicht darunter leiden," war ihr einziger Gedanke. So trat sie, anscheinend ruhig, in das Wohnzimmer, nur ihre tödliche Blässe verriet, daß etwas Besonderes in ihr vorging. Auch sah die Mutter sie besorgt an, denn sie, allein bei dem Besuch der Justizrätin gegenwärtig, hatte geahnt, was Amaliens Seele bei dem Anhören des Artikels bewegte, ohne doch die ganze Schwere des Schlages zu kennen, denn sonst wäre ihr armes Mutterherz vor Weh gebrochen. Aber sie wagte nicht an jene Saite zu rühren und fragte nur zärtlich, ob sich Malchen auch nicht erkältet habe bei dem Gang in dem schlechten Wetter. Diese versicherte: nein, obgleich sie schon fühlte, daß Fieberfrost sie durchschauerte; sie saß arbeitend über ihr Nähzeug gebückt, damit niemand sehen sollte, wie die verräterischen Tränen immer und immer wieder nach den Augen drängten.

Lautlose Stille herrschte abermals im Stübchen; ein jeder war mit seiner Arbeit oder mit seinen Gedanken beschäftigt. Endlich legte Heinrich das Buch nieder und sagte tief aufatmend: „Ach, so eine Stunde lang im Plato zu lesen, tut doch himmlisch wohl; es reinigt die Seele vom Schmutz der Welt. Und diese herrliche griechische Sprache! Es ist wie eine Harmonie, die durch die Seele tönt."

„Heini, willst du mich Griechisch lehren?" frug Amalie,

plötzlich den Kopf erhebend, denn es durchzuckte sie der Gedanke, in solchem Studium könne ihr Friede werden.

„Ei, Kind," erwiderte Heinrich lächelnd, „das ist keine Kleinigkeit; das verlangt angestrengte Arbeit."

„Desto besser," versetzte Amalie, „ich möchte auch den Plato griechisch lesen können. Willst du?"

„Ich will schon, Herzchen," sagte Heinrich, noch immer lächelnd, „aber bis zum Plato ist es ein wenig weit. Ja so," fuhr er fort, „ich vergaß euch zu sagen, daß heute Wählerversammlung war; die Wahl Lilienfelds ist so gut wie gewiß."

„Weißt du denn nicht —" hub die Mutter mit einem ängstlichen Seitenblick auf Amalie an, deren Kopf tiefer als vorher auf die Arbeit sank.

„Ach ja," rief Pauline, sie unterbrechend, „du hast wohl die große Neuigkeit noch nicht gehört? Ich begegnete der Justizrätin, als sie von hier kam, sie schrie es mir förmlich entgegen: Lilienfeld ist verheiratet! Und dann erzählte sie mit gewohnter Zungengeläufigkeit, was in der Zeitung über das glänzende Hochzeitsfest gestanden habe, auch, daß die Hochzeitsreise nach Italien angetreten sei. Siehst du, Heini, ich habe es dir immer gesagt, mit dem Menschen ist nichts Ernstes anzufangen. Angenehm war er schon, das will ich gestehen, aber es ist doch nichts dahinter, kein wahrer Ernst und vor allem kein Herz für das Volk. Das sagt sich so zum Schein, aber wenn's zum Handeln kommt, dann ist's doch nur die Kaste. Wie soll der hier sich um unsere Interessen kümmern, wenn er sich mit einer jungen, schönen Frau in Italien amüsiert? Ach, Heini, Heini, du hättest bei Lenke stehen sollen, das war der rechte Mann."

„So, wirklich — er ist verheiratet und nach Italien?" sagte Heinrich nachdenklich. „Das tut mir leid; ich hatte ihn gern, ich hoffte etwas von ihm; ich dachte, es sei einmal einer, der die einzig zeitgemäße Aufgabe des Adels begriffe: den notwendigen Forderungen der Zeit mit edler Voraussicht entgegenzukommen und die Sache der Unterdrückten selbst in die Hand zu nehmen —"

Ein leises Stöhnen unterbrach seine Rede. Amalie, unfähig, länger der Qual, die ihr das Herz zusammenschnürte, zu widerstehen und zugleich von Fieberschauern geschüttelt, war auf ihrem Stuhl zurückgesunken und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„O mein Gott, Malchen," rief die Mutter voller Schreck und sprang vom Sofa auf, die Tochter umfassend. Auch Pauline war aufgesprungen und ergriff der Schwester Hand: „Amalie, was ist's?" rief sie besorgt. „Sie ist krank," setzte sie dann schnell hinzu, „Mutterchen, du siehst ja, sie zittert vor Kälte, sie hat sich draußen erkältet."

Die Mutter schüttelte ungläubig den Kopf und Tränen strömten ihr aus den Augen. Heinrich war auch herzugetreten und legte die Hand auf Amaliens Kopf. „Mein armes Kind," sagte er leise, denn plötzlich verstand er, was die Besuche in der Lilienburg für Amalie bedeutet hatten, ohne doch zu ahnen, wie weit der Baron schuldig dabei war.

Pauline bestand darauf, die Schwester zu Bette zu bringen und diese ließ es geschehen, weil sie so allen weiteren Erörterungen entging und weil sie selbst fühlte, daß sie krank sei. Das Fieber brach auch in furchtbarer Heftigkeit aus und Amalie bewillkommte es in ihrem Herzen wie einen Retter, denn es entführte sie für den Augenblick wenigstens den verzehrenden Schmerzen der Seele und dem qualvollen Kampf mit der verratenen Liebe, die sie doch nicht in sich zu töten vermochte. Ein wohltätiger Nebel legte sich über ihr Denken und Erinnern und führte sie in das Land der Phantasien und Träume; heitere glückliche Bilder von sonnenbeglänzten Fluren, über denen ein tiefblauer Himmel sich wölbte, von entzückenden Orangenhainen am blauen Meer, wo sie an der Seite eines teuren Freundes lustwandelte, wechselten darin mit Schreckensszenen, in denen eine dunkle Gestalt sich zwischen sie und ihn drängte und sie in einen Abgrund hinabstieß, in dem ihr die Sinne vergingen. Was während dieser Phantasien ihr Mund den Ihren verraten hatte, blieb ihr auf ewig ein Geheimnis; denn als sie nach Wochen schweren Krankseins

wieder nach und nach zum Bewußtsein ihrer selbst kam, fand sie die treuen Menschen in liebender Sorgfalt und Freude über ihre Genesung bemüht, sie zu erheitern und zu pflegen, so gut es ihre Mittel und Kräfte erlaubten, aber nie kam eine Andeutung dessen, was ihre Fieberphantasien hatten erraten lassen, nie ein Wort, das an die seligste und schmerzvollste Episode ihres Lebens erinnerte, über die Lippen der Trefflichen, zwischen denen sie langsam zum gewohnten Gang des Lebens zurückkehrte.

Doch nur äußerlich kehrte sie zu ihm zurück; in ihrem Innern war alles verändert. Ein still verzehrendes Weh, eine Sehnsucht, die alles, was sie umgab, wie eine traurige Öde erscheinen ließ, nagten an ihrem Leben. Es war ihr auch von der schweren Krankheit eine körperliche Schwäche geblieben, die sie zwar sorgfältig vor den Ihren zu verbergen strebte, die aber eben durch diese Anstrengung nur noch gesteigert wurde. Mehr als je erwachte daher die Sehnsucht nach Italien in ihr, dessen Formen und Farben sich ihr schon durch das Kopieren der Aquarelle so eingeprägt hatten, daß es ihr war, als sei dort ihre wahre Heimat und als lebe sie im Norden in der Verbannung. Dazu kam der Gedanke, daß ihre Gesundheit sich dort allein werde erholen können, worin eine zufällige Äußerung des Arztes, die zum Glück niemand der Ihrigen vernommen hatte, sie bestärkte. Dieses Ziel zu erreichen, wurde von nun an die heiße Flamme, die ihr das Leben ertragen half, wenn die Erinnerung an den Treulosen, aber noch immer glühend Geliebten, es ihr unerträglich machte. Sie sah zur Erreichung dieses Zieles nur ein Mittel: rastlose Arbeit, um das notdürftige Reisegeld zu sammeln, wobei auch ein geheimer Stachel verachtenden Trotzes gegen jene Frau hinzukam, die durch Geld ihr die Herzenswunde hatte heilen wollen. Sie erklärte sich bereit, ihre frühere Lehrtätigkeit wieder aufzunehmen, ja diese durch eine größere Zahl zu gebender Stunden noch zu vermehren.

Die alte Mutter schüttelte besorgt den Kopf und meinte, das werde zu viel sein für ihre Kräfte, aber Amalie zwang

sich anscheinend heiter, zu versichern, sie fühle sich ganz wohl und die Arbeit werde ihr gut tun. Hierin wurde sie von Pauline unterstützt, die stets die Arbeit als das beste Heilmittel für psychische und physische Leiden ansah und so wurde die Zahl der Stunden beinah auf das Doppelte erhöht. Dazu kam sie auf ihren früheren Wunsch, die griechische Sprache zu erlernen, zurück und Heinrich, der seine liebste Schwester jetzt noch mit erhöhter Zärtlichkeit umfing, da er ihr Herzensgeheimnis kannte, widmete sich ihr mit innigster Hingebung. Obgleich selbst mit Arbeit überhäuft — die auch er im stillen verdoppelt hatte, um während Amaliens Krankheit zu den größeren Ausgaben des Haushaltes ausreichend beitragen zu können — betrieb er den Unterricht auf das eifrigste und da die Schülerin äußerst gelehrig war und mit rastlosem Fleiß arbeitete, so waren ihre Fortschritte so groß, daß ihm wahre Freude aus diesen Stunden erwuchs. Wenn er aber, besorgt über ihr Aussehen, seine Bedenken äußerte und mahnte, nicht zu viel zu tun, dann versicherte ihm Amalie, sie fühle sich ganz wohl und warf ihm scherzend vor, daß er zu gering von Frauenkräften denke, während er doch selbst sich immer mehr Arbeit auflade und bleicher aussehe als sie. Auch schien sie sich mit der im Norden so spät, aber doch endlich eingetretenen wärmeren Jahreszeit wirklich zu erholen und mit Freude sah die Mutter die Farben, die, wie sie meinte, Rosen der Gesundheit seien, wieder auf ihren Wangen blühen. Aber weder die Mutter noch die Geschwister wußten, daß Amalie auch die Hälfte der Nacht noch mit dem Studium der italienischen Sprache zubrachte, die sie als Vorbereitung für das ersehnte Ziel ansah. Sie wollte damit auch die Geister des Schmerzes und der Verzweiflung bannen, die, nachdem der geschäftige Tag sie verscheucht hatte, in der Stille der Nächte heraufstiegen, um ihr den Schlaf zu rauben und sie in peinvoller Sehnsucht nach dem erloschenen Traum des Glücks schmachten zu lassen. Nur wenn die erschöpfte Natur endlich den rastlosen Kampf des energischen Willens gegen die aufreibende Gewalt der unauslöschlichen Liebe nicht mehr auszuhalten ver-

mochte, schloß ein schwerer Schlaf der Ermattung die müden Augenlider und unerquickt von diesem Schlummer, erhob sie sich am Morgen und faßte gewaltsam ihre Kräfte zusammen, um der Aufgabe des Tages zu genügen.

Doch nicht ungestraft läßt die Natur sich solchen Zwang gefallen. Nur bis zu einem gewissen Grad erlaubt sie es dem gewaltigen Wollen einer starken Seele, anzukämpfen gegen die Gesetze, die auch den Geist mit ehernen Ketten binden. Jene Rosen, die auf Amaliens Wangen blühten und die der Mutter Herz entzückt hatten als Zeichen wiederkehrender Gesundheit, sie waren trügerische Blüten des Übels, das mit reißenden Fortschritten das junge Leben untergrub. Schließlich mußte auch die Mutter, mußten die Geschwister es sich mit herbem Schmerz eingestehen, daß ihnen ein Unglück drohe, das ihre Seele mit Verzweiflung füllte. Amalie leugnete es ihnen, leugnete es sich selbst, daß ihre Kräfte nicht mehr ausreichten für die Aufgabe, die sie sich gestellt hatte. Mit fieberhafter Hast arbeitete sie und gab ihre Stunden, um die Mittel zu erlangen zur Erreichung der einzigen Hoffnung, die ihr Leben noch erhielt: dem sonnigen Süden zueilen zu können. Ihre Träume selbst führten sie dahin und was sie am Tage in verzehrender Sehnsucht quälte, das wurde ihr im Traum zu seliger Erfüllung, so daß man sie oft, wenn sie aus Erschöpfung auch am Tage eingeschlafen war, wie verklärt lächeln sah.

Endlich aber vermochte sie nicht mehr der schwindenden Körperkraft zu gebieten und mußte sich der Verordnung des Arztes fügen, der sie zu völliger Ruhe verwies, obgleich er wohl wußte, daß auch diese sie nicht mehr retten und nur der letzte Schritt zur ewigen Ruhe sein würde. Schon konnte sie ihr kleines Zimmer nicht mehr verlassen und schließlich nicht mehr ihr Bett; aber ihre Blicke hingen immer an den Aquarellen, die sie in der Lilienburg verfertigt und mit denen sie, in den Zeiten, wo sie dort gearbeitet, ihr Stübchen geschmückt hatte. Die Originale des Barons, die Farben und alles, was er ihr in dem letzten Brief geschenkt hatte, hatte sie natürlich verschmäht und in dem Schloß zurückgelassen, aber wenn ein

blasser Herbstsonnenstrahl auf die Bilder in ihrer Stube fiel, dann flog ein wehmütiges Lächeln über ihr abgemagertes bleiches Antlitz und in den schönen Augen blitzte es noch einmal auf, als wollte die frei werdende Seele den Körper verlassen und ihre Flügel entfalten, um den Gefilden ewiger Schönheit zuzueilen. Ihr Bruder Heinrich, der ihr stets besonders nahe gestanden hatte und jetzt fast nie von ihrer Seite wich, mußte ihr vorlesen aus Plato, aus Plutarch und andern alten Schriftstellern und dann Reisebeschreibungen aus Griechenland und Italien. Zuweilen unterbrach sie ihn, sah ihn mit einem tiefen, forschenden Blick an und sagte seufzend: „Auch du bist krank, mein Heini, lies nicht, das Lesen greift dich an." Und in der Tat atmete die Brust des Bruders krankhaft, ein trockener Husten hinderte ihn häufig am Lesen und sein Gesicht war kaum weniger bleich und abgemagert als das der Schwester.

Der Monat Oktober war zu Ende und draußen stand bereits der eisige Winter vor der Tür, der die Erde mit einem weißen Leichentuch überdeckte, während der bleigraue Himmel keinen tröstenden Sonnenstrahl mehr durchdringen ließ auf die verödete Erde. In Amaliens Stübchen war es ganz still geworden, denn die Kranke atmete nur noch schwach und das Lebenslicht war dem Erlöschen so nahe, daß der Arzt der schmerzerfüllten Familie eines Tages hatte sagen müssen, es handle sich nur noch vielleicht um Stunden. Am Abend dieses Tages war die Mutter, von Kummer und Tränen völlig erschöpft, in der Wohnstube etwas eingeschlummert und Pauline, deren kräftige Natur sich wenigstens körperlich aufrecht erhielt, saß bei ihr, den tröstenden Schlummer zu bewachen, während sie dabei trotz ihrer tiefen Traurigkeit, dennoch ihren Schulpflichten oblag. Heinrich saß an einem Tisch allein im Krankenzimmer, in dem eine verhängte Lampe nur spärliches Licht verbreitete und es nach der Seite des Bettes hin fast dunkel ließ. Er hatte ein aufgeschlagenes Buch vor sich, aber er las nicht darin, sondern stützte den Arm auf den Tisch und verbarg das Gesicht in der Hand.

Bitterer Schmerz rang in seiner Seele mit der Empörung gegen das grausame Verhängnis, das ihm die geliebteste Schwester raubte. „Ich hatte das Leben der Entsagung standhaft auf mich genommen, hatte für mich selbst auf Lebensgenuß, Glück und Liebe verzichtet, nur diese eine Blüte solltest du mir lassen, Schicksal," sagte er vor sich hin; „in dem reichen Frühling ihres Lebens wollte auch ich mich einen Augenblick lang sonnen und dann ohne Klage untergehen. Und nun muß sie vorher hinab in das dunkle Reich der Schatten, ach und von welch bittrem Pfeil getroffen! Könnte ich mich trösten mit dem edlen Trost der Alten, daß der, den die Götter lieben, jung stirbt! Aber sie stirbt nicht, um in die Lichtregionen Unsterblicher einzugehen, nicht um das Reich der Schönheit zu finden, nach dem ihre Seele dürstete — nein, sie stirbt, um dem Elend und der Qual des unerfüllten Lebenstraumes zu entfliehen. Und wie viele, wie viele, die wie du, meine arme Schwester — einmal im Traum die Gestade der Seligen erblickt haben und sich nun gleich dem Ikaros die Flügel schaffen, um sich frei in ideale Sphären zu erheben, aber getroffen zur Erde niedersinken. Ewiger grausamer Widerspruch, nur für solche Naturen lösbar wie die Paulinens, die das heitere Maß vernünftiger Beschränkung mitbekommen haben. Aber die, denen die Götter die Sehnsucht nach dem himmlischen Manna der Schönheit in das Herz legten" —

Er fuhr empor aus seinen schmerzlichen Gedanken, denn er hörte plötzlich flüstern: „Heini!" Im Augenblick war er an der Seite des Bettes und beugte sich zu der Schwester nieder, die er schlummernd gewähnt hatte. Die großen Augen schauten aus dem wachsbleichen Antlitz zu ihm auf und kaum vernehmbar hauchte sie die Worte: „Heini, ich möchte dich etwas fragen?"

„Was, meine teure Schwester?" sagte Heinrich und lächelte ihr liebevoll zu, indem er gewaltsam die Tränen zurückdrängte, die ihr Anblick stets in seine Augen rief.

„Wen habt ihr gewählt?" flüsterte Amalie und schlug die

Augen nieder, als ob sie sich dieser Frage schäme. Heinrich war betroffen, denn die Frage zeigte ihm, daß der Gedanke, den er erstorben glaubte, noch den bittern Wermutstropfen in den Todeskelch mischte. Er zögerte einen Augenblick mit der Antwort, aber ungewiß, welches der größere Schmerz für die Sterbende sein würde, zog er es vor, ihr die Wahrheit zu sagen und erwiderte leise: „Lenke ist gewählt."

Die magere weiße Hand der Kranken drückte leise die seine. „Das ist gut," hauchte sie und schwieg einige Augenblicke; dann bat sie den Bruder, die Schublade ihres Schreibtisches zu öffnen und ihr daraus ein verschlossenes Kästchen zu geben. Heinrich brachte es ihr. Sie holte einen Schlüssel hervor, den sie unter ihrem Kopfkissen verborgen hielt, öffnete das Kästchen, entnahm ihm einen kleinen Beutel und sagte: „Hier, geliebter Heini, sind meine Ersparnisse, die ich seit Jahren sammelte, um die Reise in das Land meiner Sehnsucht machen zu können. Es ist nur erst ein kleiner Teil, kaum ein Drittel des Nötigen, aber es ging nicht schneller. Du kannst es rascher vervollständigen und dann — geh du, mein Heini, — geh du — du bedarfst es — du mußt dort genesen — ich — ich gehe wo anders hin — vielleicht zu dem Urquell der Schönheit — dort aber — unter jenem Himmel — gedenke meiner, Heini" —

Die Stimme versagte ihr; sie hatte alles nur mit einer letzten, allmächtigen Anstrengung hervorgebracht und sank nun erschöpft auf das Kissen zurück, von dem sie sich, vom Bruder unterstützt, erhoben hatte.

Heinrich vermochte nicht länger, den Tränen zu wehren, die in heißen Strömen über seine Wangen rollten. „Mein armes, armes Kind," sagte er schluchzend, „auch ich werde das Land deiner Sehnsucht nicht sehen; ich folge dir bald auf deinem Weg und wir werden da vereint sein, wo alle Sehnsucht schweigt."

Ein verklärtes Lächeln glitt über Amaliens Züge, ihre Lippen bewegten sich, wie um etwas zu sagen, aber das Wort war nicht mehr vernehmbar. Dann schloß sie die Augen zum

Schlummer. Heinrich aber sank auf die Knie neben dem Bett, barg sein Gesicht in die Decken und weinte bitterlich.

---

Einige Tage darauf trug man Amalie zur ewigen Ruhe auf den Kirchhof. Ein langer Zug der besten Bürger der Stadt gaben durch ihre Beteiligung der Familie Holm ein Zeichen ihrer Hochachtung; die Schülerinnen Amaliens hatten sich dem Zuge angeschlossen und weinten der geliebten Lehrerin Tränen innigster Trauer nach.

Eine der seltsamen Fügungen des Schicksals, die sich zuweilen ereignen und wie absichtliche Gerechtigkeit aussehen, hatte es gewollt, daß am Tag vorher die Besitzer der Lilienburg, die seit der Zeit der Verlobung leer gestanden hatte, zurückgekehrt waren, nämlich: die alte Baronin mit ihrem Sohn und dessen Frau. Mehrere Gäste, unter denen sich der Graf befand, begleiteten sie und es begann alsbald ein fröhliches Leben dort.

Der Baron befand sich gerade am Gittertor des Parkes mit dem alten Haushofmeister, dem er einige Neuerungen für die Einfahrt, die seine Frau verordnet hatte, auftrug, als der Trauerzug, der sich nach dem Kirchhof bewegte, vorüber kam. Eugen erkannte den bleichen Heinrich Holm und Pauline, die hinter dem Sarge gingen und in ihrer Mitte eine alte, tiefgebeugte Frau führten. Von einer Ahnung durchschauert, fragte er den Haushofmeister, der still andächtig sein Mützchen abgenommen hatte, wer da begraben werde.

„Die arme Mamsell Holm," erwiderte der Alte voll Rührung, „dieselbe, die im vorigen Winter hierher kam, um zu malen; ein braves, liebes Mädchen — und so jung zu sterben — und die arme alte Mutter, — so brave Leute — die ganze Familie."

Eugen war totenblaß geworden und eine unsägliche Pein schnürte ihm das Herz zusammen. „Wie kam das?" frug er hastig. „War sie lange krank?"

„Bald nach der Zeit, wo der Herr Baron von hier fortgingen," versetzte der Alte mit einem strengen Seitenblick

auf seinen Herrn; „im Anfang kam sie noch oft, um zu malen und ging im Schloß umher, denn ich wußte wohl, daß der gnädige Herr nichts dagegen haben würde. — Aber von dem Tage an, wo ein Brief ankam — wie mir nach der Handschrift schien, von der gnädigen Frau Mutter — den ich ihr zu geben hatte, kam sie nie mehr und ich hörte später, daß sie kränkle und endlich, daß sie sterbenskrank sei."

Eugen hatte sich abgewendet, verließ dann raschen Schrittes, ohne seine Verordnungen weiter fortzusetzen, den Alten und eilte in das Schloß. Der alte Mann sah ihm nach, schüttelte den Kopf und murmelte vor sich hin: „Er hat kein gutes Gewissen! Habe ich's doch gehört, als ich zufällig einmal neben dem Malzimmer aufräumte und die Tür hinter der Portiere offen stand, wie er sie küßte und seine liebe Braut nannte. Und dann kam die andere, die Schönere — nun ja — und da war's vorbei, da war er behext. Und es wird gehen wie mit dem seligen Herrn, der war so gut, so gut, aber als er die Frau nahm, da war's auch vorbei mit unser aller Glück und dieser ist auch gut, aber noch schwächer als der Vater; die junge Frau wird ihn ganz beherrschen und alles wird gehen, wie sie es will. Arme, arme Mamsell Holm." Sich eine Träne trocknend, schlich der Alte in das Schloß zurück. Eugen aber war in heftiger Erregung in das Malzimmer geeilt. Hier stand alles, wie Amalie es verlassen hatte; auf der Staffelei war das letzte Bild, das unvollendet geblieben war. Die Mappe mit seiner Aquarellsammlung lag daneben. Er warf sich auf das Sofa, auf dem er mit ihr gesessen und ihr Schwüre ewiger Liebe zugeflüstert hatte. Sein Gewissen erhob sich aus der Betäubung, in die seine Ehe und die Zerstreuungen der Welt es versenkt hatten und stand wie ein strenger Richter vor ihm. Er wand sich in schwerer Selbstanklage unruhig hin und her, da fiel sein Blick auf ein kleines Buch, das in einer Ecke des Sofas lag. Wie um sich selbst zu entfliehen, griff er danach und fing an, die feine Schrift zu lesen, mit der viele Blätter bedeckt waren und je weiter er las, je weher wurde es ihm ums Herz. Es waren Gedanken und Poesien,

in denen Amalie nach der Trennung von ihm ihren Schmerz, ihre Liebe, ihre Zweifel und ihren immer wieder auflebenden Glauben an ihn ausgesprochen und das sie wohl hier vergessen hatte. Das reiche Gemüt, die hingebende Liebe, die edlen Gesinnungen des Mädchens sprachen aus diesen Worten so lebendig zu ihm, daß ihr Bild in voller Anmut reiner Jungfräulichkeit vor ihm aufstieg und sein Herz an jenen süßen Traum wahrer Neigung mahnte. Mit jähem Schreck fuhr er empor, als der Diener ihn zum Frühstück rief. Hastig schob er das kleine Buch in die Brusttasche und trat verstört und beklommenen Herzens in den Speisesaal, wo seine schöne, glänzende Gattin und seine Mutter in lebhaftem Geplauder mit den Herren, die sie begleitet hatten, seiner harrten. Das oberflächliche Gespräch, die frivolen Scherze, das Lachen und die Entwürfe zu allerlei Vergnügungen waren ihm heute beinah unerträglich. In seinem Innern tönte ihm in unheimlicher Weise ein furchtbares Wort: „Mörder" und es überlief ihn kalt, wenn er an den Trauerzug dachte. Emmas übermütiger Spott über seine Schweigsamkeit, der bei der übrigen Gesellschaft lautes Gelächter hervorrief, verstimmte ihn aufs äußerste und fast heftig machte er sich von ihr los, als sie nach dem Frühstück sich an seinen Arm hing und mit allerlei Scherzen „seine üble Laune", wie sie es nannte, bannen wollte.

„Ah mon cher comte," rief sie zum Scheine schmollend, „da sehen Sie, welch einen Mann ich habe, kommen Sie geschwind, mich zu trösten."

Der Graf flog herbei, Emma nahm, ihm kokett zulächelnd, seinen Arm und zog ihn fort in den anstoßenden Wintergarten, wo sie sich zwischen blühenden Kamelien und Pflanzen auf eine Bank, vertraulich flüsternd, mit ihm niederließ. Die alte Baronin Lilienfeld, die sehr viel auf Etikette hielt, warf ihrer Schwiegertochter einen mißbilligenden Blick nach und fragte dann ihren Sohn, was er habe, da er in der Tat verstimmt aussähe. Er schützte Kopfweh vor und begab sich auf sein Zimmer. Hier schloß er sich ein, zog das Buch hervor und begann wieder zu lesen. Immer tiefer zog es ihn hinein

in diese Welt voll reiner Liebe und Poesie und all die alten, edlen Träume von einem Leben geistigen Fortschritts und tätiger Humanität tauchten wie ferne Lichtgestalten aus den Tiefen seiner Seele auf. „O, mit ihr wäre das alles zur Wahrheit geworden, mein Leben würde nützlich erfüllt gewesen sein und jetzt — diese ewige Jagd nach raffiniertem Genuß, bei dem das Herz leer bleibt, wenn der Rausch der Leidenschaft erloschen ist — ach, Amalie, du bist durch mich gestorben — ich fühl es und dieses Buch, es ist wie eine Mahnung aus dem Grabe, in das du durch meine Schuld hinab mußtest. O, könnte ich dich wenigstens versöhnen durch ein deiner würdiges Leben — aber zwischen meiner Mutter und — ihr — der ich dich opferte, wird es je möglich sein, ohne den Scheinfrieden des Hauses zu zerstören?"

In trübes Sinnen verloren, verbrachte er die Zeit bis zur Abendtafel. Er hatte sich von der Ausfahrt, die seine Mutter, Emma und die Gäste unternommen hatten, losgemacht und als nach der Abendtafel wieder lustige Spiele, frivoles Geplauder, Lachen und Scherze die Zeit füllten, schlich er sich unbemerkt fort, hüllte sich in seinen Mantel und eilte aus dem Schloß. Er schlug den Weg zum Kirchhof ein. Es war eine kalte helle Winternacht, der Mond stand voll am wolkenlosen Himmel. Langsam schritt er zwischen den Gräbern hin, deren schwarze Kreuze und weiße Leichensteine ihn wie stumme Vorwürfe des Gewissens anzustarren schienen; er schaute nach allen Seiten — da — da war es: ein frisch aufgeworfenes Grab, von grünen Tannenkränzen — denn Blumen hatte zu dieser Zeit der rauhe Norden nicht — bedeckt. Auf einem weißen Band, das den obersten Kranz zusammenhielt, schimmerten die Buchstaben: A. H. — Eugen stand da wie ein Gerichteter und ein namenloser Schmerz wühlte in seiner Brust. „Die einzige reine, selbstlose, ideale Liebe, die mir im Leben begegnet ist, da ruht sie nun für ewig und ich bin gebunden an den glänzenden Egoismus, an den Freudentaumel der Genußsucht, an die Reize der Erscheinung, denen das Wesen nicht entspricht. O, Amalie, du bist gerächt," so

rief es angstvoll aus seiner Brust; er sank auf die feuchte Erde und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, während ein heißer Tränenstrom seinen Augen entquoll. Endlich erhob er sich und bemerkte jetzt erst, daß ein Mann unfern von ihm an einem Baumstamm lehnte und ihn beobachtete. Ein kurzer Blick ließ ihn Lenke erkennen, seinen Gegner für die Wahl und seinen Rivalen an diesem Grabe. Ohne ihm ein Zeichen des Erkennens zu geben, wandte er sich um und schritt wie ein Traumverlorener dem Ausgang zu. Noch einmal blickte er rückwärts und sah, daß jener Mann, vom Mondlicht hell beschienen, jetzt am Grabe kniete, die Hände gefaltet wie zum Gebet und aufwärts blickend in den milden Glanz, wie um die zu suchen, die, alles Leids enthoben, ihre Sternenbahn dahinzog.

„Er ist glücklich, er darf ohne Vorwürfe um sie weinen," dachte Eugen und wankte nach Hause ohne Versöhnung im Herzen, mit sich selbst entzweit und doch ohne die Kraft, sein Leben edler zu gestalten.

— — — — — — — — — — —

Ein Jahr war kaum verflossen, da trug man auch Heinrich Holm hinaus zur ewigen Ruhe an der Seite der vielgeliebten Schwester. Einsam, in unsäglichen Schmerz versenkt, saß am Abend des Begräbnistages die so schwer geprüfte, alte Mutter mit der einzigen übrigen Tochter zusammen und weinte still für sich hin; denn nach diesem letzten Schlag vermochte auch Paulinens kräftige, klare Natur kein Wort des Trostes mehr zu finden. Da hörte man plötzlich die Haustür gehen und gleich darauf wurde leise an die Stubentür gepocht. Pauline nahm das Taschentuch von den nassen Augen und ging an die Tür. Draußen im dunkeln Gang stand ein Mann, den sie nicht sogleich erkannte. „Fräulein Holm," sagte eine schüchterne Männerstimme, „wollen Sie einem Freund erlauben —"

„Herr Lenke," versetzte Pauline, die ihn an der Stimme erkannt hatte, „treten Sie ein, wenn es Ihnen nicht zu traurig bei uns verwaisten Menschen ist."

„Ach, liebes Fräulein, deshalb komme ich ja gerade," sagte Lenke mit bebender Stimme; „ich bin erst heute mittag von den Kammersitzungen in der Residenz zurückgekehrt, ich wußte nichts — nicht einmal, daß er so krank war —"

Die Stimme versagte ihm, er trat ins Zimmer, drückte stumm der alten Frau die Hand und setzte sich auf deren Wink zwischen Mutter und Tochter nieder. Es entstand eine lange Pause. Endlich holte Lenke tief Atem und sagte leise und befangen: „Es ist wohl nicht der rechte Augenblick — aber auch wieder — eine solche Stunde — schließt Menschen enger aneinander — — — verehrte Frau Holm — ich bitte Sie — lassen Sie mich — Ihren Sohn sein. Ihn kann ich nicht ersetzen, aber was ein redliches Herz vermag — —" Abermals hielt er inne, von Rührung übermannt. Frau Holm drückte ihm stumm die Hand und schluchzte.

„Ja — aber ganz Ihr Sohn," hub Lenke wieder an, „Pauline — wenn Sie sich entschließen könnten — wenn Sie — meine Hand nicht ausschlagen — Sie wissen, was auch mein Herz verloren hat — wollen Sie mich trösten? Zusammen wollen wir das Andenken der Teuren, die wir verloren haben, feiern, indem wir ein nützliches Leben führen, in unserem kleinen Kreise so viel Gutes tun als irgendmöglich und der lieben Mutter hier den Lebensabend noch verschönern."

Der schüchterne Mann, nachdem er sein Geständnis abgelegt hatte, war plötzlich ganz beredt geworden. Er hielt einen Augenblick inne, als aber Pauline und ihre Mutter, keines Wortes fähig, stumm blieben, fuhr er fort: „Vielleicht finden Sie die Stunde nicht passend für meine Bitte, vielleicht wollen und können Sie mir jetzt nicht antworten, Pauline; handeln Sie in voller Freiheit, aber lassen Sie mich hoffen, daß ich hier nie mehr ein Fremder sein werde. Wollen Sie mir das wenigstens versprechen?"

Er hielt Pauline die Hand hin. Sie erhob ihren Blick zu ihm und es schimmerte etwas wie ein fernes Leuchten aus ihren tränenerfüllten Augen. Dann legte sie ihre Hand fest und feierlich in die seine und sagte in tiefster Bewegung: „Sie

sind ein edler Mann, ich habe es immer gewußt und — ich habe Sie immer geliebt. Aber ich hielt Sie zu gut für mich und wollte Sie für — für meine Herzensschwester —" Die Stimme versagte ihr.

Lenke hielt ihre Hand fest und wandte sich zu der Mutter. „Segnen Sie diesen Bund, Mutter," sagte er; „er ist eine stille Blume, die aus Gräbern aufblüht; aber für die rechten Menschen ist der Tod nur eine Mahnung, desto eifriger fortzuwirken, solange es Tag ist. Und wenn den schönen Seelen unserer Geschiedenen die hohe Sehnsucht unerfüllt blieb, so will ich mit Hilfe Ihrer trefflichen Tochter mein bescheidenes Teil beitragen, daß es wenigstens im Kleinen besser werde auf Erden." —

*

# Der Pfad der Äbtissin

## Eine Sommerskizze aus Italien.

Nahe bei einer der interessantesten und kunstreichsten Städte Italiens fängt das Gebirgsland an und zwischen grünen Hecken, unter denen unzählige Blumen üppig wuchern, erhebt sich die Straße, beträchtlich ansteigend, bis sich — auf der Höhe des Bergrückens — der Blick auf weite Ebenen nach der einen und neu aufsteigende Bergreihen, von tiefen Abgründen durchschnitten, nach der andern Seite hin öffnet. Auf dieser Straße fuhr an einem heißen Junitag ein leichtes Wägelchen, von einem starken Pferd gezogen, hinauf. Der Kutscher, ein rüstiger Bauer in breitkrempigem Strohhut und leinener Jacke, schritt nebenher, sich öfter den Schweiß von dem dunkel gebräunten Antlitz wischend. Die zwei einzigen Sitze des Fuhrwerks waren von zwei Damen eingenommen, welche ihrer Kleidung nach zu schließen, den höheren Ständen angehörten. Auf dem Antlitz der älteren hatten Zeit und Schicksale ihre unvertilgbaren Spuren eingegraben, über denen aber wie eine milde Abendsonne der Friedensschein einer Überwinderseele leuchtete. Die jüngere hatte, ohne schön zu sein, eines jener Gesichter, die vergessen lassen, ob sie schön oder häßlich sind, weil aus den tiefen, ernsten Augen Geist und Empfindung und aus den ausdrucksvollen Zügen der Reichtum eines bewegten Seelenlebens sprechen. Beide Damen machten durch wiederholte Ausrufungen ihrer freudigen Überraschung Luft, jemehr der aufsteigende Weg ihnen die finsteren Schönheiten einer schroffen Gebirgswelt und die liebliche Pracht sanft abfallender, rebenbedeckter Hügel und einer unermeßlichen, fruchtbaren Ebene zeigte, welch letztere von Flüssen durchschnitten, mit malerischen Städten und Orten bedeckt und an dem Horizont von dem silbern erglänzenden Streifen des Meeres begrenzt war. Endlich wandte sich die ältere Dame, zwar in italienischer Sprache, aber doch mit dem Akzent, der sie als Ausländerin verriet, an den Führer und fragte: „Sieht man denn den Quellenhügel noch nicht?“

Der Führer machte eine verneinende Bewegung und wies auf einen Gebirgskegel, den man erst zu umfahren habe, ehe man des Ortes ansichtig werde; kaum aber war die Strecke zurückgelegt, so rief er mit stolzer Freude im Gesicht: „Da ist der palazzo meiner padroni!“ und zeigte mit der Peitsche in einer Richtung, der die Blicke der Damen sogleich folgten. Nun sahen sie in kurzer Entfernung einen Hügel sich auf dem wellenförmigen Boden der Hochebene erheben, dichtbewaldet mit hundertjährigen Eichen, aus denen, wie aus einem frischen, grünen Strauß, das Dach eines Gebäudes und das Türmchen einer Kirche hervorsahen.

„Wie reizend, wie anmutig sieht das aus!“ rief die ältere der Damen. „Das verspricht ein wahrer ländlicher Aufenthalt zu werden.“

„Ach, nun wird mir aber auf einmal so bange,“ sagte die jüngere; „ich kenne ja den Marchese noch gar nicht und wenn seine Frau so freundlich war, mich mit einzuladen, so ist damit doch gar nicht gesagt, daß mein Besuch auch ihm recht sein wird.“

„Da können Sie ruhig sein, liebes Kind,“ erwiderte die andere, „der Marchese ist ein so guter Mann und besitzt in so hohem Grad die liebenswürdige Einfachheit der Italiener, daß Sie sich bald zu Hause bei ihm fühlen werden. Zudem ist ihm in geselliger Beziehung, glaub ich, alles recht, was seine Frau tut; darin ist sie unbeschränkte Herrin.“

Eben bog das Wägelchen in eine Eichenallee ein, die den Hügel hinaufführte und deren erquickender Schatten von den Reisenden mit einem frohen Ah! begrüßt wurde, da die Reise in der schon ungewöhnlich heißen Junisonne sehr anstrengend gewesen war. Als der Wagen am Hause anlangte, eilte ein Diener herbei, öffnete die Tür des Salons, die in den Garten führte und rief hinein: „le signore!“

Die Hausfrau, die im ganz dunkel gehaltenen Saal am Piano saß und spielte, sprang auf und eilte, die Ankommenden mit Herzlichkeit zu begrüßen. Von den lauten Stimmen

gelockt, kam auch der Marchese eilig die Treppe hinunter in den Saal.

„Hier sind unsere Freundinnen," rief ihm seine Frau entgegen, „unsere Marianne kennst du," fuhr sie fort, als der Marchese der älteren Dame die Hand reichte, „aber hier stelle ich dir Fräulein Theresa vor, die uns auch die Freude macht, uns zu besuchen."

Der Marchese wandte sich mit freundlichem Gruße zu der jüngeren Dame und fragte: „Die Damen sind schon lange befreundet?"

„Nein," erwiderte die Theresa genannte, „ich war diesen Winter zum ersten Male in Rom und hatte dort außer dem Glück, in Rom zu sein, auch das, Fräulein Marianne kennenzulernen."

„Ja, aber wir sind nun schon alte Bekannte," versetzte Marianne lächelnd, „denn zwischen den Gleichwollenden und nach Gleichem Strebenden knüpft sich das Band schnell; es ist die moderne Freimaurerei, die ihre geheimen Zeichen hat, an denen man sich erkennt und durch die man all der lästigen Zeremonien überhoben wird, die in der Gesellschaft die Menschen voneinander fernhalten."

„Nun, ich hoffe, meine Freundin, Sie rechnen mich auch zu dieser Freimaurerei," rief heiter die Marchesa, eine noch schöne, wenngleich nicht mehr junge Frau, die neben der eleganten Grazie der Weltdame auch die spontane Freundlichkeit des guten Herzens bewahrt hatte; „aber kommen Sie, meine Lieben, sehen Sie sich unsern Wohnsitz an, der nun auch hoffentlich für lange der Ihrige ist."

Damit zog sie Marianne am Arme fort, obgleich diese fand, daß es schwer sei zu sehen, da in den Zimmern fast völlige Dunkelheit herrschte, weil man, wie es in Italien üblich ist, die Läden fest geschlossen hatte, um die glühende Sonne der heißen Stunden auszuschließen und den innern Räumen Kühlung zu erhalten. Dessenungeachtet führte die Marchesa ihre Gäste aus einem der geräumigen Zimmer des Erdgeschosses in das andere, dabei mit lebhaften Worten die Einfachheit der

Einrichtung kommentierend, die den mit dem künstlerischen Luxus ihrer Stadtwohnung Bekannten nur bewies, wie ein feiner Sinn alles an der rechten Stelle zu tun weiß, denn während in der Stadt die Farbenpracht der Stoffe, die kostbaren Geräte, die Kunstwerke edelster Art ein Inneres bildeten, in dem man die Natur vergessen konnte, so gab hier, inmitten des Reichtums einer unvergleichlich schönen Landschaft, die heitere Einfachheit der Gemächer dem Gemüt eine Ruhe, wie sie das Landleben als wohltätigen Gegensatz zu der Stadt geben sollte.

„Halt ein, Carolina!" rief der Marchese endlich lachend, „du verhängst über diese Damen gleich die harte Prüfung, sich bei einer Gutsbesitzerin zu befinden, die ihren Besitz gelobt wissen will. Laß unsere Gäste sich erst von der heißen Reise erholen, sie müssen ganz gekocht sein."

„Ja, ja, gleich, laß mir das unschuldige Vergnügen, nur diese Terrasse müssen sie noch sehen," versetzte die lebhafte Frau und öffnete die Tür eines der Wohnzimmer, die auf eine geräumige Terrasse hinausführte, von wo der Blick ein wunderbares Bergpanorama beherrschte: wilde Schluchten, an deren rauhen Felsenwänden nur der gelbe Ginster, die Blume des Vesuvs, wuchs und sie mit goldenem Schmuck bekleidete, während oben auf grünen, baumgekrönten Gipfeln alte Kirchlein mit schlanken Türmchen hervorragten oder blaue, ferne Bergreihen sich übereinander gipfelten, hie und da in den Tiefen aber ein ärmliches Bauernhaus zwischen ein wenig dem Fels aufgedrungenem Grün sich barg; ein großartig wildes Stück Landschaft, in das man mit Bewunderung von der schön eingehegten Terrasse hinabsah, während der feine, weißblütige Jasmin, der die Mauer des Hauses bis unters Dach überwucherte, einen wonnigen Duft ausströmte.

„O, wie schön," rief Marianne, „welche seltsame Formationen, doch gewiß vulkanisch?"

„Jawohl," erwiderte der Marchese, „es möchte dies ein ausgebrannter Krater sein."

„Aber das ist eine lokale Bildung, nicht wahr?" sagte

Marianne, „denn dem übrigen Charakter der Apenninen entspricht sie nicht."

„Nein, dies ist lokal," bemerkte der Marchese.

„Ach, wie himmlisch ist das alles, jede Schönheit ist hier vereinigt," sagte Theresa voll Enthusiasmus; „hier diese wilde, phantastische Partie, nach der andern Seite die sanften Wellenlinien der vielen übereinander aufsteigenden Bergreihen mit dem fruchtbaren Vorgrund und den herrlichen Eichen Ihres Parkes und dort die von reichstem Leben erglänzende Ebene mit dem schönen, schimmernden Streifen der Adria am Horizont — wie glücklich müssen Sie sein, solch einen wunderbaren Fleck Erde Ihr Eigen zu nennen."

„Ja, es ist schön und es freut mich, wenn es Ihnen gefällt," sagte lächelnd der Marchese; „aber nun, Carolina, ist es wahrhaftig Zeit, den armen Damen etwas Ruhe zu gönnen nach der anstrengenden Reise."

Die Marchesa verstand sich jetzt auch mit ebenso bereitwilliger Güte dazu, ihre Gäste in die für sie bestimmten Zimmer zu führen und alles zu tun, was erhitzten und ermüdeten Reisenden Erquickung gewähren kann. So fanden sich nach einigen Stunden der Ruhe die Damen erfrischt und heiter im Salon zum Mittagsmahle ein. Nach nochmaliger freundlicher Begrüßung sagte die Marchesa: „Wir haben zwei Gäste zum Mittagessen, es wird Ihnen hoffentlich nicht unangenehm sein; einen Herrn aus der Stadt, der meines Mannes Ländereien hier oben gepachtet hat, da dieser keine Zeit hat, sich um deren Anbau zu bekümmern, und unsern jungen Pfarrer."

„Der, von dem Sie mir schon in Rom erzählten?" frug Marianne.

„Derselbe," erwiderte die Marchesa; „da die kleine Kirche und das Pfarrhaus hier an unser Haus anstoßen und die Gemeinde beinah nur aus den Bauern, die auf unserm Eigentum ansässig sind, besteht, so sehen wir ihn oft, wenn wir hier auf dem Lande sind und mein Mann hilft ihm, indem er ihm Bücher leiht und in seine noch etwas verworrenen Ideen Klarheit zu bringen sucht. Er ist ein Bauernsohn aus einem

kleinen Bergdorf, hat aber eine feurige, wißbegierige Seele, die in der Erziehung des katholischen Seminars beinah nur Stoff zum Zweifel und zum Widerwillen gegen seinen Stand gefunden hat. Als er mit 22 Jahren hier in diese Bergeinsamkeit kam, war er ein vollkommener Skeptiker. Leopardi war sein Ideal und er wäre zu den tollsten Dingen, ja zum Selbstmord fähig gewesen, hätte ihn mein Mann nicht beruhigt, indem er ihm Rosmini und Gioberti zu lesen gab und Gespräche mit ihm führte, die ihn zu Mäßigung, Ausdauer im Studium und ruhiger Erwägung der Pflichten seines Standes führten. Sie werden sehen, er ist kein uninteressanter Mensch, aber noch gar sehr ein Chaos."

Kaum hatte sie ausgesprochen, so traten die zwei Gäste ein. Der eine war der Typus der wohlhabenden, bürgerlichen Mittelmäßigkeit, die, ohne je nach dem „woher" und „wohin" zu fragen, viel Fleiß und alles das Nachdenken, dessen sie fähig ist, darauf verwendet, das Leben möglichst behaglich hinzubringen und von den Schätzen aufzuhäufen, die „Motten und Rost fressen", ohne dem Nächsten mehr wehe zu tun, als es die Sorge für das eigene „Ich" verlangt: also ein vollkommen „ehrlicher Mann". — Der andere war eben jener junge Pfarrer, eine schlanke Jünglingsgestalt, die sich in dem langen, schwarzen Priesterrock mit natürlicher Freiheit und nicht ohne Anmut bewegte. Während er den Herrn des Hauses begrüßte, warf Marianne einen prüfenden Blick auf ihn und sah wohlgefällig auf das edle Antlitz, auf die schöne Stirn, auf der sich dunkle Brauen wölbten, unter denen die feurigen und doch melancholischen Augen bald blitzend wie von elektrischem Licht, bald düster und traurig sinnend hervorsahen, während das dichte, schwarze Haar die Stirn wie in einen Rahmen von Ebenholz einfaßte. Die Marchesa stellte die beiden Herren den Damen vor und man setzte sich zu Tisch. Das Gespräch drehte sich meist um Angelegenheiten des Landlebens, besonders des Weinbaues, für den der Boden hier in diesen Höhen äußerst günstig erfunden worden sei, während die Getreidearten nur dürftig auf

dem harten, felsigen Grund fortkämen. Der Pächter rückte sogar mit einem Projekt hervor, noch mehrere der Felsengründe und Abhänge mit Wein zu bepflanzen und eine großartige Produktion zu erzielen, die einen köstlichen und gesuchten Wein liefern würde, wenn der Marchese die Kapitalien dazu vorschießen wollte, da drei Jahre nach der Anpflanzung der Weinstock schon Trauben trage und dann ein ganz unfehlbarer, bedeutender Gewinn sicher sei.

„Ja, das ist ein herrlicher Plan," rief die Marchesa, „da würden die kahlen Felsenwände plötzlich mit frischem Grün bekleidet."

„Und was jetzt öde liegt, brächte reichen Ertrag, da wir die Phylloxera bis jetzt nicht zu fürchten haben," bemerkte der Pächter.

„Das Utilitätsprinzip, das Prinzip der modernen Welt" — sagte leise Marianne.

„Wie schade aber, diese herrlichen Schluchten in ihrer wilden Schönheit zu stören," warf Theresa ein; „die bieten in ihrer geologischen Unberührtheit, mit den metallischen Bestandteilen, die überall durchblitzen, dem Licht so schöne Gelegenheit, zauberische Wirkungen hervorzubringen und dann ist gerade der Gegensatz hier so schön zwischen der wilden Gebirgswelt und der weiten fruchtbaren Ebene, daß es schrecklich wäre, diese malerische Wirkung zu zerstören."

„Das Fräulein hat recht, das Schöne hat das volle Recht zu existieren, denn das wahre Schöne ist auch das wahre Gute, auch wenn es anscheinend keinen Nutzen bringt," versetzte der Geistliche, indem sich seine dunkeln Augen zum erstenmal mit einem so durchdringenden Blick auf die junge Fremde hefteten, daß es ein leichtes Erröten auf deren Gesicht hervorrief. „Das Gute, das Wahre und das Schöne," fuhr er fort, „bilden die große Harmonie des Daseins, wie sie sich in Gott finden muß, von wo sie in einzelnen Strahlen ausgeht in die Welt."

„Ja, leider in recht vereinzelten Strahlen und die sich beinah nie wieder zu einem Ganzen zusammenfügen, außer im

vollendeten Kunstwerk," versetzte Marianne mit wehmütigem Lächeln; „da — ja da strahlt uns die Einheit des Lebens als Vereinigung alles Höchsten und Besten, als Erlösung aus den Schranken unserer Individualität auf Augenblicke an."

„Und in der Religion, Signora?" frug der Geistliche mit einer Art ängstlicher Hast, als ob er die Antwort fürchte.

„Ja, da darf ich Ihnen nun nicht ganz meine Ansicht sagen," erwiderte Marianne freundlich; „ich glaube aber, wenn die Religion immer das wäre, was sie sein soll, die Erfüllung des höchsten idealen Bedürfnisses im Menschen, so wäre sie es vor allem, die uns jenes Gefühl der Einheit des Guten, Wahren, Schönen geben müßte."

Der Marchese, der vielleicht fürchtete, daß das Gespräch einen zu metaphysischen Charakter annehmen möchte, schlug vor, die Tafel aufzuheben und den schönen Abend im Freien zu genießen. Man begab sich in den Park, den die Marchesa ganz angelegt hatte, freilich mit Vorfindung eines zu malerischer Entwicklung höchst geeigneten Bodens und prächtiger, hundertjähriger Eichen.

„Ich bewundere Ihren künstlerischen Sinn," sagte Marianne zu ihr; „Sie haben nicht nur trefflich zu benutzen verstanden, was Sie hier vorfanden, sondern Sie haben auch so ganz richtig das Neue angepflanzt, wie es sich für eine so große, wahrhaft ländliche Anlage ziemt: keine kleine Gartenteinteilung, keine bunten Zierpflanzen und vielfarbigen Blumenbeete, sondern immer nur große, einfache Massen, Linien, die das Auge malerisch berühren, durch schöne Gruppen ausgezeichneter Bäume angenehm durchbrochen; am Hause nur die Menge des feinen Jasmin und des üppigen Jelängerjelieber, welche die Luft mit Wohlgerüchen erfüllen; dann hier ringsum die grünen Wiesen mit den königlichen Eichen, nur Rosen, dort die Gruppen der feinsten, edelsten Nadelhölzer, die dem Auge erwünschte Abwechslung gewähren Sie sind wirklich eine Künstlerin, liebe Marchesa."

„Nun, kommen Sie nur, und sehen Sie erst mein Lärchenwäldchen," rief die Marchesa, indem sie mit munterem Schritt

voraneilte, „das ist die Schöpfung meines Mannes und ist wirklich schön."

Man schritt auf schattigem Parkwege einem Hügel zu, der dem das Haus tragenden gegenüberlag und nach der andern Seite schroff in die wilden Bergschluchten hinabstürzte. Der ganze Hügel war mit Lärchenbäumen bepflanzt, die den würzigen Duft des Nadelholzes ausströmten und durch deren feingezeichnete Äste die Purpurglut des Abendhimmels schimmerte.

„Hier muß man bleiben und den Sonnenuntergang mitansehn, bitte," versetzte Theresa, sich schmeichelnd an den Arm der Marchesa hängend.

„Ja, mein Kind, setzen wir uns hier aufs Gras," erwiderte diese, „hier ist nicht die mindeste Gefahr beim Sonnenuntergang wie unten in den Städten, wo der feuchte Niederschlag kommt; hier ist die Luft trocken und man kann auf der Erde sitzen und die prachtvolle Stunde genießen, ohne für die Gesundheit zu fürchten."

Sie ließ sich bei diesen Worten auf den Boden nieder und die beiden Damen folgten ihrem Beispiel; der junge Geistliche streckte sich zu ihren Füßen ins Gras, während der Marchese mit dem Pächter zu geschäftlichen Beratungen weiterging. Vor ihnen dehnte sich das prachtvolle Bergpanorama aus, das sich jetzt in tiefe Purpurfarbe hüllte, während die Sonne in feurigem Glanz hinabsank und jenes wundersame Spiel der Färbungen der verschiedenen Luftschichten begann, das in solcher Schönheit nur der Süden kennt. Die beiden deutschen Damen, denn das waren Marianne und Theresa, konnten sich nicht sattsehen an der Herrlichkeit dieser zarten Übergänge vom reinsten Goldgelb in helles Grün und von da ins Blau, an den feurig glänzenden Wolkenstreifen darin und oben auf tiefblauem Grund an den reizenden Rosenwolken, vor denen sich die feine Zeichnung der Lärchenbäume wie ein durchsichtiges Spitzengewebe abhob.

„Wie unrecht haben die im Norden," sagte Marianne, „die immer meinen, der Süden verwöhne und fessele uns zu

sehr an die schöne Welt. Je wohltuender und beseligender uns eine solche Schönheit und Harmonie umfängt, je stiller wird der ewige Rebell in unserer Brust und wir empfinden es als ein wehmütiges Glück, uns aufzulösen in die Harmonie, in den Frieden des allgemeinen Seins. Der Norden, der uns von dieser Seite unbefriedigt läßt und uns mit unserm ungestillten Sehnen nach Schönheit immer wieder zum Kampfe treibt, ruft den Protest in uns hervor; das harte: „Entbehren sollst du, sollst entbehren" zuckt schmerzlich auf gegen den angeborenen Trieb und die gerechte Forderung eines ideal vollendeten Lebens. So entsteht der Gegensatz zwischen den schmerzdurchfurchten, harten Gestalten Albrecht Dürers und den sanften Wonnen raffaelischer Madonnen."

„O, Signora," rief der junge Geistliche mit Feuer, „Sie sprechen aus meiner Seele heraus; ja, den Rebellen in uns zu zähmen, das ist die schwere Aufgabe."

„Aber Sie leben ja in dieser beseligenden Natur und müssen ihren beruhigenden Einfluß doch empfinden?" frug Theresa.

„Ja, Madamigella, ich liebe die Natur mit feuriger Seele," rief er, indem er die Arme ausbreitete, als wollte er die ganze Schöpfung an sein Herz drücken; „sie spricht zu mir von der Liebe, die alles Lebens Urquell ist und nach der sich alles Lebende sehnt und wenn ich diesen großen Gesang der Liebe höre, der durch die ganze Natur tönt, so fühl ich mich beruhigt, sonst aber" —

„O, Don Rafaele ist ein schlimmer Rebell," fiel die Marchesa lachend ein, „aber jetzt geht es schon besser; doch als wir ihn vor ein paar Jahren hier oben als Pfarrer empfingen, da war er in einem schrecklichen Zustand; ein ärgerer Zweifler als Leopardi, mit der ganzen Welt zerfallen und zum Selbstmord bereit."

„Ich danke es der Güte des Marchese, daß ich nicht Hand an mich legte und den Frevel beging," versetzte Don Rafaele, indem sein dunkles Auge düster in den Abendhimmel sah; „er hat mich gerettet, indem er mich zur Philosophie leitete und mir die Pflichten meines Standes in neuem Lichte zeigte."

„Aber wie kamen Sie denn dazu, diesen Stand zu wählen?“ frug Marianne mit Teilnahme.

„Das ist sehr einfach, Signora,“ erwiderte Rafaele. „Ich war der Sohn armer Bauern im Gebirge. Von klein auf fühlte ich den heftigsten Wissensdrang und wußte keinen andern Weg, ihn zu befriedigen, als das Seminar; ich ahnte gar nicht, daß man noch anderswie zur Ausbildung kommen könne, dazu waren wir arm und ins Seminar kam ich umsonst. So blieb ich zehn Jahre eigentlich ohne etwas zu lernen, ich konnte nicht einmal ordentlich italienisch schreiben; es waren verlorene Jahre, aber mich erfüllte ein einziger Gedanke: ein Heiliger zu werden im Sinne der Kirche und alle Glut meiner Einbildungskraft hatte sich diesem Ziele zugewendet. Mit zwanzig Jahren wurde ich Priester, da man mich für eine künftige Stütze der Kirche ansah. Nun kam ich hinaus in die Welt, durfte Messe lesen und lernte das Leben kennen. Da sah ich, daß alles ganz anders sei, als man es mir geschildert; ich sah Tugend und Bildung in der Welt, in der Kirche dagegen Aberglauben, Heuchelei und geheime Laster. Ich sah die Liebe als den Frühling des Menschenlebens, das Lächeln holdseliger Frauen als eine himmlische Labung auf dem rauhen Pfad des Lebens und ich hatte in weltentsagender Askese den reichen Kranz des Daseins entblättern wollen; ich las andere Bücher als meine geistlichen Breviere und ich sah mit Staunen, daß schon Heiden, wie Sokrates und Plato, große schöpferische Gedanken und Ideale ausgesprochen hatten und daß die christliche Welt kaum Schöneres auf sittlichem Gebiet hervorgebracht hat, als was jene hohen Geister des Altertums schon einsahen und verlangten, so daß sogar der heilige Augustin, nachdem er Seneca zitiert hatte, ausrief: „Was könnte ein Christ mehr sagen als dieser Heide?“ Dazu las ich Leopardi, und ganz ergriffen von dieser erhabenen Poesie der Hoffnungslosigkeit schien mir der Tod der einzige Ausweg aus dem Labyrinth von Widersprüchen, das man Leben nennt. Inzwischen waren meine rebellischen Gedanken ruchbar geworden und anstatt in mir einen neuen Kämpfer für die ortho-

dore Kirche zu finden, fand man einen Revolutionär, einen Empörten. Die Kurie weiß in solchem Fall, was sie zu tun hat. Hätte ich mich gebeugt, hätte ich geheuchelt und geschmeichelt, ich wäre jetzt schon ein Bevorzugter, auf glänzender Bahn. So aber wurde ich hier heraufgeschickt, in diese abgelegene Bauerngemeinde, wo ich abgeschnitten bin von jedem geistigen Verkehr, wo im Winter der Schnee fußhoch liegt und die ohnehin mühsamen Wege beinah unmöglich werden, wo ich das karge Brot mit meiner Familie teilen und es annehmen muß, daß meine Schwestern mich und mein Haus bedienen und wo mir nichts bleibt, den ungeheuren Durst der Seele zu stillen als Bücher, Bücher und immer wieder Bücher."

„Armer Mensch," sagte Theresa mit dem Ton innigen Mitgefühls und schaute bewegt auf zu dem Sprechenden.

„Danke, Madamigella, danke," versetzte der Geistliche, indem sich seine wunderbar ausdrucksvollen Augen tief in die des Mädchens senkten, so daß es ihr wie ein elektrischer Schlag ans Herz hinunterging. „Wenn Sie wüßten, welch ein himmlisches Manna die Sympathie hochgebildeter Menschen für mich ist!" Er legte dabei die Hand aufs Herz und sah schwärmerisch auf zum Abendhimmel.

„Ist er nicht etwas theatralisch?" frug Theresa leise auf Deutsch die ältere Freundin, halb erstaunt über dies ganze ihr fremdartige Wesen und Benehmen, halb wie um sich zu wehren gegen ein allzu warmes Empfinden, das sie über sich hereinströmen fühlte und gegen das sich ihr stolzes Unabhängigkeitsgefühl auflehnte.

„Mein Kind, das ist ganz natürlich," antwortete Marianne ebenfalls in ihrer Sprache; „diese feurig empfindenden Südländer sind so, sie müssen das Wort mit der Gebärde begleiten, das Auge muß verstärken, was der Mund sagt. Aber," fuhr sie dann in italienischer Sprache fort, indem sie sich zu Don Rafaele wandte, „jetzt sind Sie mit Ihrem Stand und dem Leben versöhnt, nicht wahr?"

„Das heißt, ich habe eingesehen," erwiderte er, „daß es

eine Pflicht ist, zu leben und daß man in der Erfüllung seiner Pflicht das Leben sogar liebgewinnen kann."

Die Rückkehr des Marchese unterbrach das Gespräch und man trat den Heimweg an; der Pächter und der Geistliche verabschiedeten sich und die Marchesa rief dem letzteren nach: „Morgen kommen wir zur Messe."

Am folgenden Tag, der ein Sonntag war, wurde der Morgenkaffee im Freien vor dem Hause eingenommen, wo noch liebliche Morgenkühle herrschte, die Zikaden ihr unermüdliches Lied rings in Bäumen und Büschen sangen und die Gegend in frischem Glanz der Frühsonne einen neuen Reiz entfaltete.

„Wie ganz gehört das ewige Gezwitscher der Zikaden zum Charakter des Südens," sagte Marianne, „es ist der Ausdruck des intensiven Lebens, das unter den Strahlen dieser heißen Sonne in der ganzen Natur pulsiert. Kurz ist das Fest des Lebens und darum will es ganz genossen sein; leben, singen, sterben, das ist das Dasein der Zikade und wenn uns im kalten Norden das einförmige Geräusch störend sein würde, so erfreut es uns hier wie der volle Rebenkranz, der sich von Baum zu Baum schlingt, wie die Fülle des Duftes, den eine Blüte wuchernd aussendet, um in kurzer Üppigkeit des Blühens alles zu geben und dann, rasch verwelkend, andern Blüten, andern Düften Raum zu lassen. Wie ganz versteht man hier die dionysischen Entzückungen der Griechen und die tiefe Naturpoesie, die sie enthielten."

„Sole sub ardenti resonant arbusta cicadis," zitierte der Marchese, der ein großer Lateiner war und dessen Lieblingsschriftsteller die lateinischen Klassiker waren.

„Von wem ist das Zitat?" frug Theresa.

„Von Virgil," erwiderte der Marchese und erging sich in dem Lobe dieses Dichters, den er dem Homer gleichschätzte.

„Nun genug von der Klassizität, meine Lieben," rief endlich die Marchesa, die während des Gesprächs verschiedene Male aufgesprungen war, um bald nach dieser, bald nach jener Pflanze zu sehen und dem arbeitenden Gärtner Instruktionen

zu erteilen. „Jetzt wollen wir eine christliche Pflicht erfüllen. Wir halten es nämlich für unsre Pflicht," sagte sie, zu den Gästen gewendet, „hier oben an Sonn- und Festtagen die Messe inmitten unserer kleinen Gemeinde mit anzuhören. Es würde diese einfachen, naiven Landleute befremden, wenn sie ihre padroni nicht da sähen, es könnte ihnen böse Gedanken der einen oder andern Art erwecken, ja sie dazu bringen, zu fragen: warum sollen wir es denn tun, da sie, die klüger und glücklicher sind als wir, es nicht tun? Auch geschieht es schon unserem Pfarrer zuliebe, den es tief kränken würde, wenn wir nicht beiwohnten und ihn, der so schon zum Skeptizismus neigt, muß man zu seiner Mission auf alle Weise anfeuern."

„Nun, und den Weltkindern ist es auch manchmal gut, wenn sie sich ihres Seelenheils erinnern," bemerkte lächelnd der Marchese.

„Ach nein, die sogenannten Weltkinder brauchen das nicht, um ihr Seelenheil zu fördern," erwiderte die Marchesa, indem sie graziös mit ihrem Fächer der Hand ihres Gatten einen leichten Schlag versetzte; „wenn eine Sinfonie von Beethoven ihre Seele auf leichten Schwingen emporträgt, wenn ihr Herz vor der andächtigen Schönheit einer Madonna des Francia oder des Costa in süßer Rührung schmilzt oder wenn sie beim Lesen des Plato fühlen, daß die edlen Heiden ebenso sittlich vollendete Menschen waren wie die besten Christen, dann, amico mio, hat es keine Gefahr um ihr Seelenheil. Aber kommen Sie, meine Damen, Sie begleiten uns gewiß, nicht wahr?"

„Sehr gern," versetzte Marianne, „ich bin zwar keine Katholikin, aber das tut ja nichts, ich bin auch nicht Protestantin, ich glaube an die unsichtbare Kirche der Heiligen und wo fromme Menschen in Einfalt und Demut versammelt sind, da ist diese vorhanden, mag sie sich nennen, wie sie will."

Aus einer Seitentür des Herrenhauses trat man auf den freien Platz vor der Kirche hinaus, deren schlankes Türmchen, mit roter Farbe angemalt, sich gar freundlich von dem blauen Himmel abhob. Aus der Tiefe führte mitten durch

den Park ein von mächtigen Eichen beschatteter Weg herauf, auf dem jetzt aus den zerstreut umherliegenden Häusern die Bauern heranzogen, was mit den bunten Röcken und Kopftüchern der Frauen und Mädchen einen malerischen Eindruck machte. Die Marchesa hatte eine hübsche Toilette angelegt, allerdings ein einfaches Sommerkleid, aber einfach mit Absicht, wie es die Damen der Gesellschaft zu tun pflegen, ungefähr in der Art wie Marie Antoinette in Trianon in ihrer Meierei.

„Sie sehen, ich habe mich hübsch gemacht für meine Bauern," sagte sie mit einer graziösen Bewegung des Kopfes, den ein kokettes Strohhütchen schmückte und griff mit der fein behandschuhten Hand nach dem Gebetbuch, das der Marchese ihr reichte. Dieser sah ernst und würdig aus in schwarzem Überrock und weißer Halsbinde, die er der Kühle wegen hier stets zu tragen pflegte und mit einem großen Strohhut, der sein schon ganz ergrautes Haupt bedeckte. Er schritt in ruhiger Haltung, wie jemand, der etwas Ernstem zugeht, durch die vor der Kirche versammelten Bauern, während die Marchesa hie und da stehen blieb, freundliche Worte an die Bauern richtete oder laut die Schönheit des einen oder andern pries, da es allerdings unter dieser Bevölkerung nicht an schönen Menschen fehlte. Die kleine Kirche war schon voll von knienden Frauen, Mädchen, Kindern und zwischen ihnen durch schritten die Herrschaften zu den vier Stühlen, die für sie in erster Reihe aufgestellt waren. Die Männer blieben abgesondert meist in der weit geöffneten Kirchentür stehen, durch welche die würzigen Sommerlüfte hereinströmten. Marianne fühlte sich tief bewegt von dem Anblick der kleinen, ländlichen Gemeinde; es überkam sie eine Rührung, wie sie sie nie bei dem Prunk der Feste in St. Peter empfunden hatte. Sie, die längst in den dogmatischen Formen des kirchlichen Lebens, sowohl in der katholischen wie protestantischen Kirche, keine Befriedigung mehr fand, sie sagte sich selbst aus tiefstem Herzen hier: „Nein, an diese Form des idealen Daseins bei solchen einfachen Menschen darf man nicht rühren, ehe man

ihnen nichts Höheres, Vollendeteres dafür geben kann. Es ist der einzige Moment und der einzige Ort, wo sich ihnen nach dem harten, mühevollen Leben der Woche die Ahnung einer vergeistigten Existenz zeigt, wo das Unsichtbare sie mit einem heiligen Schauer durchdringt, wo im Mysterium der Gottesnähe ihnen ihr Unterschied vom Tier zum Bewußtsein kommt und der Trost der erbarmenden Liebe, die auch über ihrem armen Leben wacht, einen Lichtstrahl über die gequälten Tage wirft." Mit Ehrfurcht beugte auch sie ihr Haupt, als der junge Priester, der am Altar die Messe verrichtete, die Hostie erhob und das Opfer der Versöhnung im Namen der Gemeinde empfing. Dieser Moment feierlichen Schweigens, in dem sich das Wunderbare, Unbegreifliche vollzieht, wurde von ihr in seiner vollen Bedeutung empfunden. „Ist es nicht in jeder Sphäre des geistigen Lebens die Berührung mit dem großen Mysterium, das Streifen an das noch nicht Erkannte, nur Geahnte, das uns ergreift, bewegt und die Quelle aller Dichtung, aller Kunst, aller Religion wird? Es scheint uns, als sei es die Klarheit des neuen Gedankens, die uns beglücke; ja, sie ist es, weil in ihrem Licht wir an die Schwelle neuer Mysterien und neuer, zu erringender Klarheiten geführt werden und selbst das siegreich bewiesene Experiment des materialistischen Gelehrten gewährt ihm nur Befriedigung, weil es ihm die Bahn ebnet, neue Experimente zu versuchen."

Aus diesen Gedanken weckte sie die Stimme des Geistlichen, der vom Altar aus zu der Gemeinde gewendet, in kurzer, freier Rede das Gleichnis vom Samariter erzählte, ihr ans Herz legte, daß ein jeder unser Nächster sei, der unserer Hilfe und Liebe bedürfe und in steigender, herzlicher Betonung damit endete, daß sie in ihrem kleinen Kreise dazu beitragen solle, das Reich der Pharisäer und Heuchler zu enden und die Gemeinde der Brüderlichkeit zu verwirklichen von Familie zu Familie, von Ort zu Ort, von Volk zu Volk und endlich in der ganzen Menschheit.

„Laßt uns hier anfangen," sagte er, „laßt die kleine Ge-

meinde hier, auf einsamer Bergeshöhe, ein Vorbild werden für die Welt, daß endlich die wahre Religion Christi zur Tat werde."

Wieder wurden die Bauern freundlich von den Gutsherren begrüßt, besonders von der Marchesa, die für alle ein herzliches Wort und ein anmutiges Lächeln hatte. Marianne freute sich an den schönen Menschen, besonders an den jungen Mädchen von vierzehn, fünfzehn Jahren, deren Holdseligkeit und reiner, demütiger Blick sie ganz entzückte. „Wie versteht man hier erst die alten Meister," sagte sie; „umgeben von diesen Typen war es leicht, jene Welt andächtiger, keuscher, begeisterter Gestalten zu schaffen, die uns auf den Bildern der toskanischen, umbrischen, bolognesischen Maler rühren und entzücken. Vor mir in der Kirche kniete ein Mann, der leibhaftige Hirte von Ghirlandajos Anbetung der Hirten in der Akademie der schönen Künste in Florenz. Und dieses holdselige Kind da," sie meinte ein vierzehnjähriges Mädchen, mit dem sie eben gesprochen hatte, „erinnert doch ganz und gar an die wunderliebliche Maddalena von Timoteo Viti in der Pinakothek von Bologna."

„Ja, schade nur, daß diese Anmut und Schönheit so bald verblühen," bemerkte die Marchesa; „sobald sie verheiratet sind, kommen die Kinder und kaum haben sie das Kind zur Welt gebracht, so müssen sie schon wieder hinaus an die harte Arbeit, sich auf dem Felde und im Hause abmühen und nach wenigen Jahren sind sie alt und verblüht."

Der Nachmittag versammelte die kleine Gesellschaft auf einer Wiese des Parks, wo sich im Schatten mächtiger Eichen und Ulmen auch in den heißen Stunden aufs angenehmste weilen ließ und von wo man eine köstliche Aussicht auf die fruchtbare Ebene genoß. Der Marchese erbot sich, aus den Satiren des Horaz einiges viva voce zu übersetzen, was von den Damen mit Freude angenommen wurde. Das Lateinische war dem gelehrten Manne so geläufig, daß er beinahe so gut übersetzte, als lese er es in seiner Sprache. Man erfreute sich an der heitern Ironie des römischen Dichters und an den

lebendigen Bildern, welche die Gedichte uns aus jener Zeit vorführen. Wie feierlich schön der Chorgesang der 27 Jünglinge und 27 Jungfrauen beim Feste!

„Es ist Rhythmus darin," sagte Marianne, „so daß man sieht, das Gehen, Stehen und Bewegen mußte dem Rhythmus folgen; das Ganze mußte einen unbeschreiblich feierlichen Eindruck machen. Diese beständige Wechselwirkung zwischen der Gottheit und Menschheit, die Bedeutung, die jeder Lebensakt durch die Weihe religiöser Gebräuche erhielt, gibt dem heidnischen Altertum einen großen Vorzug vor unserer Zeit, wo weltliches und geistliches Leben so weit auseinander liegen, sich kaum berühren und gänzlich gleichgültig gegeneinander verhalten."

Das Gespräch wurde unterbrochen durch die Ankunft eines kleinen Mädchens von sieben Jahren, Tochter eines der intelligentesten Bauern, der im Herrschaftshause viel beschäftigt war und den Verkehr mit der entfernten Stadt vermittelte. Die Marchesa hatte die Intelligenz und Grazie des Kindes bemerkt und unternommen, es lesen zu lehren, was die meisten Bauern nicht konnten, da es keine Schule in der armen, kleinen Gemeinde gab. Das kleine Mädchen war herausgeputzt in seinem Sonntagsstaat und sah aus wie eines der Kinder auf den Bildern des Velasquez, in langem, steifem Rock, der bis auf die Erde reichte, einer weiten Jacke darüber mit weißer Halskrause und das Haar auf die Stirn gekämmt und scharf abgeschnitten, wie bei den Kindern jener Bilder. Aber trotz des wunderlichen, steifen Anzugs tanzte die Kleine, auf der Marchesa Wunsch, mit Leichtigkeit und Anmut den Tanz des Landes, der nur einmal im Jahr, bei Gelegenheit der Maisernte, wo man das einzige Fest dieser armen Menschen feiert, getanzt wird. Sie sang sich selbst dazu die Melodie, die einförmig ist wie alle italienische Musik des Volkes und schlug mit den Händchen den Takt dazu. Nachdem man sie bewundert und gelobt hatte, ließ die Marchesa sie lesen; sie wußte noch nicht viel, aber man sah es an dem leuchtenden, intensen Blick der Augen, wie ihre ganze Seele dabei war. Sie brachte das Wort:

paradiso zustande, und nun fragte die Marchesa sie, was sie sich unter dem Paradies vorstelle. Sie zögerte schüchtern mit der Antwort, dann aber sagte sie: „Es ist ein schöner, großer Ort, ein Garten mit vielen Blumen, wo die Toten hinkommen; die liegen auf der Erde und schlafen; aber da sind auch viele Lebendige, die pflücken die Blumen und legen sie auf die Toten und die Frauen stecken sich die Blumen hierhin," dabei zeigte sie auf die Brust.

„Aber wer sind denn die Lebendigen?" frug die Marchesa.

Die Kleine neigte ihren Kopf ganz nahe zu dem der Marchesa und sagte leise und geheimnisvoll: „Die Engel."

„So," versetzte die Marchesa wieder, „wie sehen denn die Engel aus, weißt du es?"

Das Kind nickte stumm mit dem Kopfe, dann fuhr es wieder leise und geheimnisvoll fort: „Ja, sie können fliegen, ihre Flügel sind groß und fein, wie die von einem kleinen dunkeln Vogel, der des Nachts hoch über die Berge fliegt."

„Hast du denn diesen Vogel gesehen?" frug die Marchesa.

„Ja, im Traum sehe ich ihn und höre ihn, wie er sum-sum-sum — macht; er baut sein Nest in den Spitzen der Bäume; wenn ich wüßte, wo sein Nest wäre, ich holte einen, um ihn dir zu zeigen."

„Wer erzählt dir denn die schönen Geschichten von Engeln und Vögeln?"

„Niemand, die weiß ich. Aber die Fabeln, die erzählen sie."

„Die Fabeln? Was sind die denn?"

„Das sind Geschichten, die nicht wahr sind."

„Und wer erzählt sie?"

Wieder nahm sie den geheimnisvollen Ton an und flüsterte: „Die Arbeiter."

„Das sind die fremden Arbeiter, die im Winter heraufkommen von der Arbeit unten und in ihre Heimat zurückkehren," erläuterte die Marchesa, zu ihren Freundinnen gewandt. „Und die erzählen die Fabeln am Abend im Winter?" frug sie weiter.

Die Kleine nickte und fuhr flüsternd fort: „Dann sitzen wir alle im Stall beisammen und s i e erzählen."

„Und was machen die Frauen?"

„Die spinnen."

„Erzählen sie auch Fabeln?"

„Nein, die Frauen niemals," sagte die Kleine streng, als ob es nur den Helden der Arbeit zukäme, den langen Winterabend mit den Wundern der Legende zu kürzen, während die Frauen, demütig horchend, die Kleidung des Sommers spinnend bereiten, da in der Zeit der Feldarbeit dafür nicht Muße bleibt.

„Spinnst du auch schon deine kleine Spindel?"

„Ja, aber einen recht dicken Faden," antwortete das Kind lachend.

„Was machst du denn am Tag?" frug die Marchesa.

„Da hüte ich den kleinen Bruder oder die Tiere."

„Was hütest du lieber?"

„O, lieber die Tiere," rief sie lebhaft, „bei dem Kleinen immer — immer — immer sitzen, da werde ich böse, aber bei den Tieren auf dem Felde kann ich laufen und springen."

„Hier müssen nämlich die kleinen Kinder mit den Kühen, den Schafen, den Schweinen hinaus aufs Feld und sie hüten, das ist schon ihr Anteil an dem sauern täglichen Brot des Lebens," erklärte die Marchesa.

„Welch einen Ton homerischer, epischer Einfachheit und Ursprünglichkeit hat das alles," versetzte Marianne; „überall ragt das Übernatürliche, das Geheimnisvolle in das begrenzte, mühevolle Leben und nur leise flüsternd naht man den unbekannten Mächten, die das Leben regieren."

„Ja, hier in den Bergen ist es noch so," bemerkte der Marchese; „wenn man sich den Städten nähert, wird es leider anders. Da ist die Korruption groß, denn die Halbbildung beginnt, die in allen Übergangsperioden der Kultur der allerschlimmste Moment ist. Die Menschen lernen lesen und es fallen ihnen die abscheulichsten Blätter in die Hände, die sie um einen Spottpreis haben können; sie hören in den gemeinen

Kaffees und Bierhäusern die hohlen Phrasen vulgärer Prahlhänse und entzünden ihre Einbildungskraft an unreifen, verführerischen Ideen; sie nehmen sich das Recht, über das Vergangene mit Hohn und Verachtung zu sprechen und haben kein Ideal an dessen Stelle zu setzen, sondern nur unterscheidungslose Zerstörung nach der einen Seite und nach der andern nichts als materielle Gelüste, die über die einfachen Bedingungen ihres Daseins hinausgehen. Das sind immer traurige Epochen, in denen ein alter Glaube untergeht und noch kein neuer geboren ist und ist der Glaube einmal in den höhern Klassen erstorben, so dauert es nicht lang und er erstirbt auch im Volk."

Die Marchesa erinnerte daran, daß es Zeit sei, einen Spaziergang zu machen; sie stiegen auf ländlichen Wegen, die jeden Augenblick eine neue, schöne Aussicht boten, in ein Tal hinab, wo die Natur selbst den schönsten Park angelegt hatte, ohne daß Menschen etwas dazu zu tun brauchten. Zwischen herrlichen Baumgruppen schritt man auf weichem Rasen dahin, Kühe und Schafe weideten, von kleinen Kindern gehütet, an den grünen Abhängen und die höhern Bergspitzen hüllten sich in die dunkle Purpurglut des Sonnenuntergangs. So kamen sie bei einem der zerstreut umherliegenden Bauernhäuschen an, die zu des Marchesen Eigentum gehörten. Auf jedem Spaziergang pflegten die Gutsherren eine der Bauernfamilien zu besuchen, sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen und eine kleine Gabe zurückzulassen. Es geschah auch diesmal. Ein achtzigjähriges Mütterchen kam ihnen entgegen, an der Hand ein kleines Enkelkind führend und selbst von einem hold aufblickenden, frei und doch bescheiden lächelnden Mädchen geführt. Das Mütterchen hatte ein halb vertrocknetes Gesicht, das aber mit allen Furchen und Runzeln, die es bedeckten, in den Linien und den noch lebhaft blickenden Augen die Spuren einstiger Schönheit zeigte und wie ein Bild von Rembrandt aus dem buntfarbigen Tuch, das über den Kopf gebunden war, heraussah. Sie geriet förmlich in Begeisterung, als sie die Gutsherren erblickte und erzählte mit Lebhaf-

tigkeit, wie sie den Marchese noch als Knaben gekannt habe, wie seine Eltern und dann er die Wohltäter ihrer Familie gewesen und wie sie einzig ihm es danke, daß sie jetzt inmitten von Kindern und Kindeskindern ein ruhiges Alter habe. „Versprecht mir," sagte sie zu dem Marchese, „daß Ihr über den Meinen wachen wollt, wenn ich gegangen sein werde; denn das ist meine einzige Sorge, daß, wenn ich sie lassen muß, sie vielleicht nicht mehr so gut sein werden. Jetzt müssen sie jeden Abend und jeden Morgen, um mich versammelt, für die Unsern beten, die schon vor uns gestorben sind, damit sie sie nicht vergessen und gut bleiben um ihres Andenkens willen."

„Sonst hast du keine Sorge? Du fürchtest den Tod nicht?" frug die Marchesa, die nach italienischer Sitte das Volk mit du anredete.

„Nein," erwiderte die Alte, „den Tod fürchte ich nicht, wenn ich gerufen werde, komme ich, das ist alles."

Der Marchese versprach ihr feierlich, der Ihrigen nicht vergessen zu wollen.

„O, nun bin ich ruhig," rief sie freudig, „hier kann ich's nicht vergelten, aber wenn ich an einen guten Ort komme," setzte sie hinzu, indem sie gen Himmel blickte, „o da — da werd ich's vergelten, da werd ich beten — beten — beten für Euch."

„Wie köstlich ist diese einfache Gemütsruhe," sagte Marianne bewegt, „wie mancher reiche Vornehme hätte die arme Alte um die heitere Ergebung zu beneiden, mit der sie den letzten Ruf erwartet und bereit ist, ihm zu folgen. Die Hoffnung, daß sie an „einen guten Ort" kommen nach dem mühevollen Leben, nimmt ihnen allen Egoismus; sie denken nicht an sich, sondern nur an die, die sie zurücklassen im Land der Arbeit, der Sorge und — der Schuld, welche die Ihrigen verhindern könnte, auch zum fröhlichen Wiedersehn am „guten Ort" zu kommen. Ist diese Ruhe im Angesicht des Todes allgemein hier?" frug sie den Pfarrer, der sich ihnen angeschlossen hatte.

„Ganz allgemein," erwiderte Don Rafaele. „Die Leute wer-

den überhaupt sehr alt auf diesen Höhen, in der gesunden Luft; sie sterben meist vor Altersschwäche und wenn sie ihre Stunde nahe fühlen, legen sie sich nieder, ohne Sentimentalität, ohne Furcht, rufen nicht den Arzt, den sie für unnütz halten, sondern den Priester, daß er ihnen das Brot des ewigen Lebens mitgebe auf die dunkle Reise und schlafen friedlich ein. Ich habe das Schönste und zugleich das Schmerzlichste erlebt," fuhr er fort, zu den beiden fremden Damen gewendet, mit denen er voranging, da der Marchese und seine Frau noch im Gespräch mit einigen Bauern zurückgeblieben waren, „was sich an einem Totenbett erleben läßt. Ich habe vor einem halben Jahr meine Mutter verloren, die, da sie die Trennung von mir, ihrem Lieblingssohn, nicht ertragen konnte, aus unserer Heimat in den Bergen drüben hierhergezogen war, worauf dann auch mein Vater und meine Schwestern kamen. Meine Mutter war eine einfache Bäuerin, aber sie hatte eine so außerordentliche Intelligenz, daß sie in andern Verhältnissen und mit anderer Erziehung eine Zierde jeder Klasse der Gesellschaft geworden wäre. Doch größer noch als ihre Intelligenz war ihr Herz. Die Liebe, die sie für die Ihrigen hatte, ließ sie jede Entbehrung, jedes Opfer willig tragen, wenn sie den Teuren nur das Nötige schaffen konnte und wie oft hat sie — gehungert, um uns Kindern das Brot zu geben. O Mutter, Mutter," rief er und fuhr mit der Hand über die nassen Augen; einen Augenblick lang versagte ihm die Stimme, dann hub er wieder an: „Aber nicht nur wir, das ganze Dorf verehrte und liebte sie, in der Not kam ein jeder zu ihr um Rat und Trost und wenn sie nicht helfen konnte, so hatte sie doch stets jenes Wort der echten Liebe bereit, das auch in die bekümmerten Herzen einen Tropfen Balsam zu träufeln weiß. Als ich, ihr Erstgeborener, hier oben Pfarrer wurde, war sie stolz und glücklich; war sie es doch gewesen, die meine geistige Entwicklung beschützt und möglich gemacht hatte und ich war selig in dem Gedanken, ihr ein weniger mühevolles Alter bereiten und ihrem seltenen Geist noch manche Freude der Erkenntnis zuführen zu können, für die sie in dem arbeitsreichen

Leben keine Zeit und Gelegenheit gehabt hatte. Sie erkrankte ganz plötzlich an einem rauhen Dezembertag und gleich so heftig, daß ich tief erschreckt hinuntereilte in den nächsten Ort, um einen Arzt zu holen. Der aber wollte sich nicht bei dem schlechten Wetter und den mit Schnee bedeckten Wegen auf diese Höhe wagen und da ich ihm keine Reichtümer versprechen konnte, mußte ich mit Verzweiflung im Herzen, ohne Hilfe, zurückkehren. Ich fand sie sterbend; der Pfarrer der nächsten Gemeinde war auch noch nicht zu erreichen gewesen, da dichtes Schneegestöber die Pfade über die Berge unsicher machte. So fühlte ich denn, daß mir das Schwerste auferlegt war und mit übermenschlicher Anstrengung, mit einem Blick auf das Kreuz, an dem sich das größte aller Opfer vollzogen, beugte ich mich zu der geliebten Kranken hinab und frug mit bebender Stimme: „Mutter, du bist sehr krank, willst du mir beichten?"

„Dir lieber als jedem andern," erwiderte sie mit dem Lächeln der Verklärung und ergoß nun in mein Herz die Bekenntnisse ihres schuldlosen Lebens, so daß ich mit begeisterter Gewißheit ihr das Wort der Gnade aussprechen durfte und sie, gleichsam schon mit dem Lichtgewand der Seligen bekleidet, aufschweben sah in höhere Sphären. Aber als sie zur Ruhe gelegt war in die kühle Erde, als ich heimkam in das öde Haus, wo mir das heiligste Asyl, das Mutterherz, nun nicht mehr Ruhe bot in den heißen Kämpfen der Seele — da fühlte ich, daß ich das Unersetzliche verloren und noch blutet die Wunde wie am ersten Tag."

Er schwieg und die beiden Damen auch, tief bewegt; aber Theresa erhob die Augen, in denen Tränen glänzten, mit dem Ausdruck inniger Teilnahme zu ihm und begegnete seinem Blick, in dem es plötzlich aufleuchtete wie ein heller Sonnenstrahl, der durch dunkle Wolken bricht und zauberisch ein ungeahntes Paradies bescheint. Auch ihr sandte dieser Blick abermals den elektrischen Strom zum Herzen hinunter und sie wendete sich schnell ab, um ihr Erröten und die Verwirrung, die sich ihrer bemächtigte, zu verbergen.

Als sich spät am Abend die Gesellschaft getrennt und ein

jeder sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte, trat Marianne an ihr Fenster, das auf die wilde, zerklüftete Bergseite hinausging. In feierlichem Schweigen lag die Nacht; es war so still, daß man die Stille zu hören meinte; ein frischer Hauch brachte ganze Ströme von Düften des Jelängerjelieber herauf; oben funkelten in leuchtender Klarheit die Sterne; unter ihnen stand ein Komet mit langem, lichtem Schweif; ein himmlischer Wanderer, mit schwindelnder Schnelle die Weiten des Universums durchstreifend, Sonnen und Planetensysteme im Fluge grüßend und vielleicht in jugendlichem Übermut spottend über die würdigen Gestirne, die zu fester Gestaltung geballt, in ernster Ordnung um Zentralpunkte kreisen. Marianne stand, versunken in die Stimmung, die dieser Zauber als Schluß des schön verbrachten Tages hervorrief — da ließ sich plötzlich vom nahen Ulmenbaum, der mit prächtigem Stamm und dichter Laubkrone neben dem Hause aufstieg, ein zwitschernder Ruf des liebesehnsüchtigen Natigallmännchens hören. Nach kurzer Frist ertönte über die Bergschlucht herüber, in langgehaltenen, süßen Tönen die verheißungsvolle Antwort; und nun begann ein wundersames Zwiegespräch seligen Werbens und holder Gewährung, nur der schweigsamen, dufterfüllten Nacht und den fernen, stummen Himmelslichtern anvertraut. Marianne lauschte und lauschte und konnte sich nicht losreißen von der Teilnahme an diesem zauberhaften Weben der Natur. Wieder stiegen alte Gedanken in ihr auf, die ihr schon so oft in einsamen Nächten am Meeresstrand oder auf mondbeglänzten Höhen gekommen waren: daß im elementaren Leben der Welt sich schon alle die Formen finden, die nachher in der bewußten Schöpfung zu den Gewalten werden, die das Leben bestimmen. Dort sind sie noch unschuldsvoll und rein elementar, noch ohne die Grenze, die das Bewußtsein zwischen Gut und Böse, zwischen blindem Wollen und höherem Versagen zieht, kurz das Paradies vor dem Genuß vom Baume der Erkenntnis. Wild und traurig ist der Weg, den die bewußte Schöpfung durchzumachen hat und wohl ziemt der Gedanke, daß sie büße für eine große Schuld:

die Schuld, geschieden zu sein aus der elementaren Einheit, womit der Tod und das Leiden in die Welt tritt; denn die Gattung stirbt nicht, leidet nicht; nur das aus der Einheit losgerissene Individuum leidet und stirbt. Aber im Individuum liegt auch die Erlösung. Gott, die ewige Einheit, wird Mensch, wird Individuum und erhebt das Leiden und den Tod, die Schuldentsprungenen, zum erlösenden Prinzip, durch welches das Individuum aufsteigt in das neue Paradies der höheren wiedergebornen Unschuld und sich der nun im Lichte der Erkenntnis verklärten Einheit des Seins wieder vermählt.

„O du arme, gequälte, kämpfende Menschheit, kürze dir doch selbst den weiten Umweg von einem Paradies zum andern, es ist ja so einfach, gut zu sein," sagte Marianne, als das Zwiegespräch der Nachtigallen endlich verstummte und sie ihr Fenster schloß. „Aber es ist wahr, was jener amerikanische Prediger gesagt hat: die Frau hat die Sünde in die Welt gebracht, indem sie den Mann verführte, die verbotene Frucht zu essen; die Frau muß nun auch die ernsteste Apostolin der Erlösung werden! Die katholische Kirche hat, vielleicht ohne es selbst zu wissen, bereits das allertiefsinnigste Symbol dafür im Kultus der Maria aufgestellt; ist sie nicht die Mutter des Erlösers? Ist ihrem Schoße nicht das Heil der verlornen Menschheit entstiegen? Ist sie nicht die verklärte Eva, mit der unvergänglichen Schönheit der Himmel geschmückt, statt der durch die Sünde entweihten Schönheit des Paradieses? Ist sie nicht das „Ewigweibliche, das hinanzieht"? O, meine Schwestern, verständet ihr es doch alle, daß es darauf ankommt, Maria zu sein und nicht Eva!"

Es vergingen viele schöne Tage. Musik (Theresa und die Marchesa waren geübte Klavierspielerinnen), Lektüre, gemeinschaftliche und besondere, alles in größter persönlicher Freiheit, angeregte Unterhaltungen und Spaziergänge füllten die Zeit in liebenswürdigster Weise aus. Don Rafaele war der tägliche Besucher am Nachmittag, wenn die Gesellschaft sich auf der Wiese versammelte, der Teilnehmer an den gemeinschaftlichen Lektüren und Spaziergängen. Er flößte

den beiden fremden Damen ein immer wachsendes Interesse ein. Der arme Bauernsohn, im Seminar erzogen, wo der Unterricht, anstatt den Geist zu entwickeln, ihn abstumpft und in einem leeren Formalismus erstickt, hatte sich nun durch Selbstunterricht zu einer wahrhaft bewunderungswürdigen Fülle des Wissens und einer Belesenheit erhoben, welche die Literatur aller Zeiten, der klassischen sowohl wie der modernen, umfaßte. Dabei riß ihn seine feurige Natur zu Ausbrüchen eines so unverfälschten, natürlichen Enthusiasmus hin, daß Theresa — der diese Art der Unmittelbarkeit in der italienischen Natur fremd war, weil sie in dem städtischen Verkehr, den sie allein kannte, schon bedeutend modifiziert ist — oft unwillig wurde und zu der ältern Freundin sagte: „Aber kann denn das natürlich sein, ein solches Losbrechen der Begeisterung, solche verzückte Blicke, solches Gestikulieren mit den Armen, sich bald auf die Brust schlagen, bald sie ausbreiten, als wollte er sagen: Seid umschlungen, Millionen! Mir kommt das gemacht vor."

„Nein, nein, Kind," erwiderte Marianne, „ich sagte es Ihnen schon, es ist ganz natürlich; diese expansiven Naturen haben es nötig, ihre innern Vulkane in aller Weise zu äußern. Sie sind dabei nicht minder innerlich wie wir, es ist nicht bloß ein vorübergehender Rausch. Sie haben ja gesehen, gestern abend, als Sie mit der Marchesa das Adagio der fünften Sinfonie spielten, wie ergriffen er war, er, der nie früher etwas von Beethoven gehört hatte; die Tränen standen ihm in den Augen und er sagte: „O, das ist das Gedicht einer Seele." Nachdem ich ihm den Text von „Tannhäuser" erzählt hatte, da er etwas über Wagner wissen wollte, war er überwältigt von der Schönheit dieser Dichtung und als Sie dann den Pilgerchor, das Gebet der Elisabeth und das erschütternde Finale spielten, da hielt er den Atem an, um zu lauschen und ich sah es an seinem Ausdruck, wie tief und innig er empfand."

Im Grunde glaubte auch Theresa gern an diese Versicherungen, denn wenn sie mit Eifer an dem jungen Mann zu tadeln fand und über seinen Enthusiasmus spottete, so geschah das

mehr aus mädchenhaftem Trotz, um sich selbst und die Umgebung über den magnetischen Zug zu täuschen, der sie zu Don Rafaele hinzog und über die Bewegung, die ihr der Blick seiner dunklen Augen verursachte, wenn er mit immer wachsender Zärtlichkeit und ebenso unverhohlen natürlich wie in den Ausbrüchen seiner Begeisterung sie ansah. Die Marchesa fing an zu scherzen und Theresa mit der Eroberung, die sie gemacht habe, zu necken. Diese aber behauptete, es sei nur die Sympathie, die sich zwischen ihnen fände in bezug auf ihre Lieblingsdichter, „denn es ist sonderbar, wie wir darin übereinstimmen und noch sonderbarer, daß er dies alles gelesen hat; daß er meinen geliebten Leopardi kennt und liebt, ist nicht zu verwundern, da er der Dichter seines Landes und seiner Sprache ist; aber Byron, aber Shelley, aber Goethe und Schiller und so viele andere! Die kennt er freilich nur aus Übersetzungen, aber er hat sie verstanden und ich glaube kaum, daß man z. B. Byrons Kain, Manfred und Goethes Faust besser verstehen kann als er."

„Ja, er ist ein merkwürdiger Mensch," sagte Marianne, „und ein recht schlagender Beweis, was für bildungsfähige Kräfte in dem edlen Volk Italiens schlummern. Da spreche man noch von Gesunkenheit der lateinischen Rasse! Sie ist gemischt und keine ursprüngliche Rasse mehr, das ist wahr, aber was liegt daran? Wenn die Mischung des Blutes herrliche Eigenschaften, eine neue Individualität hervorbringt, sollen wir es bedauern? Diese Mischung ist doch vor sich gegangen, ehe die Renaissance blühte und wer möchte sagen, daß eine gesunkene Rasse die Wunderblume hervorgebracht habe, deren Spuren wir in den Werken edler Bildner in den kleinsten Orten Italiens finden? Nein, ich verteidige meine Italiener; nicht die, welche man in den Städten findet, die zu lange traurigen Einflüssen ausgesetzt waren, aber das Volk, das Volk in den Bergen, wo noch die Dichtung, die Improvisation, das intuitive Verständnis für alles Herrliche und das zarte Mysterium der das Übernatürliche ahnenden Naturen lebt."

„Ich danke, Signora, für diesen warmen Anteil an meinem Volk," sagte der Marchese lächelnd, „ich glaube mit Ihnen, daß viele edle Kräfte darin schlummern und ich hoffe auf einen Tag der Auferstehung; aber für den Augenblick sieht es allerdings traurig aus; aus unsern edlen, patriotischen Kämpfen ist, nun das große Ziel der Einheit erkämpft ist, ein elendes Parteileben geworden. Trotz der vielen Bildungsanstalten, die überall entstehen, ist das geistige Leben noch auf sehr niedriger Stufe; ernste Bücher werden so wenig gelesen, daß man kaum Lust hat, solche zu schreiben. Dennoch wäre ich ungerecht, wollte ich sagen, daß gar nichts geschieht. Zunächst entwickelt sich auf industriellem Gebiet eine wirklich erfreuliche Tätigkeit und die Ausstellung in Mailand hat davon ein uns selbst überraschendes Zeugnis abgeliefert. Dann ist auch z. B. auf dem Felde der historischen Forschung ein sehr lobenswerter Eifer erwacht und unsere reichen Archive und Bibliotheken werden mit großem Fleiß von geschickten jungen Leuten durchsucht, um genaueres und reicheres Material für die Geschichte Italiens die so lange die Geschichte der Welt war, zutage fördern."

„Aber Sie besitzen doch wohl schon in Sismondis herrlicher Geschichte der italienischen Republiken ein für diese Epochen vollständiges Werk?" frug Marianne.

„O nein, bei weitem nicht vollständig," antwortete der Marchese. „Sismondi, den ich sehr gut gekannt habe, hatte lange nicht das Material zur Hand, das wir jetzt besitzen und eine vollständige Geschichte Italiens bleibt noch zu schreiben. Es ist aber ein schwieriges Werk, das ein ganzes Leben erfordert."

„Mich dünkt aber, es müßte auch wieder leichter sein als anderswo, weil eben so viele einzelne, vollständig herzustellende Geschichten der verschiedenen Städte und beinah der kleinsten Teile des Landes da sind," bemerkte Marianne.

„Ja, das ist aber auch eben eine Schwierigkeit, den gemeinsamen Faden zu finden, der dies ungeheure Detail, diese sonderbaren Entwicklungen verknüpft," sagte der Marchese.

„Was mich wundert," versetzte Marianne, „das ist, daß man sich noch so wenig der unzähligen dramatischen Stoffe bemächtigt, die diese Einzelgeschichten enthalten. Da ist z. B. die wilde Geschichte der Blutnacht in Perugia, wo die schöne Atalanta den geliebten Sohn, der zum Verräter an seinem Geschlecht wurde, verwünscht und verstößt und dann den Sterbenden mit erbarmender Mutterliebe tröstet; dies scheint mir ein wundervoller dramatischer Vorwurf, um so mehr, als die Jugendzeit Raffaels damit verknüpft ist und Atalantas Schmerz ihr den Gedanken eingab, die Kreuzabnahme bei dem herrlichen urbinatischen Jüngling zu bestellen, zum Gedächtnis des Schwertes, das auch durch ihr Herz ging."

„Nun, es hat eben ein junger italienischer Dichter diese Episode in einem längern Gedicht behandelt," sagte der Marchese, „aber ich kann nicht sagen, daß es sehr gelungen ist. Sie haben recht, es eignet sich der Stoff viel mehr zur dramatischen als epischen Behandlung. Ich will es Ihnen zeigen, Sie werden selbst sehen."

Don Rafaele, der inzwischen sich der Gesellschaft angeschlossen hatte, nahm jetzt das Wort und sagte: „Außer jenen historischen Stoffen haben wir auch noch eine Fülle von Legenden, die kaum bekannt sind und zwar hat hier unser Quellenhügel eine sehr schöne, die einer Heiligen angehört, die ganz vergessen war und deren Andenken ich wieder an das Licht ziehen will."

„O, erzählen Sie doch, was ist das für eine Legende? Ich liebe die Legenden so," rief Theresa, indem sie sich rasch zu dem Geistlichen wandte.

„Ihr Wunsch ist mir Befehl, Madamigella," erwiderte dieser und ließ sich neben Theresa auf das Gras niedergleiten. „Ich gehorche Ihnen wie der Liebende am ersten Tage der Geliebten," setzte er hinzu und sah schwärmerisch zu ihr auf.

Theresa fühlte ihr Gesicht von Purpurglut übergossen; Marianne und der Marchese hatten ihr Gespräch fortgesetzt und die Bemerkung nicht gehört. Die Marchesa aber lachte,

drohte dem Priester mit dem Finger und sagte scherzend: „Ei, ei, Don Rafaele!"

Dieser legte die Hand aufs Herz und sagte etwas betroffen: „Mein Ausspruch gilt für diese drei Damen; ich bin eine aufrichtige Natur und muß sagen, was ich fühle. Noch nie habe ich so hohe Bildung, so vollendete Idealität in Frauen gesehen, wie ich sie hier vor mir sehe. Es ist mir, als lebte ich erst seit den wenigen Wochen, wo Sie hier sind und wenn ich an die völlige Abgeschiedenheit von allem geistigen Verkehr denke, die mich hier oben umgibt, so erscheint sie mir jetzt doppelt furchtbar, nachdem ich das Glück eines solchen Gedankenaustausches kennengelernt habe. Und eine junge Dame schon so gebildet, so voller Talente, mit so hohen Bestrebungen —"

„Genug, genug, lieber Don Rafaele!" rief die Marchesa von neuem lachend. „Sie sehen ja, daß das Fräulein ganz verwirrt wird; in ihrem Lande sagt man den jungen Mädchen nicht so energisch, was man fühlt, und überhaupt ist es besser, auch hier nicht. Lassen wir das und erzählen Sie die Legende."

Don Rafaele lag im Grase hingestreckt und stützte den Kopf auf den einen Arm, während sein bleiches Antlitz, auf dem sich bei den Worten der Marchesa ein schmerzliches Zucken gezeigt hatte, sich den ältern Damen zuwandte. Er erzählte: „Vor Zeiten krönte diesen Hügel ein stattliches, wohlbefestigtes Schloß, das Eigentum eines vornehmen Geschlechts. Da lebte ein holdseliges Fräulein, das von einem vornehmen Ritter geliebt wurde und ihn wieder liebte. Der Ritter aber mußte fort ins gelobte Land, um das Grab des Erlösers befreien zu helfen und es vergingen Jahre auf Jahre, ohne daß er wiederkehrte. Das Fräulein betete inbrünstig zu der Mutter Gottes, daß sie ihn vor Gefahren schütze und ihn zur Heimat zurückgeleite und gelobte dagegen, ein Kloster zu stiften und sich darin dem Dienste der heiligen Jungfrau zu weihen. So geschah es; sie baute dort im Tal ein Kloster und wurde Äbtissin desselben. Da träumte der Ritter eines Nachts im fernen Morgenland, daß Engel ihn in die Heimat trügen und als er am Morgen erwachte, sah er die wohlbekannten

Bergzüge vor sich und droben auf steiler Höhe die feste Burg, die einst sein Liebstes umschlossen hatte. Mit Verwunderung aber bemerkte er unten im Tale ein Kloster und eine Kirche, die ihm neu waren und auf sein Befragen hörte er, daß Lucia, das adlige Fräulein vom Schlosse, sie gebaut habe, jetzt im Kloster Äbtissin und ihres frommen Wandels wegen gleich einer Heiligen verehrt sei. Da starb auch in ihm die Lust am Leben und er wurde Mönch im nahen Mönchskloster; Lucia aber wurde heilig gesprochen."

„Der Ritter Toggenburg," bemerkte Marianne.

„Ja, nur mit dem Unterschied, daß hier nicht treue Schwesterliebe die Ursache war, die ihn forttrieb," sagte Theresa.

„Wie sonderbar aber doch alle diese Legenden sich gleichen," fuhr Marianne fort, „und wie ähnlich der christliche Himmel darin dem heidnischen ist, daß es überall das Opfer ist, das den Göttlichen gefällt. Die heidnischen Götter griffen nur die Sache gewaltsamer an; eifersüchtig auf die Größe der Sterblichen brachten sie gleich Tod und Verderben auf sie herab. Im Mittelalter nahm das Opfer eine andere Form an, äußerlich weniger grausam, aber subtiler, das innerste Leben treffender. Es war das große Opfer der Entsagung; für die Gewährung einer Bitte mußte das Glück des Herzens dahingegeben werden, die irdische Liebe mußte vor der himmlischen verstummen."

„So will's die Kirche noch immer," sagte Don Rafaele halblaut dumpf vor sich hin. Nur Theresa hatte die Worte gehört und sah mitleidsvoll auf ihn nieder; er fühlte es und schaute zu ihr auf mit einem so tieftraurigen Blick, daß es ihr weh ums Herz wurde.

„Es existieren sogar in den Benennungen der Örtlichkeiten hier noch Erinnerungen an die heilige Lucia," bemerkte der Marchese; „ein äußerst schmaler, wirklich gefährlicher Pfad, zu dessen beiden Seiten das Gebirg steil in die Tiefe abfällt, führt von einem Berggipfel auf den andern und dieser Pfad heißt: „Der Pfad der Äbtissin", weil man behauptet, die

Heilige habe ihn allein sicher überschreiten können, um zu ihren Armen, die jenseits des Gebirgs wohnten, zu gelangen."

„O, den Weg möchte ich machen," rief Theresa.

„Ah, da müssen Sie erst eine Heilige werden," scherzte der Marchese.

„Wollen Sie sich mir anvertrauen, Madamigella?" frug Don Rafaele rasch mit leuchtenden Blicken, „ich gehe mit."

„Seien Sie nicht so verwegen, Theresa," sagte Marianne etwas ernst, „Sie dürfen sich nicht mutwillig in Gefahr begeben, Ihre Eltern würden mich verantwortlich machen, wenn Ihnen etwas begegnete."

„Nun, ich will mir's überlegen," versetzte Theresa mit einem Ton, dem man es anfühlte, daß sie bei sich selbst schon sehr entschieden war.

„Haben Sie denn das Buch des Padre Curci gelesen, das ich Ihnen neulich gab?" frug der Marchese den Pfarrer.

„Gewiß, ich habe es heute beendigt," erwiderte dieser, „es ist ein vortreffliches Buch, mit all dem Ernst und der Rückhaltlosigkeit eines Mannes geschrieben, der nichts mehr auf Erden erreichen will, dem es einzig darum zu tun ist, die Wahrheit ohne Menschenfurcht aufzudecken, und zwar um das teuerste Gut zu retten, denn er ist ein wahrer Katholik und liebt die Kirche, aber er möchte sie gereinigt sehen von den Mißbräuchen der Kurie und wie viele sind unter uns, die das gleiche wünschen."

„Ja, es scheint, daß viele Mut bekommen, sich zu äußern," sagte der Marchese. „Padre Curci schreibt in der Zeitung, daß er Haufen von zustimmenden Briefen von der jungen Geistlichkeit erhalte. Es ist ein Beweis, daß der jüngere Klerus sich den Ideen der Zeit nicht verschließt und daß es vielleicht nur eines kühnen Reformators bedürfte, um der Kirche eine neue Form zu geben und einen neuen Geist einzuflößen. Welch ein Segen dies wäre, läßt sich nicht absehen, denn ohne Religion nicht bloß, sondern auch ohne eine sichtbare Kirche, die das Volk in weihevollen Stunden vereinigt und mit dem

frommen Schauer eines geahnten, höhern Lebens erfüllt, geht es nun einmal nicht."

„Ja, und wie schön die Aufgabe eines Landgeistlichen wäre, das ist mir hier erst wieder recht klar geworden," versetzte Marianne; „das einfache Leben dieser Menschen in den Bergen liegt so klar begrenzt zwischen Geburt und Tod; bei der ersten führt die Kirche sie ein ins Leben, beim zweiten geleitet sie sie hinaus. Zu eigentlicher Bildung bleibt keine Zeit und Gelegenheit, es kommt also nur darauf an, ihnen in den einzigen idealen Stunden, die sie haben, denen in der Kirche, die einfachen Grundzüge eines humanen Lebens ans Herz zu legen, ihnen ein edles Beispiel zu geben und sie liebevoll und tröstend durch die schweren Stunden des mühseligen Daseins bis an die letzte, dunkle Schwelle zu geleiten. In wahrem, edlem Sinn zu humanisieren, darauf kommt es an. Ich beneide Sie fast, Don Rafaele, um die schöne Aufgabe. Es muß Ihnen Freude machen, in diesem Sinne bei den guten Menschen hier oben zu wirken."

Don Rafaele schwieg einen Augenblick, dann sagte er zögernd: „Im Anfang begriff ich meine Mission gar nicht; alles in mir war Empörung. Ich danke es diesem edlen Manne", — dabei zeigte er auf den Marchese — „daß ich ruhiger wurde und einsehen lernte, was mir zu tun obliegt. Die Philosophie Rosminis und vor allem die des edlen Gioberti, deren Bücher mir der Marchese gab, leiteten mich auf den richtigen Weg und lehrten mich, den katholischen Gedanken von seiner philosophischen Seite zu erfassen, wo er mir dann als die allertiefste Philosophie erschien und als göttliche Wahrheit. Seit der Zeit bin ich erst Katholik, kein Freund der Kurie, sonst wäre ich nicht hier, ein armer Pfarrer auf dieser verlornen Höhe, aber, wie ich hoffe, ein immer treuerer Hirte meiner kleinen Herde."

„Seien Sie überzeugt, daß das ein schönes Los ist," versetzte Marianne. „Das Große besteht nicht in dem Umfang, den unsere Taten einnehmen, noch in dem Maße, wie die Welt sie anerkennt; es besteht in der völligen Hingabe des einzelnen

an eine erhabene Idee und in der heroischen Durchführung dieser Idee, was nie ohne schwere Opfer geschehen kann. Ob die Welt etwas davon weiß oder nicht, darauf kommt es nicht an." —

Die Zeit des Besuches der Damen nahte ihrem Abschluß. Der Marchese war auf einige Tage in die Stadt, wohin ihn Geschäfte riefen, gefahren. Die kleine Gesellschaft war wie gewöhnlich auf der Wiese im Schatten der alten Eichen versammelt. Die Marchesa und Marianne waren an einem Tisch mit Briefschreiben beschäftigt. Theresa hatte Don Rafaele vorgeschlagen, sie etwas italienisch lesen zu lassen und ihre Aussprache zu korrigieren. Er hatte den Vorschlag mit Eifer angenommen, seinen Stuhl dicht an sie gerückt und nun hielten sie gemeinsam das Buch, so daß ihre Hände sich berührten, sein Kopf sich nahe zu dem ihrigen beugte und sein Atem ihre Wange streifte. Sie widerstrebte der angenehmen Erregung nicht, die ihr diese Nähe verursachte, las halblaut, um die Damen nicht zu stören und er verbesserte ebenso im Flüsterton. Plötzlich frug er in demselben Ton, so daß die Fragestellung für jeden andern unbemerkt blieb: „Und der Spaziergang über den Pfad der Äbtissin? Werden Sie mir diese letzte Freude nicht gönnen?"

Theresa sah auf in die dunkeln Augen, die sie flehend anschauten. Da überkam sie jener wilde Reiz, den der Mensch, um die warnende Stimme höherer Einsicht zu übertönen, vor sich selbst Kühnheit und Unabhängigkeit nennt, und ohne zu überlegen, sagte sie bestimmt: „Ja, gehen wir, gleich jetzt." Es schmeichelte ihr, den Ausdruck von Glück zu sehen, der sich über Rafaels Züge verbreitete und den leisen Druck seiner Hand, die ihr das Buch abnahm, auf der ihrigen zu fühlen. Sie sprang auf und sagte zu den beiden Damen: „Ich denke eben, daß ich mich beeilen muß, noch den Pfad der Äbtissin zu beschreiten, da wir schon so bald gehen; diese Heldenprobe muß ich doch noch ablegen."

„Ach, Theresa" — begann zweifelnd Marianne.

„Lassen Sie sie gehen, Liebste," rief die lebhafte Marchesa;

„das Wagnis erfreut die Jugend; wir vertrauen sie Ihnen an, Don Rafaele, Sie stehen uns für sie ein."

„Mit meinem Leben," rief er und legte die Hand aufs Herz; dann sprang er jugendlich heiter dem flinken Mädchen nach, die mit kurzem Röckchen, wie es die Mode jetzt erheischt, die zierlichen Füße bis über die Knöchel sichtbar, rasch voraneilte, wie um sich jedem ferneren Einspruch zu entziehen.

„Armer Don Rafaele!" lachte die Marchesa, „die Liebe dringt ihm aus allen Poren; die Jugend und die Natur fordern stürmisch ihr Recht und nun starrt ihm ewig sein Gelübde entgegen. Schon vor mehreren Jahren, kurz nachdem er hier heraufgekommen war, bat er mich, mir eine Sammlung Gedichte von sich überreichen zu dürfen. Ich dachte, es würden Gedichte geistlichen Inhalts sein; wer beschreibt mein Erstaunen, als ich sie überschrieben finde: Erotische Gedichte."

„Ja, ob wir recht tun, ihn der Versuchung auszusetzen —" sagte Marianne, bedenklich den Kopf schüttelnd.

„Ach, es wird ja weiter kein Unheil daraus entstehen," versetzte die Marchesa sorglos; „der arme Schelm genießt einmal das Glück, mit einem gebildeten jungen Mädchen zu verkehren; wenn es etwas tiefer gehen sollte als nötig ist, so wird sich das im Winter hier oben, in Schnee und Eis, wieder abkühlen. Er hat ein solches Glück noch nie genossen und in seinem Umgang hier mit den Bäuerinnen ist er untadelhaft."

Inzwischen wanderten die beiden jungen Leute in heiteren Gesprächen bergauf, bergab, ihrem Ziele zu. Don Rafaele war strahlend von jugendlicher Lust; sein schönes Angesicht leuchtete in frohem Übermut; alle Spur düsteren Ernstes und unterdrückter Leidenschaftlichkeit war verschwunden und nur der lange, schwarze Rock, der die schlanke Jünglingsgestalt umgab, erinnerte noch an den Priester. Er scherzte und lachte, malte Theresa mit furchtbaren Farben die Gefahren aus, denen sie entgegenging, fügte aber dann hinzu: „Doch ich bin Ihr Schutzengel, ich heiße ja Rafael und wer weiß, ob ich im geeigneten Augenblick nicht Flügel entfalte, um Sie hinüberzutragen."

„Nein, nein, ich vertraue auf mich selbst, ich habe keine Furcht," rief Theresa, „und an die Schutzengel glaube ich nicht."

„Aber an mich glauben Sie, Theresa, nicht wahr?" sagte er plötzlich mit solcher Innigkeit, indem er vor ihr stehen blieb und sie zum erstenmal bei ihrem Namen nannte, daß es sie im Innersten erbeben machte und noch ehe sie sich besann, was sie antworten solle, pflückte er eine kleine blaue Blume, die am Wege stand, reichte sie ihr und sagte: „Dies ist mein Herz, Theresa, ich gebe es Ihnen."

Eine unerklärliche Befangenheit hatte sich Theresas bemächtigt und all ihren Übermut verscheucht; sie fand keine Erwiderung, nahm die Blume aus seiner Hand und sagte nur schüchtern: „O, Don Rafaele —"

„Ich danke, Theresa, ich danke," versetzte er mit Wärme, zog, ehe sie es verhindern konnte, ihre Hand an seine Lippen und drückte einen Kuß darauf. „Nehmen Sie meinen Arm," bat er, „denn wir haben ein furchtbar steiles Aufsteigen jetzt vor uns, bis wir oben an den schlimmen Pfad kommen, und stützen Sie sich fest darauf. Sie sind schon erhitzt, Ihr Herz klopft heftig, ich sehe es, und Sie müssen frei und kräftig sein, um den Pfad zu betreten."

Theresa fühlte sich unter einem Zauberbann und gehorchte schweigend. Er zog ihren Arm fest an seine Brust und sie erstiegen nun beide schweigend die steile Höhe; aber es war ihnen, als redeten sie lebhafter miteinander wie vorhin bei ihrem fröhlichen Geplauder und in beiden schlug das Herz mit gewaltigen Schlägen, als wollte es seine Hülle sprengen; ja, jemehr sie sich der gefährlichen Höhe näherten, je verwirrter wurde es Theresa zumut und es überfiel sie eine unerklärliche Angst. Aber sie hätte um keinen Preis diese Schwäche eingestehen mögen und beharrte bei ihrem Entschluß. Auf der Höhe angelangt, sah sie den Pfad der Äbtissin vor sich: die Kante eines Felsrückens, der zu beiden Seiten jäh in den Abgrund niederstürzte. Der Pfad war nur so breit, daß notdürftig ein Mensch darauf gehen konnte. Jenseits desselben

lockte ein grünes Bergplateau, von dichtem Tannengebüsch umgeben.

„Haben Sie noch den Mut hinüberzugehen?" frug Don Rafaele, als sie oben still standen, um Atem zu schöpfen.

„Gewiß, gewiß," versetzte Theresa, deren Herz ungestüm pochte und deren Schläfen pulsierten.

„Dann aber lassen Sie mir Ihre Hand zu größerer Sicherheit," sagte er, indem er ihre Hand ergriff, „mein Schritt ist sicher, aber Sie könnten wanken und könnt' ich Sie nicht retten, so stürzte ich mich hinab und der Tod wäre mir süß," setzte er leise hinzu.

Theresa beschritt den schwindelnden Pfad, er hinter ihr, ihre Hand haltend, die sie rückwärts ihm reichte. Schon waren sie nahe am gegenüberliegenden sichern Platze angelangt, da wurde es plötzlich Nacht vor Theresas Blicken, an die Stelle der furchtbaren Glut, die ihr im Kopfe tobte, trat kalter Schweiß und mit einem kurzen „Ach" sank sie zusammen. Hätte Don Rafaele nicht mit Anspannung aller Lebensgeister die gewagte Reise unternommen, hätte er nicht ihre Hand fest in der seinigen gehalten, er würde vielleicht nicht imstande gewesen sein, sie vom Sturze abzuhalten und auch so war es fast ein Wunder, daß er das sinkende Mädchen in seinen Armen auffing und emporhob, ohne selbst das Gleichgewicht zu verlieren. Er blieb einen Augenblick stehen, die teure Last an sich drückend, um die Festigkeit zu finden, besonnen den noch übrigen Weg zurückzulegen. Die Ohnmächtige mit beiden Armen umschlingend, ihr Haupt auf seiner Schulter, so stand er, sah gen Himmel und in seinem Herzen rief es: „Heilige Lucia, steh mir bei! hilf mir, sie zu retten." Und wie das Herz, selbst der Zweifler, im Augenblick der höchsten Not so gerne noch eine unsichtbare Hilfe von oben in Anspruch nimmt und dann gleichsam gestärkt an sein Wagnis geht, so schritt nun auch er mit bewunderungswürdiger Kraft über den letzten Teil des schwindelnden Weges und erreichte glücklich die grüne Höhe, wo er, tief aufatmend, wieder stillstand und einen dankenden Blick nach oben sandte. Sanft legte er dann

seine Bürde auf weichen Rasen unter die Tannen und kniete neben ihr nieder, indem er ihren Oberkörper in seinen Armen aufrichtete und ihr Haupt an seine Brust legte. Er rief die noch immer tief Ohnmächtige zärtlich bei ihrem Namen, strich leise über ihre Stirn und legte die Hand auf ihr Herz, um zu sehen, ob es noch klopfte. Er wußte nicht was tun und in dieser Weltabgeschiedenheit konnte er auf keine Hilfe rechnen. Er selbst fühlte sich machtlos; die ungeheure Angst und Anstrengung aller Kräfte gaben einer plötzlichen Abspannung Raum; der jugendliche Körper, der in seinen Armen ruhte und dessen Wärme ihm durch das leichte Sommerkleid fühlbar war, machte seinen Sinn schwindeln; die bisher nur leise aufkeimende Liebe durchflutete ihn plötzlich mit Flammengewalt und es überfiel ihn eine süße, traumähnliche Mattigkeit. Er wünschte, so zu sterben. Endlich aber fing die Ohnmächtige an, sich zu regen und schlug die Augen auf. Im ersten Augenblick sah sie erstaunt und verwirrt um sich her, dann aber, ihre Lage gewahrend, richtete sie sich schnell aus Rafaeles Armen empor, indem Purpurglut ihre bleichen Wangen färbte und sagte: „Was geschah? Wo sind wir? Wurde ich ohnmächtig?"

„Ja, dort, auf dem Pfad der Äbtissin, am Rand des Abgrundes, sanken Sie zusammen," sagte er, noch immer auf den Knien liegend."

„Und Sie haben mich — gerettet?" frug sie, indem eine tiefe Beschämung, daß sie die Probe, deren sie sich gerühmt, so schlecht bestanden hatte, sich ihrer bemächtigte.

„Auf meinen Armen trug ich Sie hierher, an meinem Herzen haben Sie geruht, bis seine Schläge Sie wieder ins Leben riefen, da ich keine andere Hilfe hier hatte," sagte er leise.

Eine unbeschreibliche Regung von Scham, Unwillen und Trotz wallte in Theresa auf und verdunkelte im Augenblick jedes edlere Gefühl.

„Ich danke Ihnen," sagte sie kalt; „lesen Sie morgen der Santa Lucia eine Dankmesse für meine Rettung; die Heilige hat mir wohl eine Lektion geben wollen, daß ich nicht wieder solche Spaziergänge unternehme. Hier geht der Rückweg hin-

unter, nicht wahr? Ich kann gut allein zurückgehn, ich bin ganz wohl", damit schritt sie einem bequemen Pfad, der auf der andern Seite von der Höhe hinabführte, zu.

„Theresa," rief da eine Stimme so schmerzlich vorwurfsvoll, daß sie erbebend stillstand und sich umwandte. Don Rafaele hatte sich erhoben und stand vor ihr, sein Antlitz totenbleich, vom Strahl des Mondes, der bereits am Himmel stand, übergossen. „Theresa," wiederholte er, während ein Beben durch seine ganze Gestalt ging, „habe ich das verdient? Wird mir, dem Jüngling, kein anderes Andenken an diese Stunde bleiben, das dem Priester zur Kraft der Entsagung werde und sein Leben in der Erinnerung verkläre?" Und wie in namenloser Sehnsucht breitete er die Arme aus. Da wichen in Theresens Seele die häßlichen Dämonen dem Mitleid; sie sank in seine Arme und flüsterte: „Mein Retter — Dank und Vergebung."

Er drückte sie fest an sich und ihre Lippen begegneten sich in einem langen Kuß.

Sie entwand sich endlich seinen Armen und er sagte: „O Theresa, dieser Augenblick ist mir so heilig wie jener, da ich meiner sterbenden Mutter das erlösende Wort der Gnade verkündete; die Heilige, auf deren Pfad wir gewandelt sind, hat ihn mir geschenkt und mich aus Todesangst zur Seligkeit berufen. Ich will dies Freundliche glauben; sollte es ihr Wille sein, daß ich das schwerste, das unnatürlichste Opfer nicht bringe, daß ich den Beruf des Priesters aufgebe, zu den süßen Freuden des Familienlebens mich wenden darf? — Theresa — könnt' ich hoffen — alles würde ich daran setzen um ein Ihrer würdiges Los." —

„O, stille, Don Rafaele, stille, Sie ängstigen mich! Wie könnte ich eine so große Verantwortung auf mich nehmen," stammelte Theresa erschrocken; „aber horch! da — hören Sie nicht, man ruft uns." —

In der Tat erschollen jetzt vom Tale her ihre beiden Namen zu wiederholten Malen.

„Sie sind's, sie suchen uns," flüsterte Theresa. „Kommen

Sie rasch ihnen entgegen, sprechen Sie morgen mit meiner Freundin, ihr werd ich alles sagen, vor den übrigen, Schweigen — über alles." —

Mit diesen hastig ausgestoßenen Worten eilte sie dem bergab führenden Weg zu. Don Rafaele folgte ihr und schon gewahrten sie den Marchese, seine Frau und Marianne, die aufwärts stiegen. „Gottlob, da sind sie ja," rief Marianne. „Kinder, welche Angst habt ihr uns gemacht."

„Wir glaubten schon, wir würden Sie aus dem Abgrunde heraufholen müssen," sagte der Marchese lächelnd.

„Ich hatte doch eigentlich keine Angst," versetzte die Marchesa, „ich wußte ja, daß Don Rafaele ein ritterlicher Beschützer ist und es ist ja alles gut abgelaufen, scheint es; nicht wahr, Thereschen?"

Damit nahm sie des jungen Mädchens Arm in den ihren und sagte: „Kehren wir nun aber nach Hause zurück; das Abendessen wartet schon auf uns." Sie begann den Rückweg, indem sie lachend und plaudernd mit Theresa voraneilte.

„Es ist also wirklich gelungen, Sie haben den Pfad der Äbtissin glücklich überschritten?" frug Marianne den Priester, der mit ihr und dem Marchese hinter den andern herkam.

Don Rafaele, durch die Fragestellung jeder falschen Antwort überhoben, bejahte, daß der gefährliche Pfad von ihnen zurückgelegt worden sei.

„So hat der kleine Trotzkopf doch seinen Willen gehabt," sagte Marianne; „ja, ja, was ihr gerade Lust macht, das muß geschehen, mag daraus entstehen, was da will: sogar Schaden für sie selbst und Schmerz für andere. Die Kraft der Entsagung hat sie noch nicht gelernt. Nun Gott sei Dank, daß sie es so glücklich durchgeführt hat. Aber — Sie sind ungewöhnlich bleich, Don Rafaele," fuhr sie fort, indem sie den jungen Priester aufmerksam ansah, „Sie haben sich gewiß zu sehr angestrengt bei dem mühsamen Weg."

Der junge Mann schützte ein heftiges Kopfweh vor und entschuldigte sich auch damit, als er, beim Herrenhause ange-

langt, die freundliche Einladung der Marchesa zum Abendessen ablehnte.

Als sich alle zur Nachtruhe in die Schlafzimmer begeben hatten, erschien Theresa bei Marianne und legte nach vielen Vorreden und beschämtem Zögern ihre Beichte ab. Marianne war sehr ernst, als sie geendet hatte und fragte: „Was gedenken Sie zu tun?"

„O liebste Marianne, wie können Sie nur fragen? es fällt mir doch nicht ein, den Priester zu heiraten und ihn seinem Berufe abwendig zu machen!?"

„Dann hätten Sie vorsichtiger sein müssen, Theresa, denn daß sich in dem jungen Manne ein Gefühl für Sie entwickelte, war mir schon lange klar und Sie wußten es auch; so etwas fühlt man; aber es schmeichelte Ihnen und Ihr Entschluß, den Spaziergang zu machen, war nicht frei von Koketterie. Die heilige Lucia hat sich gerächt und der Sache eine tragische Wendung gegeben. Jetzt gilt's aber, edel zu sein und die Wunde, die Sie geschlagen haben, so schonend als möglich zu behandeln. Sie haben ihm gesagt, er solle mit mir sprechen. Was soll ich ihm sagen?"

„Sagen Sie ihm alles, was Sie wollen: daß ich ihm dankbar bin, ihm wohl will, aber — daß ich ihn nicht liebe und — und — daß es ein Unsinn wäre, seinen Beruf aufzugeben. Was soll ein Priester anfangen, der in die Welt zurücktritt? Er soll seinen Beruf gut erfüllen; wie viel Gelegenheit hat er, Gutes zu tun!"

„Ja, das werde ich ihm sagen," versetzte Marianne, „nie ist es mir noch so zum Bewußtsein gekommen, was ein Pfarrer auf dem Lande für eine herrliche Mission hat, wie hier."

Am folgenden Tag ließ sich Don Rafaele nicht sehen, bis er am Abend, als Marianne allein im Park zurückblieb, während die andern zu einem langen Spaziergang ausgezogen waren, erschien und sie ohne Zögern auf den Gegenstand, der sie beide beschäftigte, anredete.

„Sie wissen alles," sagte er, „und ich verehre Sie so, daß ich mein Herz ohne Scheu vor Ihnen offen lege, wie ich es

vor meiner Mutter getan haben würde. Ich bin eine tugendhafte Natur, ich darf es wohl sagen; heilig würde mir die Ehe sein, mit keinem Gedanken würde ich die Frau beleidigen, die sich mir anvertraut hätte; ich würde lieben, lieben, bis zum letzten Atemzug. — Aber dem Glück der Liebe, der Ehe, der Familie zu entsagen, einst sterben zu müssen, ohne daß liebende Hände mir die Augen zudrücken, ohne daß teure Kinder, in denen ich fortlebe, mein Lager umstehen — o Signora, es ist zu viel, was die Kirche von uns verlangt und dies ist die Klippe, an der unser Beruf scheitert. Wenn ich hoffen könnte, daß Ihre Freundin das Gefühl, das sie mir eingeflößt, teilen würde — ich habe Kenntnisse — ich könnte arbeiten —"

„Lieber Don Rafaele," unterbrach ihn Marianne, „es tut mir innig leid, Sie hierüber aufklären zu müssen; Theresa liebt Sie nicht; sie hat Ihnen ein warmes Interesse zugewandt wie wir alle, aber von da bis zu der Liebe, die für das Leben ausreicht, ist es weit." Sie hielt einen Augenblick inne, denn sie sah, wie der junge Mann die Hand vor die Augen hielt und eine heftige Bewegung unterdrückte. Dann fuhr sie fort: „Ich verstehe Sie vollkommen, ich begreife die ganze Schwere des Kampfes, den Sie durchzumachen haben und mit Ihnen alle, die Ihren Beruf wählen. Die meisten unterliegen und — Sie selbst wissen es — das sind nicht die, die auf der Höhe ihrer Mission stehen. Die Ehelosigkeit der Priester war gewiß zuerst ein erhabener Gedanke, nicht vom Standpunkt eines falschen Asketismus aus, sondern von dem Standpunkt aus, daß wer sich der Idee vermählt, nicht an die Befriedigung irdischer Triebe denken soll, sondern, daß die Entsagung ihm nötig ist, um mit voller Intensität ein Seelenarzt zu sein. Sie sind einmal Priester, seien Sie es ganz; lernen Sie die Leidenschaften der Menschen zum Guten führen, indem Sie Ihre eigenen zügeln, lassen Sie in dem leeren Formalismus der Kirche das heilige, ewig neue Mysterium der arbarmenden und erlösenden Liebe wieder lebendig werden. Wenn Sie das Meßopfer feiern, das jene

einfachen Menschen mit dem frommen Schauer eines übernatürlichen Geheimnisses durchbebt, so vollziehe sich in Ihnen stets aufs neue das wahre Opfer des Egoismus: sich selbst zu verneinen, um andere zu erlösen und zu retten. Sie haben es mir selbst mehrere Male gesagt, daß Sie trotz der bittern Kämpfe mit dem Zweifel — und wer kennte die nicht? — doch den rohen Materialismus verachten, der alles auf den Zufall chemischer Kombinationen zurückführt und die ideale Wirklichkeit leugnet. Verwirklichen Sie das Ideal des Apostels in Ihrer kleinen Welt unter einfachen, guten Menschen; seien Sie der Verkünder einer gereinigten, wahrhaftigen Religion. Die Zeit ist fern, wo man einen Giordano Bruno und die, die ihm glichen, verbrennen durfte. Das Schlimmste, was Ihnen passieren kann, ist, daß man Sie hier oben in Ihrer kleinen Pfarre läßt, die man Ihnen ja nicht nehmen kann. Nun wohl denn, seien Sie der freudig Entsagenden einer! Führen Sie ein heroisches Leben und seien Sie gewiß, daß einst in der letzten Stunde — wenn statt der leiblichen Kinder die Erinnerung der Tränen, die Sie getrocknet, der Herzen, die Sie zum Guten geleitet, der Siege, die Sie über sich selbst errungen haben um Ihr Lager schwebt — Ihr Tod nicht minder süß, ja vielleicht süßer sein wird, denn das sind die Kinder, die Sie mit dem Ideal gezeugt haben. Ich weiß es," sagte sie und sah ihn voll Güte und Teilnahme an, „was ich jetzt sage, trifft ein verwundetes Herz; aber diese Wunde wird heilen und ist das Leben nicht überhaupt ein großes Schlachtfeld, von dem wir alle mit tiefen Narben, ja oft mit unheilbaren Wunden heimkehren und die Heldenhaftesten mit den meisten?"

Sie hielt ihm die Hand hin; er führte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen; dann mit plötzlich ausbrechendem Gefühl beugte er ein Knie vor ihr und rief: „Die Berührung der Heiligen hat eine weihende Kraft; segnen Sie mich und ich gelobe es Ihnen: ich werde ein Apostel sein, wie Sie es verlangen. Das Opfer hat mir von jeher größer geschienen als der Siegesruhm."

Marianne legte gerührt ihre Hand auf das schwarze, lockige Haupt und sagte: „Im Namen des unbekannten Gottes, im Namen der Kraft, die sich selbst überwindet, segne ich Sie. Amen!"

Er erhob sich langsam und beide schauten schweigend in die untergehende Sonne, die eben in Feuergluten hinter den Bergen versank. „Alles ist Symbol," sagte Marianne leise, „es kommt nur darauf an, es zu verstehen."

Zwei Tage später war die Abreise der Damen festgesetzt. Don Rafaele war in den Tagen nur flüchtig erschienen und hatte sich Theresa nicht genähert. Sie, offenbar befangen in seiner Gegenwart, vermied es sichtlich, mit ihm allein zu sein. Die Abreise sollte in erster Morgenfrühe erfolgen, wegen der Hitze, die am Tage das Reisen unerträglich machte. Die heißen Stunden wollte man ruhig unten in der Stadt verbringen und am Abend mit dem Nachtzug weiter nach Norden fahren. Don Rafaele hatte sich am Abend verabschiedet, doch gesagt, er werde am Morgen noch erscheinen, um die Reisenden zu begrüßen. Er erschien aber nicht, zu Theresas Erleichterung, und nachdem die Damen von ihren Wirten den herzlichsten Abschied genommen hatten, rollte das leichte Wägelchen, das sie hergeführt, mit ihnen wieder bergabwärts. An einem der Gründe, die noch zu des Marchesen Besitzung gehörten, hielt der Kutscher plötzlich an und zeigte mit der Peitsche auf einen Pfad, der vom Hügel, wo das Herrenhaus und die kleine Kirche standen, in diesen Grund hinabführte. Zu gleicher Zeit ließ sich ein feierlicher Gesang vernehmen und die Damen gewahrten Don Rafaele im priesterlichen Ornat, das Kreuz tragend, hinter ihm der Meßner mit dem Allerheiligsten und ihnen folgend, ein Zug von Frauen und Mädchen, die das „Miserere" sangen.

Marianne frug den Kutscher, was dies bedeute. Er zeigte auf das vor ihnen liegende Bauernhaus und sagte: „Drinnen liegen die beiden Alten im Sterben." Es war das Haus eines hochbejahrten Bauern, dem auch einer der Besuche der Herrschaften gegolten hatte. Er und seine ebenso alte Frau

waren da noch ganz rüstig gewesen und Marianne hat sie Philemon und Baucis genannt, denn sie lebten einträchtig beieinander, des Tages gewärtig, da der Herr sie rufen würde. Nun waren sie auch plötzlich beide zugleich erkrankt. „Wenn einer hier stirbt," fuhr der Kutscher fort, „da kommen die Nachbarn herbei, besonders die Frauen, holen den Priester und vereinigen sich im Gebet. Wenn man sich auch im Leben nicht lieb hatte, vor dem Tod muß man Ehrfurcht haben und die Sterbenden wie Brüder an das Grab geleiten."

„Lassen Sie uns aussteigen und der frommen Handlung beiwohnen," sagte Marianne. „Dieses brüderliche Gefühl beim Tod ist schön und es rührt mich, Don Rafaele zuletzt in einer so schönen Ausübung seines Amtes zu sehen."

Theresa folgte der Freundin etwas zögernd. Der Kutscher war froh, sich mit den übrigen vereinigen zu können. Mittlerweile war der Zug angelangt; die Tür des Hauses ward geöffnet und drinnen sah man das alte Paar auf reinlichem Lager, ruhig und friedlich, als ginge es zum erquickenden Schlummer. Ein Tisch, mit einem weißen Tuch bedeckt und mit grünen Zweigen geschmückt, sollte als Altar dienen. Die Kinder der Sterbenden, selbst schon rüstige Männer und Frauen, und viele Enkel knieten umher. Die Tür blieb geöffnet und die Frauen, die singend heruntergekommen waren, knieten draußen vor der Tür nieder, da im Innern kein Raum war. Marianne und Theresa stellten sich bescheiden hinter die Knienden, wo sie das Innere der Hütte übersehen konnten. Don Rafaele schritt gesenkten Blickes an ihnen vorüber und trat hinein. Er erhob das Kreuz und sagte feierlich: „Friede sei mit Euch! Friede sei mit diesem Haus!" Dann sprengte er Weihwasser in die vier Ecken und sagte: „So werde dieses Haus, so eure Herzen, rein von aller Sünde und würdig, die Gnade zu empfangen."

Er stellte das Kreuz und die Monstranz auf den Altar und sprach herzliche, einfache Worte des Trostes und der Hoffnung zu den Sterbenden, versicherte ihnen, daß ihre Beichte, die er schon am Tage zuvor empfangen hatte, ihn überzeugt

habe, daß ihre Seelen, rein und friedlich gestimmt, bereit seien, das Fest der Versöhnung zu feiern und sich an der Schwelle der Ewigkeit zu finden. Er pries sie glücklich, ihr einfaches Leben in redlicher Arbeit, in Eintracht und Liebe vollbracht zu haben und tröstete sie mit der Hoffnung, daß ihr Beispiel fortleben werde in Kindern und Kindeskindern. Mit freundlicher Ruhe hörten die Sterbenden, mit stillen Tränen die Verwandten und Freunde zu. Auch Mariannes Augen füllten sich mit Tränen und sie sah mit tiefer Rührung auf den jungen Priester, dessen bleiches Antlitz von einem Strahl des Frühlichts, der in die Hütte fiel, wie mit einer Glorie umgeben war. Er ergriff die Hostie, nahte sich dem Lager und fragte das alte Paar, ob sie bereit seien, Gott zu empfangen und so begnadigt dem erhabenen Augenblick, der ihnen die Pforten der Ewigkeit erschließe, entgegenzugehen. Ein festes, freudiges „Ja" aus beider Munde erfolgte. Darauf empfingen sie aus seinen Händen das Unterpfand der Erlösung. Sanfte Ruhe verbreitete sich über ihre matten Züge und der Alte flüsterte: „Herr, Dein Wille geschehe, wir sind bereit!" Der Priester ergriff das Kreuz, trat auf die Schwelle der Hütte und erhob es hoch, um die draußen Knienden zu segnen. Auch Marianne und Theresa hatten andachtsvoll ihr Haupt gebeugt. Er grüßte auch sie mit dem Kreuz und über sein Antlitz zog es siegreich, mit dem Lächeln der Überwinder.

„So lassen Sie uns von ihm scheiden," flüsterte Marianne, zog Theresa mit sich fort und winkte Don Rafaele mit der Hand einen innigen Scheidegruß zu. Fort rollte der Wagen und bald war die ganze Gruppe ihren Augen entschwunden.

Beide Damen schwiegen lange, eine jede dem eignen Gedankenzuge folgend. Endlich sagte Theresa halblaut, wie zu sich selbst: „So leicht begegnet man doch nicht wieder einem solchen Menschen!"

„Nein, gewiß nicht," versetzte Marianne, „ich möchte diese Gestalt und die Eindrücke dieser Wochen um keinen Preis aus meinem Leben missen. Wir haben uns zu sehr gewöhnt, mit dem scharfen Messer der Kritik nicht nur die verlebten

Formen anzugreifen, sondern auch den Inhalt damit wegzuwerfen und es kommt doch nur überall auf den Geist und die Wahrheit an, um auch die Form neu zu adeln. Durch solche Erlebnisse wird man wieder demütig und naiv und das ist die Pforte, durch welche die höchsten Offenbarungen in die Seele treten: die erhabene Kunst, die erlösende Liebe und der weltüberwindende Glaube."

*

# Zu spät

„Alles, was den Geist befreit,
ohne ihm die Herrschaft über sich
selbst zu geben, ist verderblich."
Goethe.

„Soll ich nicht mir dir gehen?" fragte der junge Sergei seinen ältern Bruder Iwan, der sich zum Ausgehen rüstete, „ich möchte lieber mit dir auf die Brühlsche Terrasse und den schönen Abend im Freien verbringen, als mit den langweiligen D....s bei Mama im Salon sitzen."

„Nein, Sergei, ich habe eine Besorgung zu machen und — ich — ich werde gar nicht auf die Brühlsche Terrasse gehen," erwiderte Iwan sichtlich verlegen; „du kannst Mama sagen, wenn ich nicht zum Tee nach Hause komme, ich würde wohl im Theater sein."

„Willst du Mama nicht Adieu sagen, es ist niemand bei ihr als die Professorin P...?"

„Uh! dann gewiß nicht, adieu, Sergei," rief Iwan und eilte, als ob er jeder fernern Erklärung entgehen wolle, zur Tür hinaus und die Treppe hinab.

„Hm! das geht nicht mit rechten Dingen zu!" sagte der sechzehnjährige Sergei zu sich selbst, indem er an das Fenster trat und dem auf der Straße dahineilenden Bruder nachsah. „Iwan, Iwan, zum erstenmal in deinem Leben fängst du an, mir Dinge zu verheimlichen — es war offenbar eine Lüge, als er sagte, er ginge nicht auf die Brühlsche Terrasse, denn er wurde ganz verlegen und stockte — ich habe es doch gesehen, daß ihm Ludmilla Petrowna gestern abend etwas zuflüsterte, wovon ich nur noch verstand, ‚um sechs Uhr präzis', — ah, Herr Bruder, Sie wollen Geheimnisse haben vor mir, Ihrem andern Ich, Ihrem Faktotum, Ihrem liebsten Freund? — Donnerwetter!" — und der junge Mensch stampfte mit dem Fuß auf den Boden — „bin ich etwa ein Wiegenkind, das noch nicht wissen darf, wenn sich die Leutchen ineinander verlieben? Habe ich nicht schon meinen kleinen Roman mit Tatiana daheim in Moskau gehabt? Oder bin ich ein altes

Weib, das alles gleich klatschen muß, und würd' ich dein Geheimnis nicht bewahren, selbst vor Mama, wenn du es verlangtest, mein Iwan? Ah, Monsieur mon frère, Strafe muß sein! Wir begeben uns sogleich auf die Brühlsche Terrasse und rekognoszieren, und entdecken wir, daß unsere Vermutungen richtig sind — so dekretieren wir eine der Untat angemessene Strafe."

So, halb im Unmut über des Bruders Heimlichtuerei, halb im stolzen Gefühl, einem Geheimnis auf der Spur zu sein, dessen Mitwissenschaft ihm unendlich wichtig dünken würde, ging Sergei, um seiner Mutter zu sagen, daß sein Bruder ausgegangen sei und daß auch er noch einen Spaziergang machen wolle.

Auf der Brühlschen Terrasse angelangt, schweiften seine Augen in allen Richtungen umher. Die Uhr hatte sechs geschlagen und wenn seine Vermutungen richtig waren, mußte es sich gleich zeigen. Er hatte auch noch nicht lange gespäht, als er von ferne eine Dame kommen sah, in der er sogleich die Vermutete erkannte. Sie schien auch ihn gesehen zu haben und ihn vermeiden zu wollen, denn sie lenkte in einen andern Weg ein und verschwand ihm aus dem Gesicht. „Hm! sehr bedenklich," dachte Sergei und setzte sich, so versteckt wie möglich, in einem Restaurant nieder, wo er sich eine Tasse Kaffee geben ließ und sich anscheinend in eine Zeitung vertiefte. Einige Minuten darauf sah er seinen Bruder eilig herankommen und an einem Baum in seiner Nähe haltmachen, an dem Komödienzettel angeschlagen waren, die Iwan mit großem Eifer zu lesen begann. Er hatte Muße gehabt, die Personen auswendig zu lernen, als die Dame, die wahrscheinlich einen Umweg gemacht hatte, um Sergei Zeit zu geben, fortzugehen, sich nahte und Iwan begrüßte. Beide wollten miteinander weitergehen, da fielen ihre Blicke auf Sergei, der, als ob er soeben mit seinen Gedanken aus den großen Wirrsalen der europäischen Politik auftauche und zur Alltagswelt zurückkehre, seine Augen zerstreut von der Zeitung erhob und denen seines Bruders begegnete.

„Ah, Sergei, du bist hier?“ sagte Iwan verlegen, als dieser sich erhob, um Ludmilla Petrowna zu begrüßen.

„Ich glaubte, Sie vorhin von weitem zu sehen?“ fragte Ludmilla, indem sie einen prüfenden Blick auf Sergei richtete.

„So?“ erwiderte er gleichgültig, „ich kam noch ein wenig heraus, den schönen Abend zu genießen, ehe ich mich zum Tee zu Haus einsperren muß.“

„Ja, du mußt aber doch nach Hause gehen, damit Mama nicht allein ist mit den D . .s; ich begleite Ludmilla Petrowna eben ein wenig.“ Bei diesen Worten eilte Iwan ein paar Schritte voraus, um dem Bruder anzudeuten, daß er seine Begleitung nicht wünsche. Ludmilla Petrowna blieb einen Augenblick zurück, reichte Sergei die Hand und sagte mit dem freundlichsten Lächeln und einem zärtlichen Blick aus ihren schwarzen Augen: „Adieu, Sergei, ich komme wohl noch heute abend!“ Dann folgte sie Iwan und beide schlugen einen Weg ein, der sie Sergeis Blicken entzog.

„Die Gardinenpredigt bekommst du,“ dachte Sergei, indem er Iwan nachsah; dann schlenderte er gemächlich nach Haus, mit der Neugier eines Knaben die Vorübergehenden musternd und die Wolken der unerläßlichen Zigarre, mit der Miene eines Menschen, der eine wichtige Tat tut, in die Höhe sendend.

Ehe wir ihn nach Hause begleiten, ist es vielleicht besser, den Leser mit einigen Worten in die Antezedenzien dieser seiner neuen Bekannten einzuweihen. Es wird bald geschehen sein, denn das Interessanteste am Menschen ist uns doch immer seine Gegenwart und da wir in ihr das Resultat der Vergangenheit besitzen, so kümmert uns nur in seltenen, ganz besonders intimen oder außerordentlichen Fällen jene lange Kette von Ursachen und Folgen, deren letzte Spitze eben das ist, was wir vor Augen haben. Die Brüder Iwan und Sergei waren junge Russen von guter Familie, die nach des Vaters frühem Tode von ihrer Mutter, Frau v. Sch . . ., mit der aufopferndsten Liebe erzogen, jetzt mit dieser Mutter, die sie nie verließ, ins Ausland gekommen waren, um ihre Stu=

dien zu vollenden und sich für ein tätiges Leben vorzubereiten. In Dresden, wo sie sich aufhielten, trafen sie mit Landsleuten zusammen, einem Herrn v. D... mit seiner Frau, die ihnen eine junge Russin vorstellten, deren Namen sie schon oft gehört hatten, da sie anfing, durch ihre musikalischen Kompositionen Aufsehen zu erregen. Ludmilla Petrowna war verheiratet, aber ihr Mann war in Rußland zurückgeblieben; man sagte, es sei keine glückliche Ehe. Sie hatte ein kleines Mädchen, ihr einziges Kind, bei sich, ein blasses, trauriges, unentwickeltes Wesen, das die meiste Zeit einer Bonne überlassen blieb, da Ludmillas Zeit ihren Studien gehörte, durch die sie ihrem Kind zu leben schaffen müsse, weil sie kein Vermögen habe, wie sie sagte. Ludmilla war keine Schönheit, aber sie hatte prächtige schwarze Haare, lebhafte, ausdrucksvolle Augen, einen Mund, der, wenn er lächelte, zwei Reihen der schönsten weißen Zähne zeigte, eine hohe, üppige Gestalt und sehr schöne Hände und Füße.

Als Sergei in den Salon seiner Mutter zurückkehrte, fand er dort bereits die D...s und einige andere Bekannte, teils Russen, teils Dresdener, die bei ihnen aus- und eingingen. Das Gespräch drehte sich um Ludmilla.

„Sie ist ein außerordentliches Wesen," sagte Frau v. D..., die, reich, kinderlos und sehr gutmütig, die Passion hatte, andere zu protegieren. „Sie ist ja nicht mehr ganz jung, dreißig Jahre, aber ein völliges Kind im Gemüt, ganz unerfahren; ich muß alles für sie tun, ihr alles einkaufen, sie anziehen, sie ginge sonst wer weiß wie herum, denn sie hat keine Spur von Eitelkeit, ein gänzliches Naturkind; aber welch ein tiefer Geist! welch eine reiche Natur, die sich selbst noch nicht kennt! Meine Teure," fuhr sie, zu Frau v. Sch... gewendet, fort, „das ist eine Aufgabe für Sie, dies herrliche Geschöpf ganz herauszubilden, sie ihren eigenen Reichtum verstehen zu lehren, ihr die Zauberformel zu zeigen, das ‚Sesam, Sesam, tu dich auf', mit der sie all die Schätze aus den Goldminen ihres Innern ans Tageslicht bringen wird."

„Ja," erwiderte Frau v. Sch..., eine ältere Frau, deren

Gesicht Geist, aber noch mehr Herzensgüte erkennen ließ, „ich bin auch ganz erstaunt über diese Erscheinung; von ihrem seltenen Talent hatte ich schon genug in Rußland gehört, aber man hatte mich vor ihr gewarnt als einer Frau, deren Charakter nicht untadelhaft sei; es scheint mir dies aber ein Irrtum."

„Verleumdung, nichts als Verleumdung, meine Beste," fiel Frau v. D... hitzig ein, „sie ist ein engelhaftes Geschöpf, aber Sie wissen, an das Außerordentliche heftet sich der Neid und bei den Hochbegabten muß man den Charakter angreifen, um sie auf das Niveau der gewöhnlichen Menschheit herabzuziehen. Ihnen, liebe Christiane Alexandrowna, aber muß es vor allem erfreulich sein, einer so seltenen Frau zu begegnen, da Sie so sehr für die höhere Bildung und ideale Entwicklung der Frauen schwärmen."

„In der Tat," erwiderte Frau v. Sch..., „es ist mein Lieblingsgedanke, den Frauen eine ebenso gründliche Bildung zu geben wie den Männern. Sie wissen, daß ich weit entfernt bin, die Übertreibungen zu billigen, zu denen sich einige der sogenannten emanzipierten Frauen haben hinreißen lassen; daß ich die „Mannweiber" hasse und kaum dem Genie einer George Sand vergebe, daß sie hors de ligne gewesen ist, d. h. daß sie die Linie überschritten hat, die ein angeborenes Gefühl dem Weibe ewig als ihres Benehmens Grenze zeigt; ja, daß sie seit dem Roman, der ihr Verhältnis zu Alfred de Musset beschreibt, sehr tief in meiner Meinung gesunken ist — aber ich glaube auch gerade, daß diese Abnormitäten nur Folgen der engen Schranken waren, in denen man die Frauen im allgemeinen hielt. Ein starker Geist, ein zu gewaltiger Drang zum Leben rissen sich dann los und schossen über das Ziel hinaus in falscher Richtung. Eine vollständige, reiche Entwicklung aller Fähigkeiten wird dagegen erst recht zeigen, was das Weib sein kann, nicht länger eine Kokette, eine Intrigantin, eine Haushälterin oder eine Betschwester, sondern eine weise, ordnende und verwaltende Vorsteherin des häuslichen Kreises; nicht nur die leibliche, sondern auch die geistige

Mutter ihrer Kinder, die diese zuerst das wahre Wesen der Welt und ihre Pflichten in derselben kennen lehrt; die Bürgerin endlich, die weiß, was sie dem Gemeinwohl schuldig ist und keinen Augenblick zögert, ihm Opfer zu bringen so gut wie der Mann."

„Erlauben Sie, gnädige Frau," versetzte ein junger Mann, ein Schriftsteller, dessen Sachen viel Aufsehen machten, „mir scheint es, daß der Wirkungskreis des Weibes so genau und zugleich so herrlich von der Natur gezeichnet ist, daß sie nur diesen auszufüllen braucht, um vollkommen zu sein. Der Frauen Wesen ist die Liebe. Verstehen Sie mich recht, die Liebe im weitesten, im christlichen Sinn: die Charitas. Ich habe daheim auf meinem Landgut eine alte Tante bei mir leben, sie kann weder lesen noch schreiben, aber, glauben Sie mir, sie ist das höchste Ideal eines Weibes; ihr Herz ist ein unerschöpflicher Liebesquell und die unzähligen Tränen, die sie getrocknet hat, werden einst im Paradiese eine Krone leuchtender Perlen auf ihrem Haupte bilden."

Niemand wunderte sich über dies letzte Bild, denn es war bekannt, daß der junge Autor zum Mystizismus neige. Frau v. Sch... aber rief: „Sie haben recht, lieber Graf, die Liebe ist das wahre Wesen der Frau; jedes Frauenherz sollte ein Mutterherz sein, ewig bereit, sich zu erbarmen über die Hilflosen, die Unmündigen, die Leidenden, die Gefallenen; ewig bereit, sich aufzuopfern für das Wohl der andern und sich zum Schutzengel ihres Glückes zu machen. Aber bedenken Sie nur eines, Graf: Liebe und Erkenntnis widersprechen sich nicht; im Gegenteil, die erweiterte Erkenntnis macht auch das Herz weiter und tötet den Egoismus."

„Sie wenigstens sind ein Beispiel davon, daß Liebe und Erkenntnis sich nicht ausschließen," bemerkte Herr v. D... „Sie haben ja wirklich die für Frauen ungewöhnlichsten philosophischen Studien gemacht, und eine bessere Mutter als Sie gibt es gewiß nicht; nicht wahr, Sergei," setzte er hinzu, indem er dem jungen Mann auf die Schulter klopfte.

„Ich glaube nur eine zu gute," sagte ein anderer Herr, in-

dem er Sergei zulächelte, „die jungen Herren haben zuviel Freiheit."

„Ich habe von jeher nichts anderes sein wollen," versetzte Frau v. Sch..., „als die beste Freundin meiner Kinder; mein Grundsatz in der Erziehung ist, daß kein Schatten das Glück der Kindheit stören, daß die Mutter womöglich jede Träne von der Geliebten Augen fernhalten soll, damit sie einst wie in ein Paradies in die Tage der Kindheit zurücksehen und ihnen das Bild der Mutter dort wie das eines glückspendenden Schutzengels begegne."

„Nun, das sind Sie ihnen im vollsten Maße gewesen," bemerkte Frau v. D..., „auch lieben Ihre Söhne Sie dafür in der schönsten Weise; ich habe nie ein schöneres Verhältnis gesehen."

„Ich glaube, daß ich das unbedingte Vertrauen meiner Kinder besitze und das ist alles, was ich zum Lohn verlange," erwiderte Frau v. Sch...; „doch," setzte sie lächelnd hinzu, „wir sind ganz von unserm ersten Thema abgekommen und zur Strafe dafür kommt Ludmilla Petrowna heute abend nicht, wie es scheint. Das wollte ich noch sagen, was mir an ihr so sehr gefällt, ist das durchaus Weibliche, gar nicht Emanzipierte, bei so großem Talent."

Es war, als ob diese freundlichen Worte sie herbeigerufen hätten; die Tür öffnete sich und Ludmilla trat herein, hinter ihr Iwan. Ein freudiges „Ah!" erscholl durch den ganzen Kreis; es war, als bemerke man nun erst, welch lieblicher Sommerabend durch die geöffneten Balkontüren hereinduftete. Ein jeder drängte sich, Ludmilla zu begrüßen, die, im einfachen weißen Kleide, ohne allen Schmuck, mit heiterem Lächeln und der Einfachheit eines Kindes das alles hinnahm. Sie küßte Frau v. Sch... voll Zärtlichkeit und setzte sich zwischen diese und Frau v. D..., scheinbar gänzlich gleichgültig gegen die erwartungsvollen Blicke der Männer, die alle auf einen Gruß von ihr zu hoffen schienen.

„Und wo war mein Kind so lange?" sagte Frau v. D...., als Ludmilla den Kopf auf ihre Schulter legte. „Wissen Sie,

Liebste," fuhr sie zu Frau v. Sch... gewendet fort, „dies ist mein Kind, mein Töchterchen; ich muß sie immer schelten über ihre Unbesonnenheiten. Und wie sie sich nun wieder einfach angezogen hat! Nicht mal eine bunte Schleife um den Hals!"

„Das hab ich Ihrem Sohn zu Gefallen getan, liebste Frau v. Sch...; Iwan Paulowitsch sagt, er liebe nur die höchste Einfachheit, ein weißes Kleid, wie das einer Vestalin," versetzte Ludmilla lächelnd; „ach, welch herrliche Menschen sind Ihre Söhne! Mir geht das Herz auf, wenn ich solche junge Leute sehe; ich liebe sie wie zwei jüngere Brüder."

„Und welch schönen Einfluß können Sie auf sie haben, teure Ludmilla," sagte Frau v. Sch..., „ich freue mich über nichts mehr für meine Söhne als über den Umgang mit edlen gebildeten Frauen."

Allgemein richtete man jetzt an Ludmilla die Bitte, etwas Musik zu machen.

„Es ist eigentlich grausam von Ihnen," sagte Ludmilla, „denn ich bin so müde."

„Nein, dann sollen Sie es nicht," rief Iwan lebhaft, „lieber wollen wir uns der Freude berauben, als Sie quälen."

„Ach, das tut nichts; wenn's jemand Freude macht, so kann ich schon meine Müdigkeit überwinden," versetzte Ludmilla, indem sie einen Blick auf Iwan warf, der ihm für seine zarte Sorge zu danken schien.

„Himmlisches Herz," bemerkte Frau v. D..., indem sie Ludmillens Hand drückte.

Iwan und Sergei stürzten zum Klavier, öffneten es und schoben den Stuhl zurecht. Dann holte Iwan ein samtnes Kissen vom Sofa herbei und legte es vor den Stuhl, um die Füße darauf zu setzen.

„Unsinn," sagte lächelnd Ludmilla, „Iwan Paulowitsch, m e i n Fuß ist gewöhnt, über Steppen zu wandern, nicht auf orientalischen Kissen zu ruhen. Wie soll ich denn mein Pedal regieren?"

„Glücklich das Pedal, das solch ein Fuß regiert," flüsterte Iwan.

„Das Kind will schon Komplimente machen!" versetzte Ludmilla laut in scherzendem Ton.

Iwans Stirn umdüsterte sich, das Wort Kind verletzte ihn schwer. Aber Ludmilla, die sich inzwischen gesetzt hatte und nun, der übrigen Gesellschaft den Rücken kehrend, ihr Gesicht nur ihm, der neben dem Piano ihr gegenüberstand, zuwendete, hob den Blick zu ihm auf und aus diesen dunklen Augensternen blitzte ein so holdes Geheimnis, so schien es wenigstens dem entzückten Iwan, daß er sich wie berauscht zurücklehnte an die Wand, während seine Blicke an ihr hingen und auf den ersten Ton warteten. Ludmilla beugte das Haupt und schien einige Augenblicke in tiefes Nachsinnen verloren; ihre schönen Hände hingen nachlässig an den Seiten herunter. Sie war plötzlich in sich versunken, der Welt um sie her entrückt.

„Jetzt schafft ihr Genius in ihr," flüsterte Frau v. D...; „stören wir sie nicht."

Plötzlich fuhr Ludmilla auf und ihre Hände berührten die Tasten; sie spielte eines der wehmutvollen kleinrussischen Volkslieder, in denen sich das ganze Dasein eines Volkes widerspiegelt, jene melancholische Poesie der Steppen und eines noch nicht zur Tat gelangten Lebens, wie sie auch in den Gedichten Kolzows, des Herdentreiber-Poeten, und in vielen der russischen Novellen atmet. Sie sang dazu mit einer Stimme, die wie von einem leichten Nebel verschleiert, aber außerordentlich wohltönend und sanft war und den melancholischen Reiz der Lieder erhöhte. Dann verstummte ihr Gesang und sie ging von dem Lied zu einem bewegteren Tempo über, das zuletzt in ein gewaltig brausendes Allegro hinauslief, das einem sturmbewegten Meere gleich, auf- und abwogte, bis es plötzlich mit einem herben, unversöhnten Schluß abriß. Ludmilla hatte, wie es schien, während des Spieles alles um sich her vergessen; von tiefer Wehmut war der Ausdruck ihres Gesichts übergegangen zu leidenschaftlicher Spannung, zu heftigem Schmerz, zu wilder Erregung, so daß zuletzt ihre Augen Blitze schossen, als wenn sie in Gedanken vor einem tödlich gehaßten Feind stünde und von ihrem Bogen

Pfeile sendete, um ihn ins innerste Herz zu treffen. Als sie geendet hatte, sprang sie vom Stuhl auf und ohne auf den Beifallssturm zu achten, der im Zimmer ausbrach, stürzte sie hinaus auf den Balkon.

Iwan, der jeder Veränderung ihres Ausdrucks mit der Spannung gefolgt war, die sein Gesicht beinahe zum Spiegel des ihrigen machte, sah ihr besorgt nach. Sie war heiß geworden vom Spiel, draußen war es kühl und sie hatte nur ein dünnes weißes Kleid an; sie litt: aus ihrem Spiel sprach ein gewaltiger Schmerz, der in seiner Seele nachzitterte, — er mußte ihr nach. Er ergriff ihren Schal und eilte hinaus. Alles das war das Werk eines Augenblicks und geschehen, noch ehe die übrigen sich von dem Eindrucke des Spiels, von der darüber entstandenen Diskussion und dem Verschwinden der Spielerin erholt hatten. Ludmilla stand draußen und drückte eine Rose, die an einem Rosenstrauch auf dem Balkon blühte, an ihre heiße Stirn, während ihre eine Hand das Geländer des Balkons hielt. Iwan schlug ihr schweigend den Schal um die Schultern, durch deren leichte Musselinbedeckung er das heiße, pulsierende Leben fühlte; dann beugte er sich schnell auf die Hand, die auf dem Geländer ruhte, und drückte einen Kuß darauf. In dem Augenblick aber drängten auch schon die andern hinzu, man holte Ludmilla in den Saal zurück, versichernd, daß sie sich erkälte und sie ging nun von der anscheinend so gewaltigen Erregung plötzlich zur ausgelassensten Lustigkeit über, schlug ein Kartenspiel vor und hatte bald alle anwesenden Männer um sich versammelt. Sergei hatte sich neben sie gedrängt; sie war allerliebst mit ihm, neckte ihn, hielt ihm die Hände fest, gab ihm guten Rat, kurz, schien ganz für ihn zu leben. Iwan saß am anderen Ende des Tisches und sah unruhig und zerstreut aus. Es ging lebhaft zu, man lachte und neckte sich, zuletzt wurde Punsch gemacht, und unter Scherz, Witz und Lachen trennte sich die Gesellschaft endlich.

„Welch ein Geschöpf! Im Ernst wie im Scherz gleich bezaubernd, die Seele eines ganzen Kreises und das Entzücken

eines tête-à-tête!" flüsterte Frau v. D.... Iwan zu, als sie ging.

„Ja, sie ist eine Göttin," versetzte er feurig und sagte dann zu seiner Mutter: „Mama, was meinst du, wenn ich die Herrschaften nach Hause begleite?"

„O, lieber Iwan, es ist schon sehr spät und du siehst angegriffen aus; bleib lieber zu Haus," erwiderte die Mutter freundlich und wandte sich grüßend zu den andern Gästen.

„Armer Iwan, noch am Gängelbande," sagte Ludmilla leise, spöttisch lächelnd. Iwan wollte ihr nachstürzen und dem Rate der Mutter trotzen, aber schon hatte sie den Arm des jungen mystischen Autors angenommen und eilte mit ihm die Treppe hinunter.

Zerstreut und einsilbig hörte Iwan noch eine Weile den Worten seiner Mutter zu, dann suchte er sein Schlafgemach auf. Sergei schlief in demselben Zimmer und war bereits im Bett, aber als Iwan hereintrat, richtete er sich auf und sagte:

„Iwan!"

„Was willst du, Sergei? Ich dachte, du schliefst schon!"

„Iwan, sagt dir dein Gewissen nichts?"

„Mein Gewissen? Weshalb denn? Ich wüßte nicht."

„Hast du mich nicht getäuscht?"

„Was meinst du, Sergei? Ich kann das dumme Zeug nicht leiden; sprich klar oder laß mich zufrieden," versetzte Iwan ärgerlich.

„Du wolltest heute doch auf die Brühlsche Terrasse gehen und du hattest mit Ludmilla verabredet, euch dort zu treffen?"

Iwan stand einen Augenblick unschlüssig; der Unwille kochte in ihm, so den zarten Schleier von dem Geheimnis gezogen zu sehen, das man sich noch selbst kaum gesteht; dann befiel ihn die Scham, von dem jüngern Bruder auf einer Falschheit ertappt zu sein, endlich fühlte er das Verlangen, sich dem lieben Jugendgefährten um den Hals zu werfen und zu weinen, Tränen der ersten aufkeimenden Leidenschaft, die ebenso selig als schmerzlich sind.

„Iwan," fuhr Sergei, mit sanftem Vorwurf in der noch kindlichen Stimme, fort, „es war doch nicht schön von dir; glaubst du, ich verständ's nicht, daß dir Ludmilla gefällt? Ich selbst bete sie an; ich hätte es auch der Mama nicht gesagt, wenn du es nicht wolltest. Bin ich nicht mehr dein bester Freund?"

Dieser Ton traf Iwans Herz; er eilte auf den Bruder zu, umschlang ihn leidenschaftlich und sank neben ihm auf das Bett. „O Sergei," rief er, „ich weiß es selbst nicht, was in mir vorgeht; du bist noch so jung — aber du bist doch der einzige, dem ich es sagen kann: du weißt, wie oft ich schon daheim äußerte, ich begriffe nicht, wie man mehrmals lieben könne; ich sei sicher: wenn mein Herz sich einmal für eine Frau erschlösse, so würde es für ewig sein. Eine einzige, heiße, alles verzehrende Liebe, das ist das einzige, was ich begreife. Ob, was ich für Ludmilla fühle, diese Liebe ist, weiß ich noch nicht; aber ich weiß, daß ich nie ein herrlicheres, entzückenderes Weib gesehen habe, daß bei Tag und Nacht ihr Bild vor meiner Seele schwebt, daß ich unruhig bin, wenn sie nicht da ist, zittre, wenn sie kommt, selig bin in ihrer Nähe und daß ich die ganze Welt vergessen könnte, wenn sie mir bliebe."

„Nun, das scheint mir doch so was wie Liebe zu sein, soweit ich sie aus meinem eigenen Roman mit Tatiana und aus Büchern kenne," versetzte Sergei mit der überlegenen Miene eines kleinen Philosophen, „aber nur zu ernst mußt du es nicht nehmen! Ludmilla ist ja verheiratet und sieben Jahre älter als du."

„O, schweig vom Alter, sie ist ewig jung, und was ist die unreife Blüte eines jungen Mädchens gegen den Geist und die alles fesselnde Macht ihrer Anmut? Wenn ich aber an ihren Mann denke, möcht ich rasend werden."

„Still, still, Iwan, nicht so heftig; auch möchte die Mama uns hören und sich beunruhigen. Warum sagtest du es aber nicht, daß ihr auf die Brühlsche Terrasse wolltet?"

„Ludmilla sagte, sie habe manchmal so das Bedürfnis, mit mir allein zu reden, weil ich der einzige im ganzen Kreise sei,

der sie völlig verstehe und das Geschwätz der übrigen sie oft sehr drücke," erwiderte Iwan etwas verlegen.

„Danke! Also ich verstehe sie nicht?" versetzte Sergei mit kindisch trotziger Miene.

„Du bist noch so jung," erwiderte Iwan begütigend, „und dann hat sie so tiefen Kummer, die Aermste, den sie nicht jedem sagen kann. Sie behandelt mich wie einen Bruder, dem sie alles vertrauen darf; und — das ist wahr," fuhr Iwan fort, „da fühl' ich wirklich den Unterschied mit Mama; so unendlich gut sie ist, so viel Freiheit sie uns gibt, dennoch übt sie, ihr selbst unbewußt, eine Kontrolle, gerade als ob ich noch ein Kind wäre. Ludmilla nennt es mit dem richtigen Ausdruck: es ist die Tyrannei der Liebe; aber deren Fesseln sind schwerer als alle andern, weil man sie nicht leicht zerreißen kann."

Sergei bestrebte sich, des Bruders Aufregung mit Liebkosungen zu beruhigen. Ihn interessierte das Mitgeteilte außerordentlich; er schwor blind auf alles, was sein Bruder sagte, und ihm war es plötzlich auch, als hielte die Mutter sie doch zu sehr wie Kinder. Aber er war weit entfernt, die Sache sehr ernst zu nehmen; seine Natur war eine viel leichtere, sorglosere als die Iwans und er fand es natürlich, daß Ludmilla seinem Bruder und daß dieser, den er für ein Ideal hielt, Ludmillen gefiele. Daß die Sache geheim bleiben müsse und nur er der einzige Vertraute sei, erschien ihm ebenfalls ganz natürlich und interessierte ihn nur noch mehr; daß sie weitere Folgen haben könnte, fiel ihm nicht ein. Ludmilla war ja verheiratet und trennte sich bald von ihnen, denn sie wollten Dresden in 14 Tagen verlassen, um nach Heidelberg zu gehen, wo er und Iwan studieren sollten.

„Dann hört's ja von selbst auf," dachte er schon halb im Einschlafen, als sie sich endlich zur Ruhe begeben hatten. „Wie sollte es anders sein, als daß zwei solche Sterne sich gegenseitig anziehen?"

Die Abreise der Sch... schen Familie kam heran. Zu gleicher Zeit verließen auch die D...s Dresden, um nach

Rußland zurückzukehren. Einige Tage vor dem zur Abreise bestimmten Tag kam Frau v. D... zu Frau v. Sch... und sagte, sie habe mit ihr zu reden, Ludmillas Schicksal liege ihr so am Herzen; diese wolle längere Zeit im Ausland zubringen, um zu sehen, zu lernen, ihr seltenes Talent zur Reife zu bringen und mit großen Künstlern in Verbindung zu kommen. „Aber sie ist ein Kind im praktischen Leben, in der Gesellschaft," fuhr Frau v. D.... fort; „liebste Christiane Alexandrowna, erlauben Sie ihr, sich Ihnen anzuschließen. Sie wünscht es so sehr, ist aber zu schüchtern, es zu sagen. Sie liebt Sie wie eine Mutter, Ihre Söhne wie Brüder. Sie sagen selbst, ihr Umgang könne veredelnd auf die jungen Männer wirken und die werden für Ludmilla ein Segen sein. Geführt von Ihnen, kann sie nicht anders als den rechten Weg finden, den ihr herrliches Wesen gehen muß, um zur vollen Entfaltung zu gelangen."

„Aber ist Heidelberg der rechte Ort für sie?" sagte Frau v. Sch... nachdenklich und zögernd. „Wäre ein größerer Ort, Paris zum Beispiel, nicht besser?"

„Vorerst nicht, sie muß sich erst erholen; sie hat viel gelitten, die Arme. Liebe und die herrliche Umgebung Heidelbergs werden ihr gut tun. Mir wäre es eine himmlische Beruhigung, sie unter Ihrem Schutz zu wissen, denn ich adoriere sie; sie ist ein geniales Wesen."

Frau v. Sch... schwieg.

„Was ist Ihnen, liebe Christiane Alexandrowna? Sie sind so bedenklich, das ist sonst gar nicht Ihre Art, Sie, die Sie immer vertrauensvoll bereit sind, dem Schönen und Guten Tür und Herz zu öffnen. Sie fürchten doch nicht etwa für Ihren Sohn?"

„Gerade nicht fürchten," erwiderte Frau v. Sch..., „aber — in der Tat, Iwan ist eine konzentrierte, leidenschaftliche Natur, er muß noch seinen Studien obliegen; Ludmilla ist so reizend — ich möchte ihn vor Schmerz bewahren."

„O Liebste, da seien Sie ruhig. Ludmilla wird die erste sein, die ihn zum Studium antreibt und die jede Möglichkeit

einer andern als brüderlichen Liebe für vollkommen undenkbar ansieht. Ihr Herz ist nur allzu erstorben; ich glaube nicht, daß es je wieder aufblühen kann und dann ist sie ja auch gebunden, wie traurig das Band auch sein mag."

Frau v. D... brauchte nicht lange mehr zuzureden, die gutmütige Frau v. Sch... war bald überzeugt und wurde es vollends, als Ludmilla selbst kam und sie in der liebenswürdigsten Weise um ihren Schutz bat.

„Ich bin wirklich wie ein Kind," sagte sie, „ich weiß mir noch in nichts zu helfen. Die Verhältnisse bei uns in der Provinz sind so verschieden. Ich bin erst seit so kurzer Zeit bekannt geworden durch meine Kompositionen und damit herausgerissen aus meinem Traumleben, daß ich mich noch scheue vor dem lauten Gewühl der Welt und mich oft schmerzlich in meine Steppenheimat zurücksehne, wo man unbemerkt blüht und verwelkt wie eine Waldblume, dafür aber auch nicht von groben Füßen zertreten und zerknickt wird. Wirklich, wenn Sie sich meiner nicht annehmen, teure Christiane Alexandrowna, dann bin ich verloren. Ich werde nie den Mut haben, mich den berühmten Meistern zu nahen, mit denen ich doch in Berührung kommen muß, wenn mein Talent wachsen soll, und Geschäfte kann ich gar nicht besorgen, dabei weiß ich mich durchaus nicht zu benehmen."

„Hören Sie, liebste Ludmilla," erwiderte Frau v. Sch..., „einer unserer größten Musikalienhändler aus Petersburg ist seit gestern hier, ich kenne ihn sehr gut. Wollen Sie, daß ich mit Ihnen hingehe und Ihnen helfe, damit Sie mit ihm in Verbindung treten können?"

Ludmilla war hocherfreut über das Anerbieten und konnte nicht Worte finden für ihre Dankbarkeit. Ebenso waren die Brüder entzückt, als sie hörten, daß auch Ludmilla nach Heidelberg kommen werde. Beide versicherten, sie würden noch einmal so gut studieren, wenn diese Muse ihnen nahe sei, um sie zu begeistern. Zur bestimmten Stunde begaben sich Frau v. Sch... und Ludmilla zu dem Verleger. Frau v. Sch... hatte sich schon die Rede ausgedacht, mit der sie ihre Schutz-

befohlene vorstellen und ihr aus der Verlegenheit helfen wollte. Wie erstaunte sie aber, als Ludmilla dem Verleger plötzlich mit größter Sicherheit entgegenging, mit dem vollen Bewußtsein einer Frau, die ihre Leistungen sehr wohl zu schätzen weiß, über diese sprach und ein so trockenes, klares Verständnis der Geschäfte zeigte, daß nach einiger Zeit der Verleger ganz eingeschüchtert wurde und sich ihren Bedingungen demütig unterwarf. Zu Hause angelangt, konnte Frau v. Sch . . . kaum Worte finden für ihr Erstaunen. Ihre beiden Söhne fanden, was sie erzählte, himmlisch und meinten, das vollende noch das Bild dieser wunderbaren Frau.

Die Abreise von Dresden fand statt. Die Reise war überaus fröhlich. Frau v. Sch . . . bereute es nicht, Ludmilla mitgenommen zu haben, denn diese hatte für sie die Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit einer liebenden Tochter. Dafür nahm Frau v. Sch . . . sich mütterlich der kleinen, bleichen Wanda an und pflegte und unterhielt sie, wenn die drei jungen Leute umherstreiften, um alles Merkwürdige zu sehen. Das Band zwischen Ludmilla und den beiden Brüdern wurde immer fester, besonders von seiten der jungen Männer, allein Frau v. Sch . . . s Gemüt war völlig beruhigt, da die Brüder immer zusammen waren und Ludmilla sich fast mehr mit Sergei, den sie wie ein Kind behandelte, abgab, als mit Iwan. Die strahlenden Gesichter ihrer Lieblinge machten sie so glücklich, daß sie es Ludmillen im Herzen Dank wußte, ihren Kindern so viel zu sein und daß sie ihre Zärtlichkeit gegen sie verdoppelte.

In Heidelberg angelangt, nahm Frau v. Sch . . . ein Logis für längere Zeit, da ihre Söhne hier studieren wollten. Ludmilla mietete sich mit ihrem Kind in der Nähe ein.

„Sie erlauben wohl, teure Christiane Alexandrowna, daß ich Wanda öfters am Morgen herüberschicke? Bei Ihnen ist sie so gut aufgehoben wie nirgends in der Welt und ich kann dann ungestört arbeiten, was ich wirklich jetzt wieder fleißig tun muß," hatte Ludmille gesagt und Frau v. Sch. . . . hatte es mit Freuden erlaubt, da sie es schön und natürlich fand, daß Ludmille ihrem Talente leben und es ernst ausbilden

wollte. Sie hoffte auch, ihre Söhne würden nun mit Eifer ihre Studien beginnen. Sie machte Besuche bei den Professoren und wollte ihnen alles einrichten; aber da fand es sich, daß die jungen Leute doch erst noch etwas freie Zeit haben müßten, um die Umgebung Heidelbergs zu genießen, solange das schöne Sommerwetter bliebe, nachher würde man desto eifriger arbeiten. Die liebende Mutter gab nach. Man konnte aber nicht ohne Ludmilla gehen, denn sonst wäre es keine rechte Lust gewesen und man hätte das Schöne ohne sie nicht genossen. Die Partien waren oft zu weit und ermüdend für Frau v. Sch . . .; dann blieb sie mit der kleinen Wanda allein. Das Kleeblatt aber, dem sich zuweilen noch andere junge Leute, deren Bekanntschaft gemacht ward, anschlossen, schwärmte oft tagelang umher und kam erst spät abends nach Hause.

So vergingen Wochen. Frau v. Sch . . . fing endlich an unruhig zu werden, denn aus dem Studieren wurde nichts. Die leidenschaftlichen Stimmungen ihres Iwan entgingen ihr nicht; sie sah den Ausdruck seiner Augen, wenn sie sich auf Ludmilla richteten, die Unruhe, in der er war, wenn nur ein halber Tag verging, ohne daß er sie gesehen hatte, die Eifersucht in seinem Gesicht, wenn sie mit anderen Herren sprach. Sie beobachtete auch Ludmilla und es kam ihr nicht länger so vor, als ob sie wirklich ein so unerfahrenes Wesen sei. In einzelnen Augenblicken erschien sie ihr wie eine vollendete Kokette, aber dann machte sie sich wieder Vorwürfe, daß sie an ihr gezweifelt habe, besonders wenn Ludmilla sich an das Klavier setzte und sie durch Spiel und Gesang entzückte, oder wenn diese ihr weinend um den Hals fiel und ihr unglückliches Los beklagte, an einen Gatten gebunden zu sein, den sie nicht liebe. Sie nahm sie dann in ihre Arme, tröstete sie und Ludmilla versicherte, daß ihr das Leben nichts sei ohne ihrer mütterlichen Freundin Liebe.

Dennoch aber wuchsen ihre Besorgnisse um Iwan. Leider wählte sie das schlechteste Mittel in einem solchen Fall, wo bei einem jungen Mann von einigen zwanzig Jahren die Leiden-

schaft schon über den Verstand hinausgewachsen ist, nämlich: offen mit ihm über die Sache zu reden. „Die Leidenschaft mildert und erhöht sich im Bekennen," sagt Goethe und so ist es. Einmal ausgesprochen, verliert sie den wilden flammenden Charakter, den sie im Geheimnis hatte, aber sie konzentriert sich desto mehr und erscheint unüberwindlich.

Nachdem sie den Sohn auf die Gefahren, in die ihn diese Neigung stürzen würde, aufmerksam gemacht und ihn mit Tränen und Bitten bestürmt hatte, Iwan sie aber mit aller Sophistik der Leidenschaft abwehrte und zu beruhigen suchte, sagte sie endlich:

„Und denkst du gar nicht mehr an deine Jugendideale, an die großen Aufgaben, die du dir gestellt hattest, mitzuwirken an der Entwicklung deines Vaterlandes, dich an dem neuen Leben zu beteiligen, das dort aufblüht, und zu diesem Zweck erst hier die Resultate der westlichen Zivilisation zu studieren, um für dein armes, so lange geknechtetes Volk Nutzen daraus zu ziehen? Ach, gedenke deines edlen Vaters, der jener großherzigen Generation angehörte, die in der dunkelsten Nacht des Despotismus das freie Streben nach einer besseren Zukunft aufrecht hielt. Wenn es möglich wäre, daß sein Sohn jene hochherzigen Ideen vergessen könnte um einer Frau willen" —

„Vergaß mein Vater nicht auch jene Ideen oder stellte sie wenigstens in den Hintergrund, als er die Familie gründete?" rief Iwan.

„Nein, mein Sohn," erwiderte die Mutter feurig, „nein! Dein Vater wußte, daß sein Weib jene Ideen mit ihm teilte und gleich ihm jedes Opfers dafür fähig war. Eine andere Liebe hätte er nie begriffen."

„Aber wer sagt dir, daß Ludmilla diese Sympathien nicht hat, sie, deren Genie sie in alle Tiefen des Lebens führt? Wer sagt dir, daß ich nicht mehr lerne in ihrem Umgang, wenn ihr tiefer Geist sich mir erschließt, als mich alle Weisheit der Professoren lehren könnte?"

Frau v. Sch . . . lächelte trotz ihrer Sorge und sagte: „Das

ist die Sprache eines Verliebten, mein Sohn; aber denke, daß Ludmilla verheiratet, daß sie viel älter ist als du —"

„O die verhaßten Argumente!" rief Iwan zornig, „sage lieber, daß du mich noch wie ein kleines Kind beherrschen, die unschuldigsten Regungen meines Herzens bewachen willst, daß du eifersüchtig bist auf Ludmilla, weil du fürchtest, sie könnte mich deiner ausschließenden Liebe entziehen."

Kaum war ihm das Wort entflohen, so bereute er es schon, denn seine Mutter wurde blaß wie der Tod und Tränen stürzten ihr aus den Augen. „Mein Sohn," sagte sie nach einer Minute des Schweigens mit zitternder Stimme, „wenn meine Besorgnis um dich dir wie Tyrannei erscheint, dann will ich schweigen, denn ich habe von jeher meine Kinder durch meine Liebe nur glücklich machen wollen, nicht sie bedrücken. Aber verdenken kannst du es mir doch nicht, wenn deine Zukunft mir am Herzen liegt und wenn ich nicht möchte, daß ein vorzeitiger Schmerz deine Kraft bräche."

Iwan stürzte seiner Mutter zu Füßen und bedeckte ihre Hände mit Küssen. Frau v. Sch. . . . zog ihn an ihr Herz und beide hielten sich lange umfaßt in sprachloser Rührung. Endlich sagte Iwan:

„Du sollst mit mir zufrieden sein, Mutter. Ich werde arbeiten; ich werde alles studieren, was mich befähigen kann, daheim Gutes zu wirken. Nur laß mich auch still in dem Zauber leben, den Ludmillas Nähe für mich hat. Fürchte nichts! Kann das edelste Geschöpf mich unedel machen? Hat die erste Liebe, wenn sie einer so vollendeten Frau galt, nicht von jeher bedeutende Männer erst zu dem gemacht, was sie waren und das Genie, die schaffende Kraft in ihnen entwickelt?"

Frau v. Sch . . . sagte nichts mehr, sie fürchtete durch ein Wort des Zweifels an Ludmilla ihren Sohn aufs neue zu verletzen und seine Liebe, sein Vertrauen waren ihr solch ein Bedürfnis, daß sie sich von frühauf die größten Inkonsequenzen in seiner Erziehung hatte zuschulden kommen lassen. Ohne

daß sie es sich selbst gestand, war Iwan ihr Liebling. Der Älteste und mehrere Jahre ihr einziges Kind, hatte er die erste Kindheit noch unter den Augen seines Vaters verbracht, den sie unaussprechlich geliebt hatte. Der Vater starb bald nach der Geburt Sergeis und ließ die Familie in sehr bedrängten Umständen zurück. Frau v. Sch . . . fing mutig an für ihre Söhne zu arbeiten, und da sie gründlich und vielseitig unterrichtet war und mit Geist und Gewandtheit die Feder führte, so erwarb sie sich durch schriftstellerische Arbeiten so viel, daß sie leben und den Söhnen eine Erziehung geben konnte. Iwans Natur zog sie am meisten an. Sein Patriotismus, sein Haß gegen die Despotie, die auf seinem Volk lastete und die schwärmerischen Träume des Knaben für die dereinstigen Taten des Mannes erfüllten sie mit Stolz und Glück. Die beiden Brüder liebten sich zärtlich und dies war eine neue Quelle der Freude für die Mutter, die in aufopfernder, selbstverleugnender Liebe jede Minute ihres Daseins den Kindern widmete und ihnen die Jugend so heiter machte, wie es in ihren Kräften stand. Sie bemerkte dabei freilich nicht, daß sie in den jungen Seelen den Drang zum Leben zu übermächtig entwickelte, ohne ihnen zugleich die Kraft der Entsagung zu stärken. Vorerst jedoch stellte das Schicksal diese letztere auf keine Probe, denn das Glück kehrte bei ihnen auch äußerlich ein. Eine reiche Tante starb und hinterließ eine ansehnliche Erbschaft und eine schöne Besitzung für Iwan. Frau v. Sch . . . teilte sogleich das ganze Vermögen unter ihre Söhne und behielt nichts für sich, indem sie ihnen sagte, daß sie hoffe, sie würden ihr allezeit ein Plätzchen im Hause gönnen, wo sie bei ihnen leben und sich ihres Glückes freuen könne.

„Ich behalte mir nichts vor als eure Liebe und euer Vertrauen," sagte sie zu ihnen; „eure Freundin, Trösterin, Ratgeberin will ich bleiben; euch mit meinen Wünschen begleiten, wenn ihr weggeht, und euch das Haus zur Heimat machen, wenn ihr zurückkehrt."

Auch war bisher alles aufs schönste gegangen und der Bund der Mutter mit den Söhnen war rührend und erfreulich.

Als Iwan seine Studien in Moskau vollendet hatte, war die Reise beschlossen worden, auf der wir sie jetzt finden und die Mutter geleitete sie auch hier, da die Söhne ihr noch einziger Lebenszweck waren.

Nach der erwähnten Unterredung hatte Iwan wirklich angefangen zu arbeiten und sich einige Tage lang mehr zu Haus gehalten. Am Abend versammelte sich stets ein geselliger Kreis im Salon der Frau v. Sch . . . Ludmilla fehlte nie und andere in Heidelberg anwesende Russen, sowie Leute aus der Stadt, erschienen in demselben. In diesem Kreis hatte sich, ohne daß Frau v. Sch. . . . recht bemerkt hatte, wie es zugegangen war, ein frivolerer Ton eingeschlichen als der bei ihr sonst übliche. Das Gespräch drehte sich mehr und mehr um Klatschereien und triviale Stadtgeschichten und vor allem kam das Bespötteln anderer Menschen in Aufnahme, ja die meisten Mitglieder des Kreises selbst wurden, sobald sie den Rücken wendeten, unbarmherzig kritisiert. Ludmilla glänzte bei diesen Gelegenheiten durch ihren Witz und riß die jungen Leute mit sich fort. Besonders war Sergei entzückt über diese neue Seite ihres Wesens und lachte schon im voraus, wenn irgendein Individuum, dem möglicherweise eine lächerliche Seite abzugewinnen war, sich im Salon zeigte und er den Moment voraussah, wo Ludmilla es unter die Geißel ihrer Satire nehmen würde. Auch die Musik nahm nach und nach den Charakter des Frivolen an. Statt der ursprünglichen Poesie der heimischen Volkslieder kam die trivialste Opernmusik an die Reihe. Ludmilla hatte Singstunden bei einer berühmten italienischen Sängerin genommen, die sich der Gesundheit halber ausruhte und in Heidelberg lebte. Plötzlich kamen ihr alle die heimischen Melodien zu fade vor, sie erklärte mit Begeisterung die „Traviata" für ihre Lieblingsoper und Verdi für den größten Komponisten. Mit Entzücken hörten ihr die Herren zu, wenn sie italienische Arien sang oder Variationen über solche Themata spielte. Frau v. Sch . . . war nicht musikalisch genug, um den Rückschritt zu fühlen, den Ludmillas Begabung dadurch machte;

sie bedauerte nur den Verlust der heimischen Töne als eine Erinnerung.

Sie wurde aber bald für einige Zeit von der Aufmerksamkeit auf dieses Treiben abgezogen, indem Sergei ernstlich erkrankte und seine Pflege all ihre Zeit und Gedanken in Anspruch nahm. In der ersten Zeit, wo entschiedene Gefahr vorhanden war, blieb Iwan der Mutter zur Seite und teilte mit ihr des Bruders Pflege. Aber auch Ludmilla war da, half sorgen und pflegen und Frau v. Sch . . . wandte sich ihr mit neuer Liebe zu und bat ihr im Herzen jeden stillen Vorwurf ab. Iwan und Ludmilla saßen im Vorzimmer, wenn die Mutter bei dem Kranken war, oder wenn sie auf Iwans Bitte sich zur Ruhe legte, saßen die beiden am Bette Sergeis. Ja, Ludmilla ließ es sich nicht nehmen, zwei der schlimmsten Nächte dort zuzubringen, damit es an weiblicher Pflege nicht fehle, wie sie sagte, während die Mama die ihr so nötige Ruhe habe. Auch Iwan wachte in diesen Nächten und beide versicherten am andern Morgen, sie hätten abwechselnd auf dem Sofa geruht.

Endlich war die Gefahr vorbei und die Mutter drang selbst darauf, daß Iwan und Ludmilla sich einmal einen ganzen Tag im Freien erholen sollten. Nach einigem Widerstreben ging Ludmilla darauf ein. Iwan hatte einen Kahn gemietet, der sie den Neckar hinunter nach einem einsamen, malerisch gelegenen Dörfchen führen sollte, das sie schon öfter in Gesellschaft besucht hatten und das Iwans Lieblingsort war. Als sie dort angelangt waren und nach einem ländlichen Mahl auf grünem Rasen unter einer weitschattenden Linde ruhten, während die milde Herbstluft schmeichelnd um sie spielte, sagte Ludmilla, sie bereue es, daß sie die Mutter allein gelassen hätten.

„Und gönnen Sie mir diese Stunden des Glücks nicht, Ludmilla?“ fragte Iwan mit sanftem Vorwurf, indem er ihre Hand ergriff. „Freilich, jene Nächte, als Sie wie ein guter Engel am Bett des Bruders saßen, als ich vor Ihnen kniete, als meine Lippen auf Ihre Hände das Geständnis alles dessen,

was in meinem Herzen glüht, drückten, als ich in Ihre Augen sah und darin einen Schein von Hoffnung zu lesen glaubte, da war ich auch glücklich — glücklich — neben dem Bruder, der ja sterben konnte! Ja, Ludmilla, ich bekenne es, als Sie mir zuflüsterten, wenn der Bruder stürbe, dann wollten Sie mein Trost sein — da — da wünschte ich fast, daß es geschehe, nur um diesen Trost zu empfangen! So sehr hat diese Liebe mein ganzes Wesen eingenommen, so sehr ist sie mein alles, daß mir Mutter und Bruder nichts mehr sind, daß ich jenen verbrecherischen Gedanken hatte und es nicht bereue. Aber da er gerettet ist, soll ich verzweifeln? Willst du mich nun nicht trösten um meinetwillen, Ludmilla? — Sprich, angebetetes Weib, sprich — soll ich es verwünschen, daß mein Bruder genas?"

Er preßte Ludmillas Hand heftig auf sein ungestüm pochendes Herz. Sie hatte die Augen auf den Boden geheftet; ihre freie Hand zerknitterte Blumen, die ihr Iwan vorhin auf den Schoß gestreut hatte; sie schwieg; nur ihr Busen hob sich schneller. Endlich schlug sie ihren Blick zu ihm auf; es lag eine dämonische Macht in ihren Augen und Iwan, überwältigt, umschlang sie mit beiden Armen und preßte einen flammenden Kuß auf ihre Lippen. Sie ließ es geschehen. Dann aber entwand sie sich seinen Armen und sagte mit einem Tone des Selbstvorwurfs:

„Ich tue nicht recht, Sie gewähren zu lassen! Wohin soll diese Leidenschaft in einem Kinde führen? Denn Sie sind ja nur ein Kind im Vergleich mit mir; nicht zu Ihrem Unglück, sondern zu dem meinen. Sie sind frei, Iwan, Sie können sich jeden Augenblick eine junge Gefährtin suchen, wie Ihre Mutter es wünscht. Sie werden mich in der neuen Liebe vergessen. Ich aber, durch ein unseliges Band gefesselt, werde einen Morgentraum geträumt haben, um desto gräßlicher zu erwachen. Nein, fliehen Sie mich, Iwan! Verlassen Sie mich, ehe Sie mich elend machen."

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Iwan war außer sich: „Ich will es dir zeigen," rief er, „daß ich kein

Kind mehr bin, sondern ein Mann; daß ich nicht für mich wählen lasse; daß alle andern Frauen der Erde mir gleichgültig sind; daß ich dich besitzen will, dich allein, und müßt' ich dich der ganzen Erde abgewinnen. Kein anderer soll mehr ein Recht über dich haben — ha — der Gedanke allein macht mich wahnsinnig! Dein Glück soll meine Lebensaufgabe sein! Nichtig und leer sind alle anderen Ziele! Ein Wahn ist aller Ehrgeiz, außer dem, dich in meinen Armen zu halten! Ein Wahn ist es, die Menschheit beglücken zu wollen! Wie reichte dazu eine einzelne Kraft aus? Eine Menschheit noch dazu, die gar nicht das will, was ich Glück nenne, in der keiner den andern versteht und mit ihm dasselbe sucht. Mein Glück ist bei dir, in deinem Glück. Darin will ich meine Bildung, meine Entwicklung suchen! In deinen Armen will ich die übrige Welt vergessen."

Er zog sie aufs neue an sich; sie ließ ihn diesmal gewähren, sie schien an ihn zu glauben. Er küßte ihr die Tränen von den Augen; sie war halb wie ein junges, verschämtes Mädchen und halb wie ein selbstbewußtes Weib. Versagend und gewährend zugleich, entflammte sie in ihm die Liebe zum glühenden Verlangen, dann aber, indem sie ihn freundlich, zärtlich liebkoste, beruhigte sie nach und nach seine aufgeregten Sinne und scherzte mit ihm wie mit einem Kinde. So vergingen mehrere Stunden, die Sonne war schon untergegangen, es wurde feucht und dämmerig. Ludmilla erhob sich und sagte, sie müßten heim.

„Weh, daß diese Stunden des Glücks schon enden," rief Iwan; „es bleibt nur ein Trost, daß schönere, reichere ihnen folgen werden."

Als sie zu Hause anlangten, kam ihnen Frau v. Sch . . . mit freudestrahlendem Gesicht entgegen. „Ich habe gute Nachrichten, meine Kinder," rief sie, „in einigen Tagen kommt meine teuerste Freundin, die Fürstin K . . ., hier durch, mit Irene, ihrer Tochter, und mit ihrer Schwägerin, der Prinzessin. Hoffentlich ist Sergei wieder ganz wohl, dann wollen

wir recht vergnügte Tage haben. Es sind jetzt zehn Jahre, daß ich die Fürstin nicht gesehen habe; sie hat im Kaukasus gelebt, wo ihr Gemahl bei der Armee ist. Damals war Irene erst acht Jahre alt. Nun ist sie achtzehn und ihre Mutter schreibt mir, sie sei ein liebes Mädchen und ihr Herz sei noch völlig frei. Auch auf die Prinzessin freue ich mich sehr, sie ist eine originelle Person, immer mit sich beschäftigt und doch herzensgut; malade imaginaire, aber höchst lebhaft und stets bereit, sich zu amüsieren. O, ich freue mich auf den Besuch."

Alles dies ward zumeist zu Ludmilla gesagt. Frau v. Sch ... hatte in dem Dämmerlicht, das Sergeis angegriffenen Augen zuliebe im Zimmer herrschte, nicht bemerkt, wie ihr Sohn und Ludmilla erblaßt waren bei ihren Worten. Sie vergaß nach dem Verlauf des Tages zu fragen, weil sie einzig des bevorstehenden Besuchs gedachte und in ihrer Freude fiel es ihr nicht auf, daß keines der beiden ein Wort erwiderte. Sie hatte unerschöpflichen Stoff, von der Fürstin und deren Verhältnissen, die sie als glänzend schilderte, zu erzählen. Mehr als einmal entschlüpfte ihr auch ein Wort der Hoffnung in bezug auf den geheimen Wunsch, den sie hegte, daß Iwan und die Tochter der Jugendfreundin ein Paar werden möchten. Sie war zu wenig Kennerin des menschlichen Herzens, um zu vermuten, daß schon allein die Absichtlichkeit ein unübersteigbares Hindernis in Iwans Herzen werden würde, da dieses, wie sie wohl wußte, erregt war, wenn sie schon nicht ahnte, bis zu welchem Grad. Ludmilla fand zuerst die Sprache wieder und nur Iwan glaubte ein leises Beben in ihrer Stimme zu unterscheiden, den übrigen erschien sie ruhig. Sie sagte, daß sie durch einen Herrn, der die Familie des Fürsten K.... in Odessa gekannt habe, viel von ihr gehört hätte, daß Irene reizend, schön wie ein Engel, talentvoll und elegant sei, gerade ein Wesen, um jedes junge Herz im Sturm zu erobern. Sie wurde ganz hingerissen, indem sie davon sprach und keine Huri des türkischen Paradieses konnte das Bild übertreffen, das sie zuletzt von der jungen Fürstin hingemalt

hatte, so daß Frau v. Sch . . . sie endlich unterbrach und fast verlegen sagte:

„Liebe Ludmilla, ich fürchte, Sie verderben in Ihrem Enthusiasmus der armen Irene jede Möglichkeit eines guten Eindrucks. Muß nicht alles hinter einem Bild zurückbleiben, wie Sie es uns entwerfen?"

„Wie neidlos Sie sind, Ludmilla!" rief Sergei, indem er Ludmillas Hand ergriff und galant küßte; „ich freue mich mehr, als auf das Wundermädchen Irene, auf die Prinzessin, die wird Stoff zur Heiterkeit geben! Aber jetzt lassen wir die ganze Gesellschaft in Ruhe, bis sie da ist und singen und spielen Sie uns etwas, Ludmilla. Ich habe Sehnsucht, Musik zu hören und bin wieder stark genug, sie zu ertragen."

Bereit, ihres kranken Kindes Wünsche zu erfüllen, wie sie sagte, ging Ludmilla an das Klavier. Sie kam heute einmal auf ihre alten Inspirationen zurück, sang russische Volkslieder, phantasierte über wehmütige, trauervolle Weisen, in die nur dann und wann ein Ton der Freude, des Jubels, wie der Blitz eines kurzen Glückes, hineinzuckte, um gleich wieder zu verschwinden. Nie hatte sie schöner gesungen und gespielt. Iwan hielt das Gesicht in beide Hände vergraben; Frau v. Sch . . . hatte Tränen in den Augen, Sergei lächelte Beifall. Plötzlich aber sprang Ludmilla auf, eilte in das Schlafzimmer nebenan und ein wilder Schrei tönte zu den im Salon Anwesenden herein. Frau v. Sch . . . eilte ihr nach und fand sie, auf das Bett gesunken, das Gesicht in das Kissen vergraben und heftig weinend. Frau v. Sch . . . beugte sich über sie und wollte sie aufrichten und trösten, da fühlte sie sich am Arm zurückgehalten. Sie drehte sich um und sah Iwan vor sich stehen. Sein Anblick machte ihr liebendes Herz erstarren, er war totenbleich, seine Züge waren von Schmerz entstellt und seine dunklen Augen glühten unheimlich.

„Laß sie, Mutter," sagte er fast hart, „du verstehst ihren Schmerz nicht, laß sie weinen!" Dabei wollte er sich Ludmilla nahen, sie wehrte beide mit der Hand ab, ohne aufzublicken.

„Sie will allein sein, laß sie!" fuhr er fort, indem er seine

Mutter zurückzog in das andere Zimmer. Frau v. Sch . . . war verletzt und erschreckt. Ein eisiger Hauch zog über die Hoffnungen, denen sie sich noch vor einigen Stunden hingegeben hatte. Das Gesicht ihres Sohnes hatte ihr den Blick in einen Abgrund eröffnet, vor dem ihr Herz sich in Schmerz zusammenzog. Weder Mutter noch Sohn sprachen ein Wort. In düsteres Schweigen versunken, wagten sie gegenseitig nicht sich anzusehen. Sergei blickte unruhig und verlegen auf beide und wollte endlich dem ihm lästig werdenden Schweigen ein Ende machen, als sich draußen Stimmen hören ließen, die Türe aufflog und zwei Damen hereintraten.

„Teure Christiane Alexandrowna, da sind wir schon," rief die zuerst eingetretene Dame, eine ältliche Frau von würdigem Ansehen und eilte mit offenen Armen auf Frau v. Sch . . zu. Diese erhob sich und fiel der Ankommenden um den Hals. „Maria Paulowna," rief sie, „welche Überraschung! heute morgen erst habe ich deinen Brief bekommen."

Beide Damen küßten sich zu wiederholten Malen, dann wandte sich die Fremde zu einem jungen Mädchen, das bescheiden hinter ihr stehen geblieben war und indem sie es bei der Hand nahm und Frau v. Sch. . . . zuführte, sagte sie: „Hier ist meine Irene und nun bitte ich mir auch deine Kinder aus!" Dabei wandte sie sich zu Iwan und rief: „Ist's möglich, daß das der Iwan ist, der so hübsch mit der kleinen Irene spielte, als wir in Moskau waren?" und als Iwan sich bejahend verbeugte, hielt sie ihm beide Hände hin und sagte ihm die herzlichsten Worte, während Frau v. Sch . . . Irene an ihr Herz drückte und sie mit prüfenden Blicken betrachtete. Von dem Bilde, das Ludmilla von ihr entworfen, war keine Spur da: Eine schnell aufgeschossene, noch unreife Gestalt; ein bleiches, zartes Gesicht, schöne Augen und Augenbrauen und eine edle, gedankenvolle Stirn, das war alles. Dabei sah sie schüchtern aus, doch gab ein anmutiges Lächeln ihrem Gesicht etwas sehr Anziehendes; in einer Gesellschaft jedoch würde man sie kaum bemerkt haben, wenn man nicht auf sie aufmerksam gemacht worden wäre. Nachdem auch die jungen

Leute mit stummer Verbeugung die Bekanntschaft erneuert hatten, Sergeis Krankheit besprochen und bedauert worden war und man sich niedergelassen hatte, ging es an ein gegenseitiges Erzählen.

„Wo ist denn die Prinzessin?" fragte endlich Frau v. Sch.... „Ich habe ganz vergessen, daß sie auch kommen sollte."

„Sie ist im Hotel geblieben," erwiderte lächelnd die Fürstin; „sie ist immer noch die alte und versichert, sie werde wahrscheinlich heute nacht sterben nach der Ermüdung auf der Eisenbahn; auch will sie nicht weiter reisen mit uns, sondern hier bei dir bleiben."

„Und wohin gedenkt ihr zu gehen?" frug Frau v. Sch ...

„Nach Italien, meine Beste," versetzte die Fürstin; „Irene hat ein entschiedenes Talent zur Malerei, sie soll Italien und die Meisterwerke der Kunst sehen, damit sich ihr Auge für das Schöne bildet und sich an den großen Stil gewöhnt. Ich hasse nichts mehr als das schülerhafte Dilettantenwesen. Das bißchen Klimpern, das bißchen Kritzeln der meisten jungen Mädchen ist mir unausstehlich. Mit der Kunst sollte man so wenig spielen wie mit der Religion, der Wissenschaft, der Liebe. Aber leider verwechselt man in der heutigen Erziehung Stümperei und Kunst ebenso, wie man Frivolität und Heiterkeit verwechselt. Man denkt, ein junges Mädchen, wenn es gewöhnt wird, ernste Dinge ernst zu nehmen, könne deshalb nicht heiter sein."

„Mein Thema, liebste Maria Paulowna!" rief Frau v. Sch.... „Wie schön, daß wir auch in diesen Sympathien uns wiederfinden!"

Irene sprach nicht viel, sie antwortete nur, wenn Frau v. Sch ... sich direkt an sie wandte oder wenn Sergei von seinem Lager aus eine Frage an sie richtete. Iwan beobachtete düsteres Schweigen und warf mehrmals unruhige Seitenblicke nach dem Schlafzimmer. Seine Mutter verstand seine Qual und immer bereit, ihm wohlzutun, sagte sie zu ihm: „Iwan, willst du nicht sehen, ob Ludmilla hereinkommt? Ich

bin überzeugt, unsere Freundinnen werden sich sehr freuen, ihre Bekanntschaft zu machen."

Während Iwan sich beeilte, der Aufforderung nachzukommen, fing Frau v. Sch.... an, über Ludmilla zu sprechen und Irene rief lebhafter, als sie sich bisher noch gezeigt hatte: „Wie, Madame C... ist hier? O, wie würde ich mich freuen, sie zu sehen, ich liebe ihre Kompositionen."

Auch die Fürstin äußerte den Wunsch, Ludmilla zu sehen und erwartungsvoll wendeten sich alle Blicke nach der Tür, als diese sich wieder öffnete. Aber Iwan allein trat ein und sagte, Ludmilla lasse sich entschuldigen, sie habe heftiges Kopfweh und sei nach Hause gegangen. Die Damen bedauerten es, man sprach noch eine Weile, dann wollten die Fremden sich in das Hotel zurückbegeben. Frau v. Sch.... sagte, sie werde sie mit Iwan begleiten; dieser leistete stummen Gehorsam. Auf der Straße gab Frau v. Sch ... der Fürstin den Arm und sagte scherzend: „Diesmal muß die Jugendfreundin dir als Kavalier dienen, Iwan führ' du deine Spielgefährtin."

Iwan bot seinen Arm, Irene legte den ihren leicht darauf. Sie folgten den eifrig redenden Müttern, ohne ein Wort miteinander zu sprechen. Man mußte an Ludmillas Wohnung vorüber. Iwan sah hin, sie wohnte im Erdgeschoß. Das Fenster war offen, eine Gestalt lehnte darin. Iwan erkannte sie; er wußte, daß auch sie erkannt würden, da seine Mutter laut sprach. Sein Herz litt unsäglich bei dem Gedanken, daß Ludmilla ihn mit der jungen Fürstin am Arm sähe, besonders nach dem, was sie ihm vorhin im Schlafzimmer seiner Mutter gesagt hatte. In diesem Augenblick gerade brach Irene das bisherige Schweigen und fragte: „Ist Madame C ... auch eine ebenso schöne Frau, als sie eine gute Komponistin ist?"

Iwan war überzeugt, daß Ludmilla die Frage gehört hätte, denn Irene hatte den Namen deutlich ausgesprochen und es herrschte in der Straße tiefe Stille. Er wagte nicht zu antworten aus Furcht, sie möchte ihn auch noch hören und schwieg ein paar Minuten; erst als sie aus der Hörweite

Ludmillas waren, versetzte er mit gedämpfter Stimme: „Ich weiß nicht, ob Sie sie schön finden würden."

Irene erwiderte eifrig: „O, ich gewiß, denn ich liebe ihre Kompositionen außerordentlich und habe mir ein Bild von ihr gemacht, für das ich schwärme."

Iwan drückte unwillkürlich die kleine Hand, die kaum fühlbar auf seinem Arm ruhte, ein wenig fester an sich und versetzte rasch: „Ja, sie ist auch schön, schöner als alle — als die meisten Frauen, die ich kenne," fügte er langsamer hinzu.

Beide schwiegen wieder, denn sie waren inzwischen beim Hotel angelangt und man nahm Abschied mit dem Versprechen, sich morgen, gleich nach dem Frühstück, wiederzusehen. Auf dem Rückweg sprach Frau v. Sch . . . unaufhörlich über den Besuch, da sie keine schmerzende Seite in Iwans Herzen berühren wollte. Sie überhob ihn so der Qual, selbst reden zu müssen, aber sie verwundete ihn dennoch tief, indem sie mit Zärtlichkeit von Irene sprach, ihre mädchenhafte Bescheidenheit lobte und hinzufügte, wenn sie solch eine Tochter hätte, würde sie glücklich sein. War es Absicht oder nicht — aber Frau v. Sch . . . hatte einen andern Rückweg eingeschlagen, der nicht bei Ludmillas Haus vorbeiführte. Iwan war in der leidenschaftlichsten Unruhe. Zu Hause verabschiedete er sich gleich von seiner Mutter. Seit Sergeis Krankheit hatte er ein eigenes kleines Schlafzimmer oben im Haus, um das größere Zimmer, das sie früher geteilt hatten, ganz dem Kranken zu lassen. Kaum war er in demselben angelangt, so steigerte sich seine Aufregung so, daß er es im Zimmer nicht aushalten konnte. Er nahm seinen Hut, schlich leise die Treppe hinunter und überlegte, wie er, ohne Lärm zu machen, zum Haus hinauskommen sollte, da die Türe bereits verschlossen war und die Hausleute, die das Erdgeschoß bewohnten, zur Ruhe gegangen waren. Es gab nur einen Weg; das Dienstmädchen schlief in einer Kammer nach rückwärts, deren einziges Fenster in den Garten ging. Von diesem Garten konnte man über eine Mauer auf einen Weg kommen, der zwischen Hecken bis hinter das Haus führte, in dem Lud-

milla wohnte. Nur einen Augenblick lang zögerte Iwan. Ein blinder, wilder Drang trieb ihn vorwärts. Leise öffnete er die Kammertüre; die Magd, ein rüstiges Bauernmädchen, lag nach der schweren Tagesarbeit im ersten tiefen Schlaf; sie erwachte nicht, als Iwan das Fenster vorsichtig öffnete. Er sprang mit leichter Mühe aus demselben in den Garten und ließ es zum Rückzug offen. Sich über die Mauer zu schwingen war das Werk eines Augenblicks. Rasch eilte er in dem feuchten Weg zwischen den Hecken weiter. Alles war still, nur ganz von ferne ertönte das lustige Lied einer heimziehenden Studentenschar. Fast atemlos, mit immer ungestümer pochendem Herzen stand er jetzt unter dem Fenster von Ludmillas Schlafzimmer, das nach dieser Seite hin lag; es war, als wenn sein Verhängnis ihn einlüde. Das Fenster war offen und durch die ein wenig geöffnete Türe des andern Zimmers leuchtete ein Lichtstreif. Also war Ludmilla noch auf. Er lehnte sich einen Augenblick an die Mauer des Hauses; sein Herz schlug hörbar; sein Blut kochte; sein Kopf schwindelte. Dann sah er sich um: kein Licht sonst mehr; kein Mensch sichtbar; kein Laut vernehmbar, außer dem Zirpen eines Heimchens, was das Gefühl der Einsamkeit noch erhöhte. Gedacht ward's nicht, aber gewollt, aus den dunklen Tiefen der Brust herauf, und im selben Moment auch getan! Er schwang sich zum Fenster hinauf und stand bebend, den kalten Schweiß auf der Stirne, während der gewaltige Drang im Innern die Brust zu sprengen drohte, im Schlafzimmer Ludmillens. Durch die Öffnung der Tür sah er wie durch einen Nebel, der vor seinen Blicken schwamm, Ludmilla auf dem Sofa im Wohnzimmer liegen. Sie war in einen losen Morgenüberwurf gehüllt, die langen Flechten ihres schwarzen Haares hingen ihr über die Schultern herunter, ihre vollen, weißen Arme waren aus den weiten offenen Ärmeln des Überwurfs sichtbar. Wie es schien, war sie mit Schreiben beschäftigt gewesen, vor ihr auf dem Tisch lagen Papiere, viele zerknitterte und zusammengedrückte Blätter wie im Unmut weggeworfen und ein beschriebenes Blatt, dessen Inhalt sie

auch nicht befriedigen mochte, denn sie hielt die Feder müßig über demselben und starrte darauf hin.

Plötzlich schreckte sie in die Höhe; die Türe ihres Schlafzimmers öffnete sich weiter und auf der Schwelle stand Iwan. Kein Schrei entfuhr Ludmillas Lippen, aber sie sprang auf und sagte mit bebender Stimme: „Was bedeutet dieser Überfall? Sind Ihnen meine Ehre, mein Ruf nichts? Warum folgen Sie nicht als ein gehorsamer, unmündiger Knabe den Befehlen Ihrer Mutter und gehen zu Ihrer Fürstin, der Sie ja nicht einmal einzugestehen wagen, daß Sie ein anderes Weib schön gefunden haben."

Iwan sah den Ausdruck tiefster Erbitterung nicht, der sich auf ihrem Gesicht malte. Er sank ihr zu Füßen und umfaßte ihre Knie. „Ludmilla, vergib, vergib," stöhnte er, „wenn du wüßtest, welche Qualen ich heute abend erduldet habe, du würdest mir nicht zürnen. Deine schrecklichen Worte dort im Schlafzimmer, daß du fort wolltest, ließen mir keine Ruhe. Wenn du gehst, gehe ich mit; an das Ende der Welt will ich dir folgen. Was soll ich bei diesem jungen Mädchen, unter den lästigen Blicken meiner Mutter und der Fürstin, die mich verhandeln wollen wie einen unmündigen Knaben? Ich mußte hierher, mußte dich sehen oder sterben. Habe Erbarmen mit mir!"

„Unglücklicher," versetzte Ludmilla sanfter, „und wenn irgend jemand Sie gesehen hat? Freilich, ich achte das Urteil der Welt gering! Aber mich, die Schutzlose, die Alleinstehende, wird jeder gern unverdient beleidigen, während jene stolzen Frauen sich im Gefühl ihrer nie angegriffenen Unschuld über mich stellen."

„Ha, und werde ich dich nicht schützen gegen jeden Angriff?" rief Iwan. „Mein Weib sollst du werden trotz jenen. Was kümmert uns das schnöde Gesetz, das Ehen heiligt im Angesicht der Gesellschaft? Sei mein, Ludmilla, und morgen folge ich dir, wohin du willst, trotz der Anwesenheit der Fürstin und ihrer Tochter."

Noch vor dem ersten Hahnenschrei schloß sich das Fenster

wieder in der Kammer des Dienstmädchens, ohne daß diese aufgewacht wäre und die Gestalt bemerkt hätte, die sich leise durch die Kammer zur Türe hinausstahl. Als sie aufstand, wunderte sie sich nur, woher das Paar schöner Handschuhe komme, das sie beim Fenster auf dem Boden fand. Sie fragte im Hause umher, da sich aber niemand dazu bekennen wollte, dachte sie weiter nicht darüber nach und behielt sie, um am nächsten Sonntag beim Kirchengehen Staat damit zu machen.

Am folgenden Morgen erhielt Frau v. Sch . . . beim Frühstück ein Billett; sie las es laut:

Teure Christiane Alexandrowna!

Ich habe gestern abend die Nachricht erhalten, daß jemand, der mich in wichtigen Familienangelegenheiten zu sprechen hat, mich in Stuttgart erwartet. Die Sache ist eilig und ich reise ohne Verzug dahin ab. Entschuldigen Sie daher, daß ich nicht erst noch bei Ihnen vorkam. Ich weiß Sie ja jetzt glücklich mit Ihren Freundinnen. Da brauchen Sie doch nicht Ihre Sie über alles liebende

Ludmilla."

Frau v. Sch . . . sah auf Iwan und bemerkte, daß er heftig die Farbe wechselte. Sie hielt das für die Wirkung der überraschenden Nachricht, aber im Grunde des Herzens freute sie sich über diese, denn sie schmeichelte sich nun mit der Hoffnung, daß Iwan sich mit Irene beschäftigen und von ihr angezogen werden könne. Der Verstellung unfähig und daran gewöhnt, ihren Söhnen alles zu sagen, gab sie sich auch jetzt wieder unvorsichtig dem Drange ihres Herzens hin. Sie ergriff Iwans Hand und sagte zärtlich: „Mein liebes Kind, das scheint wie eine Fügung! Ludmilla geht in dem Augenblick, wo Irene kommt; nun fordere ich nichts von dir, mein geliebter Iwan, als daß du dich ohne Nebengedanken in diesen Tagen dem Umgang mit der Fürstin und Irene hingibst. Du weißt, daß ich dich zu nichts zwingen will, aber du weißt auch, daß mich nichts glücklicher machen könnte, als wenn du und

Irene euch einander nähertet. Daß Ludmilla einen Zauber auf deine Phantasie geübt hat, finde ich begreiflich, aber dein Herz, Iwan, glaub es mir, deiner Mutter, ist noch frei und die unschuldige, jungfräuliche Irene paßt besser für dich als die erfahrene und verzeih es mir, Iwan — die kokette Frau."

„Mutter," rief Iwan aufspringend, „ein jedes Wort, das sie verleumdet, trifft mein Herz. Deine Irene ist mir völlig gleichgültig, ja sie fängt an, mir widerwärtig zu werden, weil sie mir aufgedrungen werden soll."

Mit diesen Worten eilte er aus dem Zimmer und schlug die Türe heftig hinter sich zu. Frau v. Sch . . . blieb in kummervollem Nachdenken zurück. Was war aus ihrem liebevollen, ergebenen, träumerischen Iwan geworden? Ihr Herz schwoll auf in Bitterkeit gegen die, die sie als die Urheberin alles dessen ansah. Sie wurde indes aus ihrem trüben Sinnen geweckt durch die Ankunft der Fürstin und ihrer Tochter, die diesmal von der Prinzessin begleitet waren, einem ältlichen, magern, häßlichen Fräulein, eingehüllt in Schals, Mantillen, Pelzkragen und Mäntel aller Art und Farben.

„Ach, teure Christiane Alexandrowna, welch ein Wunder, daß ich Sie noch wiedersehe in diesem Leben," rief die Prinzessin, indem sie Frau v. Sch . . . umarmte. „Mein Gott, wie bin ich leidend! Immer im Angesicht des Todes! Aber diesen letzten Wunsch hat mir doch der Himmel gewährt."

„Nun, bei alledem hast du gottlob die weiten Eisenbahnfahrten besser vertragen als ich, meine Beste," versetzte lächelnd die Fürstin, „und hast immer noch Kraft gehabt, mit Irene Theater und Konzerte zu besuchen, wenn ich todmüde im Hotel liegen blieb."

„Ja, mein Gott, dem Kind zuliebe mußte ich mich zusammennehmen," sagte die Prinzessin und indem sie sich bemühte, sich einiger überflüssiger Kleidungsstücke zu entäußern, fügte sie, sich zu Irene wendend, hinzu: „Ma nièce, prenez mon manteau."

Als Irene diesem Befehl Folge geleistet und es versucht

hatte, etwas Ordnung in das noch übrige Chaos der Jacken und Mantillen zu bringen, fuhr die Prinzessin zu Frau v. Sch . . . gewendet fort: „Meine Nichte ist sehr gut von mir erzogen, sie vergißt nie, was ein junges Mädchen den älteren Leuten schuldig ist. Das verlange ich aber auch und verlange es ebenso von den Söhnen meines Bruders; sie müssen die zartesten Attentionen für mich haben, mir den Fußschemel herbeirücken, mir die Kissen in den Rücken legen, mir den Arm reichen, sobald ich vom Lehnstuhl aufstehe, um mich auf das Sofa zu setzen. Ich will in meiner Stellung als Tante geachtet sein. Ich hoffe, Sie werden mir darin beistimmen, Christiane Alexandrowna, und Sie haben wohl Ihre Söhne ebenso erzogen? O, ist dies Sergei?" rief sie dem Eintretenden vom Lehnstuhl aus, in den sie sich geworfen hatte, entgegen, indem sie ihm die Hand zum Kusse hinhielt. „Nun, junger Herr, ich hoffe, Sie werden mir den Arm geben, wenn wir nachher das Schloß besteigen."

Die Fürstin lächelte Frau v. Sch . . . zu und Irene sagte spottend: „Aber, beste Tante, Sie sind so ermüdet!"

„Freilich, mein Kind, angegriffen! aufs äußerste! aber die schöne Natur wirkt immer wohltätig auf mich und stellt meine zerrütteten Nerven wieder her. Aber, wo ist Iwan Paulowitsch? Ich muß doch die Kinder meiner teuren Christiane sehen."

Frau v. Sch. . . . bat Sergei, seinen Bruder zu rufen; er kam aber mit der Nachricht zurück, daß Iwan fort sei. So mußte man ohne ihn eine Promenade auf die Schloßruinen von Heidelberg unternehmen, denn die Prinzessin versicherte, sie ersticke in der Stubenluft und bedürfe für ihre Nerven der milden Herbstsonne draußen und des Eindrucks der romantischen Ruine.

Als man nach einigen Stunden zum Essen nach Hause kam, fragte Frau v. Sch. . . . nach ihrem Sohne und hörte, daß er nicht nach Haus gekommen sei, daß aber ein Mensch vom Bahnhof ein Briefchen für die gnädige Frau gebracht habe. — Frau v. Sch . . . erbrach es hastig, es war von Iwan. Er

schrieb, er sei, nach der Unterredung am Morgen, nicht in der Stimmung gewesen, heute mit den Damen zusammenzutreffen und habe deshalb eine Fahrt nach Mannheim gemacht, von wo er erst morgen wieder zurückkehren werde. Frau v. Sch . . empfand das Verletzende dieses Betragens bitter, aber sie strebte dennoch, den Liebling ihres Herzens vor den Freunden zu entschuldigen, obwohl sie fühlte, daß der prüfende, klare Blick der Fürstin anfing, zu erraten, daß nicht alles sei, wie es sein sollte. Irene zeigte sich heute auf das liebenswürdigste; die gestrige Schüchternheit war verschwunden und neben jugendlicher Heiterkeit, ja Schelmerei, trat ein bedeutender, ernster Grundzug überall hervor. Frau v. Sch . . . war entzückt von ihr und drückte der Mutter dies Gefühl aus, als sie sich am Abend, wo sich Besuch, der den jungen Leuten galt, einfand, von den übrigen etwas zurückzogen zu vertraulicher Plauderei.

„Ja, sie ist ein treffliches Kind," sagte die Mutter, „die schönsten Anlagen waren in ihr; ich habe nichts zu tun brauchen, als diese zu entwickeln, damit sie, im Licht der Erkenntnis, bewegt und angezogen von den edelsten Motiven, die Selbstherrschaft über den dunkeln ungestümen Drang des Lebens, der ja gewöhnlich in bevorzugten Naturen auch am heftigsten ist, üben und das Maß finden lerne, das den Menschen zum Kunstwerk macht. Freilich habe ich dazu manchmal strenge sein müssen, aber sie wußte, daß meine Strenge auch eine Form der Liebe war und sie hat sie mir gedankt!"

„Nun, da bewundre ich dich, ohne dir nachahmen zu können," erwiderte Frau v. Sch. . . . „Ich kenne nur eine Aufgabe in der Erziehung: jede Träne von der Geliebten Augen zu trocknen und unbeschränktes Vertrauen zwischen Mutter und Kind aufrecht zu halten; alles andere muß man der Natur überlassen."

„Täuschest du dich aber nicht, Beste?" sagte die Fürstin sanft. „Ist das wirklich Glück, den blinden Drang gewähren zu lassen, der den Menschen in ewigem Begehren, in nie befriedigtem Wollen von Wunsch zu Wunsch fortreißt? Und

das nur, um im Augenblick nicht versagen zu müssen, um die flüchtige Träne der Entsagung zu vermeiden, womit man aber auch den edlen Triumph der Selbstüberwindung vernichtet? Kann deine grenzenlose Liebe den Söhnen ihren Weg so ebnen, daß sie nie sich verwunden werden, daß kein tragisches Schicksal schwer zu lösende Konflikte für sie heraufführen wird? Beste Christiane, möchte es so sein, aber ich zweifle."

„Ach, laß mich's hoffen," versetzte Frau v. Sch.... „Ich kann meiner Lieblinge Augen nicht weinen sehen; so viel es in meiner Macht steht, sollen sie glücklich sein."

Die Fürstin schwieg; sie sah nur ernst auf das redliche Antlitz ihrer Freundin, die mit niedergeschlagenen Augen dasaß, als fürchte sie, es zu verraten, daß in ihrer eignen Seele der Zweifel an ihrer Theorie aufzutauchen begann. Natürlich fand die Fürstin es sonderbar, daß Iwan sich gerade an diesem Tage entfernt hatte, doch mochte sie nichts darüber sagen, denn sie wollte ihre Freundin nicht verwunden, aber sie nahm sich innerlich vor, erst genau zu beobachten und zu prüfen, ehe sie das Glück ihrer Irene auf das Spiel setze.

Inzwischen hatte sich im übrigen Teile der Gesellschaft, wie es schien, eine heftige Diskussion erhoben. Man hörte die Stimme der Prinzessin und die eines Russen, der seit kurzem in Heidelberg weilte. Frau v. Sch . . ., die das Gespräch mit der Freundin abzubrechen wünschte, stand auf und näherte sich, um zu sehen, wovon die Rede sei. Sie hörte Ludmillas Namen.

„Beste Christiane Alexandrowna," rief die Prinzessin ihr zu, „eben höre ich, daß Ludmilla C . . . hier und ganz intim in Ihrem Hause ist? Mein Gott, Teure, wissen Sie denn nichts von dieser Frau? Ich finde hier so lebhafte Sympathien für sie im Herrn v. Schmetow und Ihrem Sergei, daß ich ganz erstaunt bin. Das ist ja eine berüchtigte Kokette, die schon in mehrere Familien Unheil und Verzweiflung gebracht hat. Ich habe sie in Petersburg gesehen, wo sie ein schönes eheliches Verhältnis zerstört hat; der Mann ist halb verrückt geworden aus Liebe zu ihr und hat seine liebenswür-

dige Frau ganz unglücklich gemacht. Und ist sie etwa eine Frau comme il faut? Nennen Sie das Erziehung und Benehmen, wie sie sich beträgt?"

„Sie ist jung, liebenswürdig und talentvoll, das ist genug, um den Neid derer zu erregen, die es nicht sind," erwiderte Herr v. Schmetow mit ironischem Lächeln, indem er aufstand und der Prinzessin den Rücken wandte.

„Wie die Verteidigte, so die Verteidiger," sagte die Prinzessin halblaut, doch laut genug, um von allen gehört zu werden.

„O Tante, ich bin Ihnen böse," rief Irene, „daß Sie mir mein Ideal verderben. Ich denke mir Madame C... als eine jener außergewöhnlichen Naturen, die viel zu sehr in Ideen leben, um immer auf jede kleine Handlung des Lebens zu achten und sie ebenso zu machen wie andere Leute und die daher oft mißverstanden werden."

„Vous êtes charmante, Mademoiselle!" sagte Herr v. Schmetow, indem er wohlgefällig auf Irene blickte, deren Wangen lebhaft erglüht waren, „il faut être jeune et aimable comme vous pour comprendre ce qui est jeune et aimable."

„Jeune? Eine Frau von dreißig Jahren?" murmelte die Prinzessin, indem sie ihren Schal fester um sich zog und sich im Lehnstuhl zurückwarf. „Irene, meine Gute, enthalte dich in Zukunft des Urteils, wenn es in direktem Widerspruch steht mit dem, was deine Tante sagt," fügte sie hinzu, indem sie den Ärger über die beleidigende Weise ihres Gegners an der Nichte ausließ.

Irene, voll Mitleid über die Kränkung, die der Tante widerfahren war, sprang auf und küßte sie auf die Stirne, indem sie sich zu ihr niederbeugte und ihr allerlei zuflüsterte, was zuletzt ein Lächeln auf den Zügen der Prinzessin hervorrief.

„Charmante enfant!" sagte Herr v. Schmetow, der Irene durch die Lorgnette beobachtete und sich dann davonschlich, da ihm die Fürstin, die hinzugetreten war, leise bemerkte, daß er

das Thema lieber vermeiden solle, da zuviel antagonistische Meinungen im Saale herrschten.

Am folgenden Morgen wartete Frau v. Sch... mit Ungeduld auf die Rückkehr ihres Sohnes. Es fiel ihr nicht ein, daß er ausbleiben könne, aber sie war doch in einer fieberhaften Unruhe, denn ihr liebendes Herz machte ihr Vorwürfe, daß sie ihn gekränkt habe, da er doch nun einmal für Ludmilla eingenommen sei und mit dem Eigensinn der Jugend dem Glauben an ihre Vortrefflichkeit huldige. „Vielleicht," setzte sie in Gedanken hinzu, „ist Ludmilla wirklich so großherzig und ist gerade gegangen, um der Begegnung Iwans mit Irene nicht im Wege zu sein und vielleicht habe ich das nun durch meine Unvorsichtigkeit verdorben, indem ich ihn verletzt und trotzig gemacht habe."

Wie wünschte sie ihn nun zurück, um alles wieder gutzumachen, um im Drang ihres dankbaren Gefühls Ludmilla zu erheben und ihm Irene wert zu machen durch die Erzählung ihrer Verteidigung Ludmillas. Wie lästig war es ihr daher, als um elf Uhr morgens die Prinzessin anrückte mit einem ganzen Warentransport hinter sich, den sie aus den besten Läden der Stadt hatte anschleppen lassen. Sie hatte die Manie, zu kaufen, und gewöhnlich ganz unnötige Dinge. Es war eine Qual für andere, mit dabei zu sein, denn sie verfuhr in der rücksichtslosesten Weise, warf die Sachen den Kaufleuten erbarmungslos durcheinander und tadelte bitter, oft ohne sie kaum angesehen zu haben. Der Ladendiener breitete einen Stoff vor ihr aus, sie schlug ihm verächtlich das Zeug aus der Hand und rief: „Pfui, welch ein abscheulicher Stoff!" Der Mensch sah sie etwas zornig an, da zog sie einen Schal mitten aus einem Paket heraus, so daß alles darauffliegende herunterfiel und ohne ihn nur einmal näher anzusehen, rief sie: „Den behalte ich, der ist geschmackvoll!"

Als nun der Ladendiener, der anfing, sich über sie zu amüsieren, seinen Vorteil einsah und ihr allerlei unnützen und geschmacklosen Tand anpries, indem er versicherte, er werde ihr sehr gut stehen und sei die neueste Mode, kaufte sie wirklich eine

Menge Gegenstände, bis sie sie plötzlich alle auf einen Haufen warf, in den Lehnstuhl sank und ausrief: „Ich bin erschöpft! Ich kann nicht mehr! Schnell, nehmen Sie all das Zeug fort, schicken Sie die Rechnung und lassen Sie mich in Ruhe. Mein Gott, wie bin ich angegriffen! Sergei, mon cher, etwas Eau de Cologne! so! — eine Fußbank, mein Lieber! — etwas weiter dorthin! — lassen Sie das Rouleau herunter, Bester, die grelle Sonne greift meine Nerven an!"

In diesem Stil ging es fort, bis die Fürstin und Irene im Wagen anlangten und Frau v. Sch. . . ., Sergei und die Prinzessin abholten. Frau v. Sch . . . war in gedrückter Stimmung, doch hoffte sie zuversichtlich, Iwan am Abend zu Hause zu finden. Statt seiner war es abermals nur ein Brief, der meldete, daß er in Mannheim ganz unvermutet einen Freund aus Moskau getroffen habe, der ihn so sehr gequält hätte, ein paar Tage mit ihm nach Frankfurt zu reisen, daß er es nicht hätte abschlagen mögen, um so mehr, da er fühle, daß eine kleine Zerstreuung ihm sehr gut tun werde.

Frau v. Sch. . . . war betrübt und beleidigt zugleich und doch tröstete sie der Gedanke wieder, daß vielleicht neue Umgebungen und das Zusammensein mit einem Jugendfreund vorteilhaft auf Iwan wirken und dem verhängnisvollen Einfluß Ludmillas, dessen Stärke sie sich noch immer nicht ganz eingestand, einen Damm entgegensetzen könnten. Die Fürstin half ihr in der würdigsten Weise über die Verlegenheit hinweg, in die Iwans Betragen die Mutter ihr gegenüber setzte. Sie schien nicht nur nicht beleidigt, sondern freute sich, wie sie sagte, auf das Frühjahr, wenn sie, aus Italien zurückkehrend, sich in Paris mit den Sch . . . s, die den Winter da zubringen wollten, treffen und dann auch Iwan recht gründlich kennenlernen würde. Zwei Tage später wollte sie mit Irene abreisen. Die Prinzessin, die ihre Entschlüsse täglich änderte, wollte sie nun doch bis Genf begleiten, obgleich das Reisen sie so sehr anstrengte, von da aber wollte sie nach Paris und ruhig den Winter mit Frau v. Sch . . . zubringen.

Am Abend vor der Abreise kam ein alter Bekannter der Fürstin, der am selben Tag erst in Heidelberg angekommen war, um sie noch zu sehen. Man war im Salon der Frau v. Sch... versammelt. Der Herr erzählte, er komme von einer Tour durch den Schwarzwald, das Murgtal und von Baden-Baden.

„Denken Sie nur, was mir passiert ist," sagte er im Verlauf der Erzählung, „ich bin einer Berühmtheit, die ich so gerne kennengelernt hätte, begegnet, ohne es zu wissen. Als ich im Murgtal umherstreifte, fand ich auf einer romantischen Stelle an der wilden, rauschenden Murg ein Paar gelagert, die, wie ich mir dachte, in den Flitterwochen sein müßten, so ganz schien der junge Mann absorbiert in Liebe und Bewunderung für die schöne, üppige Frau, neben der er im Grase ruhte. Ich wurde um so mehr von der Gruppe angezogen, als russische Laute mein Ohr trafen, aber ich wagte nicht, das Gespräch der Liebenden zu unterbrechen, um mich als Landsmann vorzustellen. Als ich später über denselben Platz zurückkehrte, hatten sie ihn verlassen. Spät abends im Wirtshaus angelangt, hörte ich neben mir im Zimmer, wie es mir schien, auch Russisch sprechen, obgleich ich nichts verstehen konnte außer dem Namen Ludmilla, der von einer Männerstimme öfters ausgesprochen wurde. Ich war sehr ermüdet vom vielen Laufen und schlief lange. Als ich aufstand und an das Fenster trat, sah ich einen Wagen vor der Türe halten; eine Dame und ein Herr waren eben im Begriff, einzusteigen. Ich erkannte das Paar von gestern. Der Kellner brachte mir mein Frühstück und ich erkundigte mich nach den Fremden. Er sagte, es seien Russen, die zwei Tage hier verlebt hätten. „Sie gaben sich für Geschwister aus," setzte er mit einem zweideutigen Lächeln und der seiner Klasse anhängenden Redseligkeit hinzu, „sie hatten zwei Zimmer nebeneinander, hier zunächst dem Ihrigen. Eine offene Türe führt aus dem einen in das andere," fuhr er fort mit noch stärkerem Lächeln und Zwinkern der Augen.

„Zeigen Sie mir das Fremdenbuch," unterbrach ich seinen

Drang nach Mitteilung. Er brachte es; ich las den Namen: Ludmilla C. Nun denken Sie sich meinen Unmut, dieser begabten Frau so nahe gewesen zu sein und ihr nicht wenigstens ein Wort der Huldigung, die man in Rußland ihrem Talente zollt, haben sagen zu können. Ich kann es bis jetzt noch nicht verschmerzen."

„Und der Name des Herrn?" frug Frau v. Sch... mit kaum unterdrückter Bewegung.

„Iwan — Iwan — ach, ich erinnere mich des Namens nicht mehr; ich hatte früher nie den Mädchennamen von Madame C... gehört," erwiderte der Herr; „übrigens gestehe ich, daß ich, nach der Szene in der romantischen Einsamkeit an der Murg, eher etwas den Vermutungen des Kellners beistimmen würde, wenn mich das etwas anginge und ich ein Recht hätte, über Madame C... zu urteilen."

Frau v. Sch... war aufgestanden und, wie um etwas zu holen, in das Nebenzimmer gegangen. Die Fürstin, die den Zusammenhang schnell begriff, litt für ihre Freundin und suchte das Gespräch zu wenden, um so mehr, da es ihr um Irenes willen sehr unangenehm war. Aber die Prinzessin bemächtigte sich des Themas mit Leidenschaft.

„Ah voilà!" rief sie, „eine neue Illustration zu der unvergleichlichen Vortrefflichkeit von Madame C...! Also da hat sie wieder einen vielleicht seiner Familie und seinen Pflichten entführt! O ihr blinden Männer! Wie wehrlose Mücken schwärmt ihr um die gefährliche Flamme herum, bis ihr hineintaumelt und verbrennt. Was kümmert es die Flamme? Sie brennt ungerührt weiter und verschlingt neue Opfer."

„Nun, das ist die Natur der Flamme, meine Gnädige," versetzte der Herr; „sollen wir sie deshalb schmähen, weil ihr reizendes Licht so übermächtig zauberisch lockt, daß die Mücke im Sehnsuchtsdrang sich in diesen seligen Tod stürzt?"

„Ah pardon! Hier hört der Vergleich auf," versetzte die Prinzessin, indem ihr mageres, ohnehin etwas kupferiges Gesicht von Eifer noch mehr erglühte; „die Flamme mordet be-

wußtlos, deshalb ist sie unschuldig; eine Frau, die wie Madame C... die Kinderschuhe längst ausgetreten hat, die einen guten, rechtschaffenen Mann und ein Kind hat, die weiß, was sie tut. Und das ist ja eben das Abscheuliche an einer Kokette, daß sie mit kaltem Blut, selbst ungerührt, ihre Opfer in das Verderben lockt."

„Meine Beste, höre doch auf mit diesem ewigen Verfolgen von Madame C...." sagte die Fürstin, „du ziehst nur den Verdacht auf dich, du habest ein persönliches Motiv dabei, was bei deinem edlen Herzen gewiß nicht der Fall ist. Eine Frau von großem Talent, die, auf dieses Talent gestützt, allein hinaustritt in die Welt, hat bei den heutigen sozialen Begriffen noch einen so schweren Stand, daß es fast unmöglich für sie ist, nicht gegen hergebrachte Meinungen anzustoßen, wenn sie den mannigfaltigen, reichen Bedürfnissen einer Künstlernatur genügen will, und das muß sie doch um ihres Talentes willen. Ich gestehe, ich bin selbst sehr begierig auf die Bekanntschaft mit Madame C..., um mir mein eigenes Urteil zu bilden und ich hoffe, wir begegnen ihr irgendwo auf der Reise."

Nach mehreren Tagen kehrte Iwan zurück. Frau v. Sch..., die nicht mehr daran zweifelte, daß es ihr Sohn gewesen sei, der mit Ludmilla zusammen gesehen worden war, war äußerst unwohl von der tiefen, schmerzlichen Erschütterung, die ihr dieser erste Betrug, den sie von ihm erlitten hatte, verursachte. Sie verbrachte ihre Nächte in Tränen und ihre Tage in dumpfem Brüten. Vergebens wollte Sergei es ihr ausreden, daß es Iwan gewesen sei. Sie war aus ihrem Vertrauenstraum geweckt und wie es oft zu gehen pflegt bei weichen, hingebenden Naturen, wenn sie gewaltsam zum Bewußtsein gebracht werden: das Mißtrauen war für immer bei ihr eingezogen. Sie lag unwohl zu Bett, als Iwan am Abend ankam. Sie wollte sich zwingen, kalt zu sein, aber als der Liebling nun vor ihr stand und der Gedanke über sie kam, daß dieser Sohn, ihr Stolz, ihre Hoffnung für die Zukunft, sie so getäuscht, so absichtlich verletzend gehandelt hatte, da verwan-

delte sich ihr Zorn in grenzenlosen Schmerz und sie weinte laut. Iwan war erschüttert, denn Sergei hatte ihm schon auf der Treppe zugeflüstert, daß die Mutter alles wisse. Er ergriff ihre Hand und küßte sie, ohne ein Wort zu sagen.

„Möge dein eigenes Herz dir vergeben, wie ich es tue," sagte Frau v. Sch. . . . endlich, als sie die Sprache wiederfand; „ich kann dir nicht zürnen. Ich beklage nur das Unglück, in das du dich stürzest. Eine Leidenschaft, die dich schon so verblendet, daß du der Wahrheit untreu wirst, daß du dich scheust, deiner Mutter einzugestehen, bis wohin sie dich fortreißt — — —. Noch, hoffe ich, ist das Schlimmste nicht geschehen, noch, hoffe ich, bist du frei. Aber wird es nicht dahinkommen, daß du dieses Weib an dich bindest und dir selber die Möglichkeit eines edlen, glücklichen Familienlebens nimmst?"

„Mutter, dies Weib, wie du sie nennst, ist die einzige Frau, die dein Sohn je lieben wird. Es war eine Pflicht für mich, der Fürstin zu zeigen, daß ich nicht daran denke, nach der Hand ihrer Tochter zu streben. Einige Tage des heiteren Naturgenusses und der Ruhe, in Gesellschaft der geistreichsten und liebenswürdigsten Frau, die ich kenne, wie hätte ich ein solches Glück aufgeben sollen? Ich sagte es dir nicht, weil du zum erstenmal im Leben den Wünschen meines Herzens widerstrebst und ich es vermeiden wollte, dich unglücklich zu machen. Daß der Zufall dir es verriet, tut mir leid um deinetwillen."

„Und Madame C . . ., die mir schrieb, sie müsse nach Stuttgart," sagte Frau v. Sch . . . bitter.

„Sie ist nach Stuttgart, Mutter, das ist ganz wahr," versetzte Iwan eifrig, erfreut, hier wenigstens im Recht zu sein, „sie wird wohl noch vierzehn Tage ausbleiben."

Frau v. Sch . . . fühlte sich erleichtert und ihr Herz lenkte schon zur Milde. Trennung schien ihr wieder Hoffnung. Wie um abzulenken, fragte sie:

„Und wo ist Wanda?"

„Sie ist hier mit der Bonne, Ludmilla — bat sogar, ob du dich ihrer nicht während der Zeit annehmen wolltest?"

sagte Iwan verlegen und doch voll Zuversicht, bei seiner Mutter die rechte Saite angeschlagen zu haben.

„Das arme Kind ist unschuldig, es mag kommen," sagte Frau v. Sch..., ohne ihren Sohn anzusehen.

„Dank, Mütterchen, Dank; ich wußte es ja, du bist gut und du willst auch nicht, daß dein Iwan leidet; laß mich doch gewähren! Ich bin jung und die Jugend will ihr Recht haben." Bei diesen Worten zog er den Kopf seiner Mutter an seine Brust und liebkoste sie. Frau v. Sch... schwieg, aber sie konnte dem Zauber nicht widerstehen.

„Sein Vertrauen, sein Vertrauen doch vor allem," rief es in ihrem Herzen und zuletzt lächelte sie ihm unter Tränen zu.

In den folgenden Tagen war Iwan voll der größten Zärtlichkeit für seine Mutter. Er kaufte neue Bücher, las ihr vor, fing an zu arbeiten, Ludmillas Namen wurde nicht genannt. Dafür aber hatte Frau v. Sch... die arme kleine Wanda den ganzen Tag bei sich und nahm sich ihrer mütterlich an. Iwan war heiter und fleißig und das allzu leichtgläubige Mutterherz lebte auf. Nach vierzehn Tagen aber trat eines Abends Ludmilla wieder ein. Frau v. Sch... fühlte bei ihrem Anblick die alte Sorge zurückkehren, denn Iwans Gesicht leuchtete von solchem Glück, daß sie sah, es war nichts geändert. Sie konnte sich daher kaum zwingen, höflich zu sein und begegnete Ludmilla nicht in alter Weise. Diese schien es nicht zu bemerken, dankte Frau v. Sch... für ihre Güte gegen Wanda, hatte tausend freundliche Worte für Sergei, war unbefangen freundlich mit Iwan und feierte ein überaus herzliches Wiedersehen mit Herrn v. Schmetow, der kurz nach ihr in das Zimmer trat.

„Sie hier, bester Schmetow? Welch ein Glück für mich, nun habe ich doch einen Freund, einen Beschützer," rief sie, indem sie Schmetow ihre beiden Hände reichte, die dieser nacheinander an seine Lippen führte. Frau v. Sch... sah unwillkürlich auf Iwan. Seine Stirne war finster und seine Lippen bebten. Schmetow setzte sich zu Ludmilla; er konnte nicht Worte genug finden, sein Glück zu schildern, daß er sie

wiedergefunden habe; sie hatten sich gegenseitig soviel zu sagen, sie sprachen von Verhältnissen, die den Sch...s unbekannt, der Zeit vor ihrer Bekanntschaft mit Ludmilla angehörig waren; mit Lachen wurde besonders einer Person, die durch einen Spottnamen bezeichnet wurde, gedacht; aus dem Zusammenhang erriet man, daß Ludmillas Mann gemeint sei. Da noch einige Personen anwesend waren, so waren Frau v. Sch... und Sergei anderweitig beschäftigt. Iwan ward von Minute zu Minute düsterer, er antwortete gar nicht oder nur einsilbig und mürrisch auf Fragen, die man an ihn richtete und seine Augen hafteten mit einem Ausdruck von Wut auf den beiden in ihr Gespräch Vertieften. Jedermann sah und erriet das Drama, das sich hier vorbereitete und Frau v. Sch... bemerkte es an den Blicken der Anwesenden, daß ihr Familienleid kein Geheimnis mehr sei. Nur Ludmilla und Schmetow schienen nichts zu bemerken; sie waren so miteinander beschäftigt, daß sie auf nichts um sich her acht gaben. Endlich erhob sich Ludmilla, um zu gehen.

„Ich begleite Sie, meine verehrte Freundin", sagte Schmetow.

Iwan trat rasch zu Ludmilla heran, aber noch ehe er ein Wort sagen konnte, hielt diese ihm die Hand hin und sagte mit freundlichem Lächeln: „Gute Nacht, Iwan!" Dann ergriff sie Schmetows Arm und eilte fort.

Iwan stampfte mit dem Fuße auf die Erde, seine Züge waren von Wut entstellt, er stürzte an das Fenster, drückte sein heißes Gesicht an die Scheiben und starrte in die Nacht hinaus. Frau v. Sch... sah besorgt nach ihm hin, Sergei nahte sich ihm und legte seine Hand auf seinen Arm, da fuhr Iwan auf: „Nein, das muß auf der Stelle ins reine kommen," rief er mit bebender Stimme und ehe noch Mutter oder Bruder es hindern konnten, hatte er seinen Hut ergriffen, stürzte zur Türe hinaus und die Treppe hinunter.

Frau v. Sch... war außer sich. „Was wird das geben, wenn er Schmetow beleidigt und sie sich schlagen — Gott, Iwan, Iwan! Diese unselige Liebe wird ihn noch töten!"

rief sie jammernd. Dann wollte sie selbst nacheilen oder Sergei schicken; aber die Überzeugung, daß ihre Gegenwart Iwan nur erbittern werde und die Angst, auch Sergei in den Handel zu verwickeln, machten sie unschlüssig. Vergebens bemühte sich Sergei, sie zu bewegen, zu Bett zu gehen, indem er versprach, wenn Iwan in einer halben Stunde nicht zurück sei, wolle er fort, ihn zu suchen. Davon wollte sie nichts wissen. Endlich nahm sie Hut und Schal, ergriff Sergeis Arm und begab sich auf die Straße. Am Hotel angelangt, wo Schmetow wohnte, schickte sie Sergei hinein, um zu fragen, ob dieser schon im Hause sei. Der Kellner erwiderte, daß der russische Herr vor einiger Zeit allein nach Haus gekommen und bereits in sein Schlafzimmer gegangen sei. Das beruhigte Frau v. Sch . . . etwas und sie schlug nun den Weg nach Ludmillas Wohnung ein. Es war noch hell im Zimmer, aber die Vorhänge waren niedergelassen und es war unmöglich zu sehen, was im Innern vorging. Doch fühlte und wußte Frau v. Sch . . ., daß Iwan hier sei. Sie stand eine Zeitlang unter dem Fenster, unschlüssig, ob sie hineingehen solle oder nicht, aber Sergei beschwor sie, es nicht zu tun. Er sagte, er kenne seinen Bruder viel zu gut, um nicht zu wissen, daß es ihn tief beleidigen, ihn vielleicht für immer von den Seinigen entfernen würde. Dieser Grund überwog bei der Mutter und schweren Herzens ging sie wieder heim. Kein Schlaf kam auf ihre Augenlider; sie zählte die Stunden der Nacht, die langsam dahinschlichen, um zu hören, wann Iwan heimkehre.

Dieser war indes, als er das Haus verlassen hatte, direkt auf Ludmillas Wohnung zugeeilt. In kleiner Entfernung hielt er jedoch an, denn er sah Ludmilla und Schmetow noch vor derselben stehen. Endlich empfahl sich der letztere und ging. Iwan eilte hin. Er fand das Haus noch offen, pochte an Ludmillas Türe, trat aber auch zugleich ein. Sie sah ruhig und heiter aus, aber als sie ihn erblickte, flog eine Wolke über ihr Gesicht.

„Halten Sie so Ihr Versprechen, mein Herr?“ sagte sie

kalt. „Es war Bedingung, daß Sie hier bescheiden und vorsichtig sein sollten.“

„Und glaubst du, daß ich das ertragen werde, Ludmilla, dich mit einem andern freundlicher zu sehen, als du es je mit mir gewesen bist? Wissen muß ich, was das für ein Verhältnis ist mit diesem Schmetow, der wahrlich tut, als hätte er ältere Rechte auf dich, als ich. Ha! wenn ich das fände, — es wäre sein Tod oder meiner.“

„Tor!“ sagte Ludmilla, indem sie fast verächtlich mit den Schultern zuckte. „Verhältnis? Was für ein Verhältnis? Ich kenne Schmetow von Petersburg her; er ist mein ergebener Freund; ich verehre ihn hoch, höher als alle andern Männer, ich könnte ihm jedes Opfer bringen. Fange nur nicht an, den Othello mit mir zu spielen, das ist lächerlich und ich hasse das Ridiküle! Von deinen Rechten weiß ich nichts: ich habe mich nie des Rechts begeben, meine Freundschaft zu verschenken, an wen ich will.“

Kaum hatte sie dies gesagt, so sprang Iwan wie ein Tiger, den das tödliche Blei verletzt hat, mit zornflammenden Augen auf sie zu, faßte die beiden Enden eines seidenen Tuches, das sie um den Hals geschlungen hatte und riß sie auf das Sofa nieder; hier zog er das Tuch fest zu und rief: „Wiederhole noch einmal deine letzten Worte und deine Lippen werden nie wieder freveln. Ehe ich dich einem andern Manne lasse, eher will ich dich tot vor mir sehen! Schwör' es, daß du nur mein sein willst für ewig und du sollst leben!“

Ludmilla war im ersten Moment vom Schreck betäubt: eine Veränderung ging in ihrem Verhältnis vor sich, er, der bisher der Sklave gewesen war, wurde nun ihr Meister. Sie hatte mit einem noch halb knabenhaften Jüngling zu spielen geglaubt, jetzt stand der Dämon einer Leidenschaft vor ihr, der höchstens durch List besiegt werden konnte, aber, durch Widerstand gereizt, zu allem fähig war. Sie schlug die Augen zu ihm auf und ihr Blick, der um Mitleid zu flehen schien, entwaffnete Iwan. Er ließ das Tuch los und sank vor ihr auf die Knie.

„Ludmilla, vergib, meine Liebe riß mich fort, aber du hast mich auch zu hart geprüft heute abend."

„Ich Unglückliche," flüsterte Ludmilla mit noch zitternder Stimme, „diesem Menschen habe ich mein Herz gegeben und meine Ehre anvertraut."

Sie wendete sich ab von ihm und wollte ihn nicht ansehen, wieviel Iwan auch bat und flehte. Nun brach er im Schmerz zusammen, er riß sich selbst an den Haaren, er krümmte sich im Staube zu ihren Füßen, er schwor, nie wieder an ihr zu zweifeln, nie wieder sie öffentlich durch seinen Unmut beleidigen zu wollen. Er ruhte nicht, bis sie vergeben hatte und dann vergaß er alles im Rausche der Sinne.

Im Morgengrauen hörte Frau v. Sch . . . die Haustüre öffnen und leise Schritte die Treppe heraufkommen. Sie sprang vom Sofa, wo sie angekleidet lag, auf und öffnete die Zimmertüre. Im fahlen Dämmerlichte des Morgens standen sich Mutter und Sohn gegenüber, beide geisterhaft bleich, beide sich anstarrend wie zwei Schatten aus dem nächtigen Reich der Qualen, das Dante so viel besser zu schildern vermocht hat als das Paradies, weil die Qual dem Erdgebornen mehr bekannt ist als die Seligkeit leidenloser Geister.

„Mutter!" flüsterte Iwan nach einem Augenblick schwerer Stille und reichte ihr die Hand. Sie gab ihm die ihre nicht, sie fragte nur mit klangloser Stimme: „Hast du Streit mit Schmetow?"

„Nein, nein, beruhige dich!" rief er.

Sie sah ihn an, als wollte sie in seinen Zügen lesen, ob er ihr diesmal die Wahrheit sage, dann wandte sie sich in ihr Zimmer und verschloß die Türe von innen.

„Mutter!" stöhnte Iwan, indem er gegen die Türe lehnte — aber — zum erstenmal im Leben öffnete sich ihm diese nicht.

Erst gegen Mittag wurde Frau v. Sch . . . sichtbar. Sie war gealtert in dieser einzigen Nacht, aber sie war ruhig. Ernst und bestimmt erklärte sie ihren Söhnen, daß sie sich be-

reit zu halten hätten, in drei Tagen mit ihr nach Paris abzureisen.

„Hier ist doch schon einmal alles verfehlt; aus dem Arbeiten wird nichts, dort werdet ihr hoffentlich anfangen zu beobachten und zu lernen, damit unsere Reise endlich auch segensreiche Früchte trage," sagte sie.

Beide Söhne nahmen schweigend ihre Entscheidung hin; sie fühlten beide, daß sie ihr jetzt nicht widersprechen durften. Ihr kummervolles Aussehen lag auf beider Herzen als ein Vorwurf, denn auch Sergei mußte sich sagen, daß er mehr dem Bruder gedient hatte als ihr. Beide liebten sie zärtlich, soweit es der durch die mütterliche Schwäche in ihnen entwickelte Egoismus zuließ. Sergei freute sich überdies auf Paris und Iwan beschloß sogleich in seinem Herzen, das nicht zu entbehren, was ihm schon unentbehrlich war. Er benutzte den ersten Moment, wo er unbemerkt entschlüpfen konnte und eilte zu Ludmilla. Am Abend erschien sie wie gewöhnlich. Frau v. Sch . . . empfing sie kalt. Ludmilla war ganz unbefangen heiter und erzählte, daß sie am nächsten Morgen Heidelberg verlasse und mit Herrn v. Schmetow nach Wiesbaden gehe, wo dessen Frau zur Kur sei, die sie zum Besuch eingeladen habe. Frau v. Sch. . . . schaute Iwan an, er sah ruhig aus. Ein Hoffnungsstrahl zuckte von neuem durch der Mutter Herz. Die Trennung, Paris auf der einen, auf der andern Seite Ludmilla im Kreise von Menschen, die ihren leicht bestimmenden Entschlüssen vielleicht eine ganz neue Richtung geben würden, — alles das belebte sie wieder. Sie nahm einen kalten Abschied von Ludmilla, ohne das bittere Lächeln zu sehen, das einen Augenblick um deren Mundwinkel zuckte.

Nach einigen Tagen war sie mit ihren Söhnen auf dem Wege nach Paris. Ludmillas Namen wurde nicht genannt; sie wurde nie erwähnt. Iwan nahm sich sichtlich zusammen, dennoch war eine Art fieberhafter Unruhe in ihm sichtbar, die Frau v. Sch . . . auf Kosten der Trennung schob und natürlich fand, da sie nicht hoffen durfte, das Gefühl, das so

viel Macht über ihn gewonnen hatte, mit einemmal schwinden zu sehen.

Nachdem sie sich in Paris eingerichtet hatten, machte Iwan Anstalten zum Studieren. Er wählte mehrere Kurse am Collège de France und an der Sorbonne, die er besuchen wollte, dann streifte er mit Sergei bei den Sehenswürdigkeiten von Paris umher; des Abends besuchten sie alle zusammen Theater und Konzerte oder empfingen Landsleute, die sich gleich in großer Anzahl bei ihnen einfanden, da sich deren in Paris immer viele aufhalten. So vergingen mehrere Wochen. Frau v. Sch . . . fing an zu hoffen und die natürliche Lebhaftigkeit ihres Geistes, mit der sie alles, was nur irgend Interesse hatte, erfaßte, kehrte zurück. Um so größer war daher ihr Schreck und ihre Entrüstung, als eines Abends ein Bekannter bei ihr eintrat und ausrief: „Ich habe Ihnen eine angenehme Nachricht zu bringen; soeben ist Ludmilla C . . . in dem Hotel angekommen, wo ich wohne."

Frau v. Sch . . . fand keine Antwort; Iwans Gesicht erglühte in Flammen, nur Sergei rief unbedacht:

„Ah Gottlob! wenn Ludmilla kommt, dann fängt das schöne Leben erst recht an."

„Sie ist mit Herrn v. Schmetow zusammen gekommen," fuhr der Herr fort.

„Und Frau v. Schmetow?" frug ein anderer der Anwesenden.

„Die ist mit den Kindern nach Rußland zurück, wie ich höre," erwiderte der erste.

Frau v. Sch . . . suchte Iwans Blick; er vermied sie anzusehen, aber ein Ausdruck tiefer Pein lag in seinen Zügen. Nach einigen Augenblicken verschwand er aus dem Zimmer und kehrte nicht zurück.

„Der Zauber lebt noch und die Gefahr ist wieder neu," dachte Frau v. Sch . . .

In der schlaflosen Nacht, die sie verbrachte, überlegte sie reiflich, was zu tun sei. Am Morgen kam Iwan ihr entgegen und sagte mit einiger Verlegenheit: „Ich ging gestern abend,

um Ludmilla noch einen Augenblick zu sehen und mich zu erkundigen, was das mit Schmetow für eine Bewandtnis habe: das ist nichts! Ganz einfach und natürlich. Frau v. Schmetow war zur Kur in Wiesbaden und ist nach Rußland zurück der kleinen Kinder wegen, mit denen das Reisen zu beschwerlich ist. Er, Schmetow, hat wissenschaftliche Zwecke in Europa, weshalb er hierher mußte. Später geht er nach Italien und da Ludmilla immer die Absicht hatte, hier den Winter zuzubringen, um zu studieren und zu komponieren, so hat er sie hierher begleitet. Sie nimmt ein kleines Logis für sich allein, Wanda wird sie in eine Pension geben. Sie läßt sich deshalb bei dir entschuldigen, daß sie heute noch nicht kommen kann, dich zu sehen, da sie zu sehr mit den Einrichtungen beschäftigt ist. Sobald es ihr möglich ist, kommt sie."

„Iwan," erwiderte Frau v. Sch . . . mit Würde, „höre, welch einen unwiderruflichen Entschluß ich gefaßt habe. Ich werde Madame C . . . nicht mehr bei mir empfangen. Wenn ich es täte, so würde ich den Menschen das Recht geben zu sagen, daß ich ein Verhältnis, das ich aus tiefster Seele beklage, begünstige und die Mätresse meines Sohnes beschütze. Das geht nicht an! Ich habe von jeher deine Freiheit geachtet — du kannst handeln, wie du willst. Wenn du eine unsinnige Liebe deiner Ehre, deiner Zukunft, deiner Mutter vorziehst, so kann ich dich beweinen, aber nicht hindern. Nur Teilnehmerin an diesem Vergehen kann ich nicht sein."

Iwan lehnte bleich und zitternd seiner Mutter gegenüber an der Wand. Zum erstenmal im Leben hörte er von ihr diese Sprache, fand er diesen ruhigen, entschiedenen Widerstand. Er war beleidigt, verletzt, erschüttert. Zorn und Stolz kämpften in ihm mit seinem besseren Selbst, mit seiner Liebe zu der Mutter, mit der Stimme seines Gewissens, das ihm sagte, sie habe recht. Die Sophistik der Leidenschaft siegte.

„Mutter," sagte er bitter, „mein ganzes Leben hindurch hast du mir von deiner Liebe gesprochen und daß mein Glück dir über alles teuer sei. Du hast unendlich viel für mich getan, aber das ist natürlich für eine Mutter. Jetzt kommt die erste

große Probe und da siegt der Egoismus deiner persönlichen Wünsche. Die Frau, die dein Sohn liebt, sollte wie eine geliebte Tochter in deinem Hause empfangen werden, und du verschließest ihr deine Türe wie einer gemeinen Dirne."

„Nein, Iwan, führe mir das ärmste Mädchen zu, wenn sie redlich und unbescholten ist und dich liebt, will ich sie als meine Tochter an das Herz drücken. Aber eine Frau, die dich zur Lüge gegen deine Mutter verleitet und deine Jugend in ein unhaltbares Verhältnis verstrickt, kann ich nicht achten, folglich nicht in meinem Hause dulden. Und — was die Hauptsache ist — kannst du glauben, daß eine solche Frau dich liebt?"

Iwan erschrak sichtlich bei dieser Frage. „Ich — ich glaube fest, daß sie mich liebt," stotterte er, „ja, sie liebt mich," fuhr er heftiger werdend fort, „und ich werde ihre Liebe jedem streitig machen, der sich vermessen wollte, danach zu streben. Wenn du sie nicht hier sehen willst, so verbannst du mich aus deinem Hause, denn ich kann keinen Tag sein, ohne sie zu sehen. Sie ist mein Weib und mein Platz ist bei ihr."

„Sie ist das Weib des Herrn C . . ., die Mutter seines Kindes, das ist das einzige, was ich wissen will," sagte Frau v. Sch . . . stolz, wendete ihrem Sohne den Rücken und ging in ihr Schlafzimmer.

Sergei fing nun auch an, dem Bruder Vorwürfe zu machen; er habe nicht gedacht, daß es so weit gehen würde, sonst würde er sich nie zum Schützer dieses Geheimnisses gemacht haben usw. Iwan wies ihn heftig zurück. Eine peinliche Stimmung herrschte in der Familie, als man sich zu den Mahlzeiten zusammenfand. Zum Glück erleichterte die Gegenwart von Gästen das schwere Zusammensein.

Am Abend verließ Iwan abermals das Haus und ging zu Ludmilla. Sie hatte schon ihr kleines Quartier bezogen und war allein. Wanda war in die Pension gebracht worden. Sie empfing Iwan in heiterer, übermütiger Stimmung, erzählte ihm alle ihre Erlebnisse und sagte ihm endlich, sie werde am folgenden Tage kommen, seine Mutter zu sehen; „obgleich

unser Abschied nicht sehr warm war," setzte sie etwas spöttisch hinzu.

Iwan mußte ihr nun den Entschluß seiner Mutter mitteilen; er tat es, ohne sie anzusehen, sein Gesicht in seine Hände vergraben und mit bebender Stimme. Er sah den Ausdruck in Ludmillas Gesicht nicht. Aus ihren Augen blitzte ein Strahl des Hasses und um ihre Lippen zuckte höhnischer Zorn. Das war aber nur einen Augenblick lang, dann sagte sie ruhig:

„Nun und Iwan wird gehorsam sein und seiner Mutter folgen?"

„Ludmilla, sündige nicht an mir und zweifle nicht an meiner Liebe; um ihretwillen kann ich jedes Band zerreißen, wenn es sein muß."

Er warf sich ihr zu Füßen, er beteuerte unter Schwüren und Tränen, daß nichts ihn von ihr trennen könne. Ludmilla ließ sich überzeugen, sie war liebenswürdiger, verführerischer als je, so daß Iwan nach Hause ging mit den bittersten Vorwürfen gegen seine Mutter im Herzen, daß sie solch ein Weib verstoßen könne.

Das Leben im Hause der Frau v. Sch . . . war von nun an ein Leben der Qual. Sie blieb fest bei ihrer Weigerung, Ludmilla zu sehen, aber sie hatte nicht Festigkeit genug, Iwan ungestört seinen Weg gehen zu lassen und ihren Schmerz in sich zu verschließen. Iwan vermied das Haus mehr und mehr. Kein Abend verging, den er nicht bei Ludmilla zubrachte, selten, daß er es über sich gewann, den ganzen Tag verstreichen zu lassen, ohne sie wenigstens flüchtig auch schon im Laufe desselben gesehen zu haben. Jeder dieser Besuche war der Mutter ein Stich in das Herz. Schlaflos und in Tränen gebadet, lag sie die halben Nächte durch, bis sie ihn zurückkommen hörte. Dann rief sie ihn, er setzte sich zu ihr auf das Bett und sie verbrachten die zweite Hälfte der Nacht in fruchtlosen Diskussionen, die einen wilden Schmerz in beiden aufregten, ohne ein Resultat herbeizuführen. Beider Gesundheit fing an zu leiden. Frau v. Sch . . . sah ihren Liebling

bleich und mager werden, oft kam er auch mit verweinten Augen von Ludmilla zurück und das brachte die Mutter zur Verzweiflung.

„Glaubst du, daß wir glücklich sind, daß wir nicht leiden, sie und ich?“ fragte er seine Mutter vorwurfsvoll, wenn sie ihm von ihrem Schmerz sprach. Dann verschloß sie wieder den Gram in ihre Brust, nur um den Sohn zu schonen.

Die Prinzessin war inzwischen angekommen. Sie sah das Treiben, was übrigens für den ganzen Bekanntenkreis kein Geheimnis war, und war empört.

„Aber, beste Christiane Alexandrowna, das ist ja entsetzlich! der junge Mann verdirbt sich ja seine Karriere! Mein Gott, um einer solchen Frau willen! Wenn sie noch schön wäre! Aber — mauvais genre! Ganz und gar! Nichts tut er, nichts studiert er, zu den Füßen von Madame seufzt er, das ist alles. — Ha! wäre er mein Sohn, ich würde dem schnell ein Ende machen!“

Solche Äußerungen erbitterten Frau v. Sch . . . natürlich immer mehr gegen das Verhältnis ihres Sohnes und diesen brachten die Ausfälle gegen Ludmilla, die die Prinzessin in Iwans Gegenwart wagte, bis zur Grobheit gegen diese letztere. Bei Ludmilla selbst war er übrigens auch in beständiger Sorge und Aufregung, denn nicht nur, daß Schmetow ihr täglicher Besucher und feuriger Verehrer war, auch andere Herren ließen sich einführen und huldigten der Anziehungskraft, die sie auf Männer ausübte. Alle Qualen der Eifersucht fingen an in Iwans Herzen zu wühlen und in dem Kampf der verschiedenen Empfindungen verlor er gänzlich jede Energie, einen andern Entschluß zu fassen oder etwas zu tun, was diesem Zustand ein Ende machen konnte.

Es war der Geburtstag seiner Mutter. Sergei hatte ihn gebeten, wenigstens den Abend mit ihnen zuzubringen. Die beiden Brüder waren nicht mehr so zärtlich miteinander wie früher. Frau v. Sch. . . . hatte Sergei verboten, zu Ludmilla zu gehen und er hatte es nicht gewagt, dies Verbot zu überschreiten. Iwan ließ es ihn aber fühlen, daß er sein Idol

beleidige. Doch hatte er es Sergei zugesagt, an diesem Tag nur auf eine Stunde zu Ludmilla zu gehen und für den Rest des Abends zurückzukommen. Er fand die Geliebte allein und in Tränen, wie jetzt öfter. Sie beklagte ihr unglückliches Los, gebunden zu sein, aber doch allein und hilflos.

„Was ist mein Talent und der Ruhm, den es mir bringt?" sagte sie. „Wer weiß, ob die Inspirationen dauernd sein werden, und wenn auch — füllt das Talent das Leben des Weibes aus? Die rechte Liebe habe ich noch nicht gekannt und wäre sie auch in meinem Herzen erwacht, muß ich sie nicht bekämpfen? Ich bin ja nicht frei und du bist es auch nicht; du darfst deiner Mutter nicht ungehorsam sein."

Mit tausend, schon unzähligemal wiederholten Schwüren suchte Iwan sie zu beruhigen, ihr zu versichern, daß sein Leben ihr gehöre und nur ihrem Glück geweiht sei. Sie ließ sich endlich überreden und gewann ihren Frohsinn wieder. Nun aber mußte es ihr Iwan sagen, daß er sie für heute verlassen müsse. Sie erwiderte nichts. Er ergriff Hut und Überrock, wollte gehen und reichte ihr die Hand. Sie berührte sie kaum mit der ihrigen und sagte mit eiskaltem Tone:

„Adieu, Herr v. Sch . . .!"

„Ludmilla," rief Iwan, „was ist das? So darfst du mich nicht entlassen."

„Gehen Sie!" sagte sie, indem sie sich stolz zurücklehnte. „In dem Augenblick, wo das Weib, das Sie zu lieben vorgeben, unter seinen Schmerzen und der Qual seiner Einsamkeit zu erliegen droht, eilen Sie zurück in den reichen Salon Ihrer Mutter, damit die festliche Gesellschaft nicht merke, daß Sie die arme, einsame Frau besuchen, die Ihre Mutter hochmütig zurückstieß. Gehen Sie und kommen Sie nie zurück."

Sie wendete sich ganz von ihm ab. Iwan sank ihr in Verzweiflung zu Füßen. „Ludmilla, du bist abscheulich, du bist grausam; aber meine Liebe ist stärker als alles. Sie ist eine dämonische Gewalt, die mich zwingt, dir Ehre, Pflicht und Dankbarkeit zu opfern. Ludmilla, entschädige mich für diese

Opfer, für die Jugend, die ich zu deinen Füßen verseufze, anstatt sie in edlen Taten zu gebrauchen; entschädige mich, sonst muß ich verzweifeln."

Sie wollte ihn erst nicht hören, dann bat und beschwor sie ihn, zu gehen, brach in Tränen aus und sagte, sie wolle ihn nicht von seiner Mutter trennen, sie könne solche Opfer nicht annehmen. Aber nun blieb er und sie weinten miteinander Tränen verzweifelnder Leidenschaft, Wut und Reue. —

Iwan kam nicht wieder zum Geburtstagsfest. Erst am frühen Morgen hörte ihn die in Tränen wachende Mutter zurückkehren. Aber sie rief ihn nicht zu sich herein.

Am folgenden Tag, als Iwan zu Ludmilla kam, fand er sie lebhaft aufgeregt. Sie teilte ihm mit, daß Schmetow bei ihr gewesen sei und sie aufgefordert habe, mit nach Nizza zu gehen, wohin er zu reisen gedenke.

„Ich habe es zugesagt," fügte sie hinzu, „denn der Zustand hier ist mir unerträglich geworden. Die stolze Zurückweisung deiner Mutter, dein ewiges Schwanken zwischen ihr und mir, diese aufregenden Szenen — alles das ertrage ich nicht mehr. Meine Gesundheit leidet, meine Kraft zum Schaffen geht verloren; ich muß mir Geld verdienen oder in die Abhängigkeit zu meinem Mann zurückkehren — alles das hat mich bestimmt. Die Reise mit Schmetow wird herrlich sein; er ist geistreich, unterrichtet; ich werde viel von ihm lernen. Er versteht sich auf alle praktischen Einrichtungen, die mir ein Greuel sind; er wird für Logis und alles übrige sorgen. Ich soll nur genießen, wie er sagt, und das ist reizend, das ist, was meine Natur verlangt. Ich nehme Wanda morgen aus der Pension und in acht Tagen reisen wir."

„Dann gehe ich mit," rief Iwan, „keine Macht der Erde hält mich zurück. Ich dich allein lassen mit Schmetow? Wie oft du mir auch versichert hast, daß du ihn nur wie einen Freund betrachtest — nimmermehr! Ich kann nicht ohne dich leben, und du d a r f st nicht ohne mich gehen, denn du bist mein. Zudem kann ich a u ch das Leben im Haus nicht mehr aushalten. Das ewige Weinen, die wenn auch nur stummen Vorwürfe

meiner Mutter töten mich. Es ist eine Hölle und es ist Pflicht für mich, mich daraus zu retten."

Ludmilla triumphierte innerlich, daß die Schmach, die Frau v. Sch... ihr angetan hatte, gerächt sei. Auch war ihr Iwan noch unentbehrlich. Sie hoffte, daß er, fern von seiner Mutter, die Lust der Jugend, den wilden Lebensdrang, der vom Augenblick die volle Schale fordert und sich für die kommende Stunde blind macht, wiederfinden werde. Dabei schmeichelte ihr des Jünglings anbetende Liebe auch viel zu sehr, um ihn zurückzuweisen. Als alles zwischen ihnen verabredet war, blieb nur die Schwierigkeit für Iwan, es seiner Mutter zu sagen. Der Zufall kam ihm zu Hilfe. Die Prinzessin, die mit ihnen im selben Hause wohnte, kam zum Frühstück mit einem Brief der Fürstin und erzählte, daß diese geschrieben habe, sie werde in einigen Wochen über Nizza zurückkehren und nach Paris kommen. „Irene scheint sehr glücklich," fuhr sie mit absichtlicher Betonung fort; „sie studiert die großen Ideale der Kunst und welche Wirkung das auf ihre reine, empfängliche Seele machen muß, kann ich mir denken. Wie freue ich mich darauf, Irene wiederzusehen! Ihre Erziehung ist doch zum Teil mein Werk; ma cousine ist eine energische Frau und hat die einzige Tochter mit vieler Konsequenz erzogen, aber wenn sie mich nicht zur Seite gehabt hätte, wäre es doch nicht so geworden. Mon Dieu! den Kindern muß man nicht allen Willen lassen und vor allen Dingen muß man den bon goût, das savoir faire und die vollkommene aisance der gebildeten Welt in ihnen entwickeln. Eine Frau, die nicht bon genre ist, ist mir ein horreur und ich begreife nicht, wie ein Mensch von Bildung sich in eine solche verlieben kann."

Iwan unterbrach sie ungeduldig. „Dann habe ich vielleicht das Vergnügen, die Damen in Nizza zu sehen; ich gedenke in acht Tagen dahin zu reisen. Ja, liebe Mutter," setzte er, zu dieser sich wendend, hinzu, „ich traf Schmetow gestern und der hat mich überredet, mit ihm zu kommen. Ich fühle, daß mir eine Reise sehr gut tun wird, denn ich bin an-

gegriffen und matt. Schmetows Gesellschaft ist unterrichtend und angenehm, es muß mir gut tun."

Frau v. Sch... wußte nicht, sollte sie sich freuen oder nicht. Die Trennung von Iwan war ihr schrecklich und doch griff sie nach jedem Schein von Hoffnung wie nach einem Rettungsanker. Eine Reise mit Schmetow ohne Ludmilla schien ihr wie eine Kur, die Genesung versprach. Zwar war es ihr augenblicklich etwas unbequem wegen der Ausgaben, aber sie zögerte nicht, eine Summe, für die sie sich selbst einige notwendige Dinge hatte kaufen wollen, sogleich herzugeben, um Iwans Garderobe auszurüsten. Das Geld, das er selbst von seinen Besitzungen bekam, war in der letzten Zeit immer sehr schnell verschwunden und seine Mutter hatte vermutet, er habe einen Teil Ludmilla gegeben. Aber sie gab willig her, was sie hatte, und war in voller Geschäftigkeit, um ihm fortzuhelfen und seinen Wunsch zu erfüllen, in dem sie ein Zeichen wiederkehrender Energie zu sehen glaubte.

Als die Stunde der Abreise da war, warf sich Iwan seiner Mutter zu Füßen. Er war aufgeregt, weinte und bat sie, ihn zu segnen. „Ich habe dir vielen Kummer gemacht, Mutter, vergib," sagte er.

Sie segnete ihn mit heißen Liebestränen und versetzte: „Reise glücklich, kehre mir gesund zurück. Ich bin auch oft ungerecht und gereizt gegen dich gewesen, aber das Herz einer Mutter bleibt ewig dasselbe, ob das Kind noch in der Wiege liegt oder ein Mann geworden ist; es ist einerlei. Die Mutter leidet bei seinen Leiden und sorgt sich, wenn sie Übel befürchtet. Kehre gesund zurück, Iwan, und sei aufs neue mein Stolz und mein Glück."

Einige Tage nach Iwans Abreise kam die Prinzessin aus einer Gesellschaft nach Hause, warf sich auf einen Stuhl und sagte: „Schöne Nachrichten, beste Christiane Alexandrowna! Madame C... haben ebenfalls Paris verlassen und sind mit Herrn v. Schmetow nach Italien! Nun wissen wir, in welcher Gesellschaft der Herr Sohn reist."

Frau v. Sch... war erstarrt! Damit schwand ihre letzte

Hoffnung! Ein neuer Betrug und eine gemeinschaftliche Reise! In der Bitterkeit ihres Herzens verwünschte sie die Frau, die soviel Kummer über sie gebracht und schrieb an Iwan einen bittern, harten Brief, in dem sie ihm mit der größten Strenge alles vorhielt und ihr Verdammungsurteil über seine Gefährtin aussprach. Erst nach längerer Zeit erhielt sie Antwort.

Iwan schrieb: „Mutter, ich weiß, ich habe unrecht. Ich will auch nicht versuchen, mich zu entschuldigen, ich sage nur das eine: ich liebe, liebe bis zum Wahnsinn, darin liegt jede Erklärung. Mein Leben gehört dieser Frau; jedes Opfer, das sie von mir fordert, muß ich ihr bringen; Pflicht und Ehre sind mir leere Begriffe geworden neben ihrem Besitz. Ob sie es wert ist? — Frage mich nicht; ich will ihren Wert oder Unwert nicht messen. Das nur weiß ich, daß im Augenblick, wo sie einen andern vorzuziehen scheint, wo unwillkürlich der Gedanke in mir aufsteigt, daß sie eine Kokette ist, ich nur desto wahnsinniger an ihr hänge und an ihren Besitz Leib und Leben setze. Laß mich, es ist mein Schicksal und ich muß es erfüllen. Hätte ich dir den Schmerz ersparen können, wie gerne hätte ich es getan. Aber sind wir die Meister jener blinden Gewalt, die unser Leben mit unerbittlicher Notwendigkeit regiert? Wahnsinn und Torheit sind die Dogmen von der Freiheit des Willens! Sklaven sind wir, Sklaven einer Naturgewalt, die uns zwingt, Frieden und Glück dahinzuwerfen und uns in ein offenes Grab zu stürzen; die zu töten, die uns lieben und uns zu opfern für die — die uns nicht lieben — Nicht? — Ah, abscheulicher Gedanke. — Laß mich enden. Zürne mir nicht, ich kann nicht anders!

P. S. Hier in Nizza ist es göttlich schön, Ludmilla genießt das entzückende Dasein mit all der übermächtigen Empfänglichkeit ihrer Natur. Ich genieße durch ihre Augen, durch ihre Freude. Ich hoffe, daß mir das Klima gut tun wird, da ich etwas leidend bin. Es sind viele Russen hier, mehrere haben sich Ludmilla schon vorstellen lassen.

Lebe wohl und traure nicht zu sehr. Dein Iwan."

Frau v. Sch... litt unsäglich nach diesem Brief, die folgenden waren nicht erfreulicher. Sie zeigten die Zerrissenheit, die in der Seele Iwans herrschte, ohne die geringste Spur davon, daß er Kraft finden werde, sich daraus zu retten. Zuletzt hörten seine Briefe ganz auf und mehrere Monate vergingen, ohne daß Frau v. Sch... wußte, wo er war und wie es ihm ging. Endlich erhielt sie folgenden Brief:

„Gnädige Frau!

Ich halte es für meine Pflicht, Sie zu benachrichtigen, daß Ihr Sohn Iwan hier sehr krank gewesen und noch nicht völlig genesen ist. Er wollte durchaus nicht, daß ich Ihnen schreiben sollte, da ich aber, obgleich ihm erst seit so kurzer Zeit bekannt, schnell zu seinem Freund geworden bin, so glaube ich mich dieser Übertretung schuldig machen zu können, um so mehr, da es sicher mit seinen geheimsten Wünschen übereinstimmt. Er ist schon seit länger als einem Monat hier allein. Die Frau, die er so leidenschaftlich liebte, wie Ihnen bekannt ist, hat ihn plötzlich und heimlich verlassen. Sie ist wahrscheinlich mit einem sehr reichen Russen fort, der sich hier aufhielt, ihre Bekanntschaft machte, und wie es schien, ganz von ihr gefesselt wurde; wenigstens ist er zu gleicher Zeit verschwunden. Die Sache war so geschickt verheimlicht, daß Ihr Sohn keine Spur zu verfolgen fand. Er hätte es aber auch nicht gekonnt, denn seine schon seit langem angegriffene Gesundheit brach durch den Schlag zusammen und er lag drei Wochen hindurch tödlich krank darnieder. Ich hatte ihn vordem öfter gesehen und immer mit Betrübnis seine grenzenlose Anhänglichkeit an jene Frau bemerkt, da mir diese nicht erwidert zu werden schien. Als ich von seiner Krankheit hörte, eilte ich zu ihm und habe ihn treu gepflegt. Natürlich erfuhr ich nun den ganzen wahren Stand der Dinge, und wenn Ihnen, gnädige Frau, das ein Trost sein kann, so mögen Sie wissen, daß seine liebevollsten, zärtlichsten Gedanken in seinen lichten Stunden bei Ihnen waren; daß die Sorge um Ihren Schmerz und seine Reue sein Herz mehr füllten als das Andenken

an jene Unedle, um sie mit keinem schlimmeren Namen zu nennen.

Sein höchster, heißester Wunsch ist, zu Ihnen zu reisen, in Ihrer liebevollen Pflege genesen zu können, wiewohl ich nicht verhehlen darf, daß sein Zustand noch bedenklich ist. Er selbst hatte nicht den Mut, Ihnen diesen Wunsch vorzutragen, ich aber glaube Sie hinreichend aus seinen Erzählungen zu kennen, um zu wissen, daß Ihr Herz und Ihre Arme sich ihm öffnen werden; denn wenn er gefehlt hat, so ist er hart bestraft.

Sollte Ihre Antwort so sein, wie ich nicht zweifle, daß sie sein wird, so bin ich mit Freuden bereit, ihn zu Ihnen zu geleiten.

Ihr ergebener

Adolphe Breteuil."

Frau v. Sch... antwortete auf der Stelle, dankte Herrn Breteuil für alles, was er an ihrem Sohne getan und für sein Vertrauen, in dem er sich nicht getäuscht habe: „Sagen Sie Iwan," schrieb sie, „daß das Herz einer Mutter unerschöpflich ist an Liebe wie das Weltmeer an Wassertropfen. Der Schlag, der das Herz des Kindes trifft, trifft durch dieses auch das Herz der Mutter. O komme, Iwan, und ruhe an meinem Herzen aus. Und Sie, mein unbekannter Freund, bringen Sie mir schnell meinen Sohn und empfangen Sie im voraus meinen Segen für diesen Liebesdienst."

Acht Tage später hielt ein Wagen vor der Türe der Frau v. Sch... und heraus sprang ein junger Mann, der darauf mit größter Sorgfalt einem zweiten heraushalf und diesen in das Haus geleitete. Als die Türe des Salons aufging und Frau v. Sch... die beiden erblickte, entfuhr ihr ein Schrei des Schmerzes. Sie erhob sich von ihrem Stuhl und breitete die Arme aus. Iwan sank darein und Mutter und Sohn hielten sich lange umschlossen, ehe sie die Fassung finden konnten, ein Wort zu sagen. Endlich reichte Frau v. Sch... dem fremden jungen Manne die Hand. Dieser aber

griff nach Iwan, den er wanken und totenbleich zurücksinken sah und fing ihn in seinen Armen auf. Man führte ihn aufs Sofa; er lag wie ein Sterbender, in einer tiefen Ohnmacht.

Frau v. Sch... und der Fremde bemühten sich gemeinschaftlich um ihn. Endlich kam er wieder zu sich, aber er konnte seiner Mutter kaum einige Worte sagen, weil ein schwerer Hustenanfall ihm die Stimme erstickte. Man mußte ihn zu Bette bringen, und erst als dies geschehen und vollkommene Ruhe unerläßlich war, zog Frau v. Sch... sich zurück, um mit dem jungen Manne, der ihr so plötzlich wie ein längst Bekannter zur Seite stand, zu reden. Er erzählte ihr im Detail, was sein Brief angedeutet und sagte, daß er glaube, Madame C... sei der tiefen, ausschließlichen Besitz fordernden Liebe Iwans überdrüssig gewesen und habe deshalb das wechselnde, bewegte Leben vorgezogen, das ihr der Reichtum des Russen, mit dem sie Nizza verlassen habe, verspreche. Er versuchte es nicht, Frau v. Sch... über den Zustand ihres Sohnes zu täuschen und sie hatte genug davon gesehen, um zu wissen, daß er gefährlich krank sei. Ihr Schmerz machte sie aber nicht untätig; im Gegenteil, ihre Mutterliebe erwachte stärker als je und es war ihr, als müßte sie ihn mit der Kraft derselben decken und seine Jugend dem furchtbaren Feind entreißen, der seine Krallen nach ihm ausstreckte. Sie rief die ersten Ärzte von Paris herbei, sie wollte, daß ihr Sohn leben, genesen, in neuer Jugend aufblühen und alles, was sie gehofft, wahrmachen solle. Sie erschöpfte sich in treuer Pflege, in liebevoller Sorgfalt. Mit keinem Wort erwähnte sie das Vergangene. Wenn Iwans Augen traurig auf ihr ruhten, fing sie an, ihm heitere Geschichten aus seiner Jugend oder aus seines Vaters Leben zu erzählen, bis er endlich mild lächelnd seinen Kopf auf ihre Schulter legte oder die Augen schloß zu leichtem Schlummer. Oder sie suchte die alten Jugendideale in ihm zu entfachen und merkte es oft in ihrem eigenen Enthusiasmus nicht, wie Iwans Lippen schmerzlich zuckten und er leise und ermüdet den Kopf schüttelte, als wollte er sagen: „Der Traum des Lebens ist aus-

geträumt; vergebens ist der Schmerz um das Unerreichte, es ist zu spät."

Nach kurzer Zeit sah denn auch Frau v. Sch..., daß es zu spät sei, und die Ärzte verhehlten ihr die Wahrheit nicht länger, daß Iwan unrettbar dem Tode zueile, ja, daß es sich nur noch um Wochen und Tage handle. Frau v. Sch... lag lange in verzweifeltem, innerem Kampf auf ihren Knien, nachdem ihr dies unwiderrufliche Urteil verkündigt war. Sie klagte das Schicksal an; sie fluchte der Frau, die dies Unglück über sie gebracht. Alle Leiden und Entbehrungen früherer Jahre hatte sie mutig getragen, ohne zu murren; in ihren Kindern hatte sie Ersatz für alles gehofft; in ihrem Erstgebornen besonders hatte ihr mütterlicher Stolz eine reiche, vergeltende, ruhmvolle Zukunft erwartet. Nun war alles dahin! Die Blüte war vor der Zeit geknickt und das Grab, das sich für ihn öffnete, schien auch ihr die letzte, verzweifelte Zuflucht. Noch sträubte sich ihr Herz in wildem Schmerz gegen den Spruch des Schicksals, noch rief sie den Weltgeist an, sie zu verschonen mit diesem entsetzlichen Schlag oder wenigstens ihr Leben als Opfer für jenes hinzunehmen. Da öffnete sich leise die Tür ihres Schlafzimmers, wohin sie sich zurückgezogen hatte, und auf der Schwelle stand Iwan, bleich, nur noch ein Schatten von dem, was er gewesen, aber seine dunkeln Augen glänzten von einem milden Licht. Er konnte das Haus nicht mehr verlassen, doch in den schmerz- und hustenfreien Augenblicken ging er noch zuweilen aus einem Zimmer in das andere. Als Frau v. Sch... ihn sah, erhob sie sich und wollte sich gewaltsam fassen, aber sein geisterhaftes Aussehen brach ihr das Herz und laut weinend verbarg sie ihr Gesicht in den Kissen des Sofas. Iwan trat zu ihr heran und indem er sich neben ihr niederließ, zog er sanft ihren Kopf an seine Brust.

„Mutter," sagte er mit leiser Stimme, „ich wußte es, daß du leidest, daß du jetzt alles weißt. Ich selbst habe den Doktor gebeten, dich nicht mehr zu täuschen. Der dunkle, glühende Vulkan in meinem Innern hat ausgetobt und in dem heißen

Lavaströme der Leidenschaft ist meine Jugend, mein Leben verschüttet. Aber in mir ist Friede und mir ist wohler jetzt als in jenen Tagen unseligen Taumels und ewigen Schwankens zwischen wahnsinnigem Begehren und einer Befriedigung, die nur neues Verlangen gebar. Fluche ihr nicht, zürne ihr nicht, die du in deinem Herzen, ich weiß es wohl, als die Ursache meines Todes ansiehst. Vielleicht — ja vielleicht hätte alles anders werden können! Du hast mir früher viel von Christus gesprochen und seine erbarmende Liebe, seine milde, versöhnende Gesinnung als den Kern des Christentums hingestellt. Vielleicht — wenn du, anstatt jene zu verstoßen und von dir zu weisen, sie herangezogen, sie an dein edles Herz genommen hättest, hätte in ihr die Liebe über den Trotz und die Weltklugheit gesiegt! Vielleicht — ach, ich liebe dies zu denken! Doch du warst gereizt, arg gereizt und mein war die größte Schuld! Ich habe schwer gefehlt und darum büße ich jetzt! Aber darum empfange ich auch den Tod als Versöhnung, als eine Lossprechung von meiner Sünde."

Er hatte dies nur mit Mühe, mit Unterbrechungen gesagt und lehnte nun erschöpft zurück. Frau v. Sch... erhob ihr Antlitz zu ihm, eine Art von Verklärung lag auf dem seinen. Sie betrachtete ihn einige Augenblicke in sprachloser Rührung; ihre Tränen waren versiegt, ihr Gesicht war ruhig.

„Mein geliebter Sohn," sagte sie, indem sie seine magere, weiße Hand auf ihr Herz drückte, „ja, du öffnest mir endlich die Augen. Ich sehe es jetzt, die Schuldigste bin ich und meine Schuld fängt an mit deiner ersten Kindheit. Meine ganze Erziehung war ein großer Irrtum; anstatt dich glücklich machen zu wollen, hätte ich dich früher in den furchtbaren Ernst und das Leiden des Lebens einweihen sollen! Anstatt die Tränen von dir fernzuhalten, hätte ich dich anleiten sollen, die Tränen anderer zu trocknen, und anstatt deinen Launen nachzugeben, hätte ich dich lehren sollen, durch die Erkenntnis den dunkeln Drang zu beherrschen, der den Menschen in

das Verderben lockt. — Ja, anstatt dem verletzten Egoismus meiner Liebe nachzugeben — hätte ich — sie — ja sie an mein Herz nehmen sollen, wie du sagst; sie bitten, sie beschwören, mir mein Kind zu retten, es nicht in den Abgrund der Leidenschaft zu locken — so hätte ich vielleicht euch beide gerettet! O Iwan, Iwan, meine blinde Mutterliebe ist es, die dich ins frühe Grab stürzt! Nein, ich habe kein Recht, sie zu verdammen!"

Mit neuen und heftiger strömenden Tränen verbarg die unglückliche Mutter ihr Gesicht wieder an des Sohnes Brust. Er sprach zu ihr Worte des Trostes und der Liebe. Sie beharrte bei ihren Selbstanklagen, aber allmählich ging ihr Gespräch über in die Erörterung der tiefsten Lebensfragen und mit Erstaunen sah Iwan den ganzen Reichtum des innern Lebens seiner Mutter sich vor ihm entfalten.

„O, warum mußte ich so gewaltsam die Binde zerreißen, die meinen Augen das göttliche Licht der Wahrheit verbarg, die dich ein langes, leidenvolles Leben lehrte," sagte er zuletzt schmerzlich seufzend. „Wie verstehe ich jetzt erst die Worte des Neuen Testaments: wer zu leben sucht, wird sterben, wer aber zu sterben sucht, wird leben! Was der Jugend das Leben scheint, die Befriedigung der Leidenschaft, des ungestümen Lebensdranges, das ist lauter Lüge und Elend. Nur wenn wir uns aus uns selbst hinauswenden auf das Erkennen ewiger Ideen, unvergänglicher Ideale, wenn wir gleichsam uns selbst sterben, geht uns das rechte Leben auf. Anstatt das Opfer einer unseligen Leidenschaft zu sein, könnte ich jetzt arbeiten für Menschenglück und mein Leben wenigstens zu einem Opfer für erhabene Zwecke hingeben."

Seine gänzliche Erschöpfung machte endlich diesem Gespräch ein Ende. Aber so oft es sein Zustand zuließ, wiederholten sich solche Unterhaltungen zwischen Mutter und Sohn und mischten in den Schmerz der bevorstehenden Trennung, die ihnen beiden das Herz zerriß, den Trost der erhabenen Entsagung, in der der Mensch sich über sich selbst erhebt und, indem er die engen Fesseln der Persönlichkeit abwirft,

geheiligt und befreit aufsteigt in die einzig wahre Seligkeit des reinen Erkennens. Es war ein rührendes Schauspiel für die wenigen, die es miterlebten, zu sehen, wie die Mutter das geliebte Kind, das sie unter unzähligen Liebesopfern großgezogen, nun wieder zurückbegleitete in die letzte Wohnung, aus der keine Wiederkehr ist. Freilich ganz verstand es keiner, was dabei in der Mutter Herzen vorging, wie sie täglich, ja stündlich neu das Opfer bringen mußte im einsamen, herzzerreißenden Kampf; und wie in der Brust des sterbenden Jünglings oft noch die Lust zum Leben, die Sehnsucht nach der verlorenen Liebe, der stachelnde Schmerz des Verratenseins in heißen Zuckungen aufwachten, gleich der Flamme, die noch einmal auflodert, ehe sie verlischt. — Aber eine Ahnung dieses gewaltigen Kampfes mischte sich doch in den jugendlich heftigen Schmerz Sergeis und machte ihn still und ehrfurchtsvoll vor dem Tode. Ein tieferes Verständnis fesselte Adolphe Breteuil mit wärmster Teilnahme an das Sterbezimmer. Selbst die Prinzessin hatte alle ihre kleinen, komischen Manieren vergessen und stand mit wahrer Freundschaft Frau von Sch ... zur Seite.

Näher und näher kam die schwere Stunde. Iwan hatte nur noch Augenblicke frei, um sich mit den Seinigen zu unterhalten. Man konnte eigentlich jeden Moment auf die letzte Entwicklung gefaßt sein. Eines Abends saß im Salon der kleine Kreis traurig beisammen. Breteuil, der beinahe nicht mehr aus dem Hause wich, war in dem Krankenzimmer und man hatte Frau v. Sch ... vermocht, mit den übrigen eine Tasse Tee zu trinken. Da ging die Türe auf und herein traten die Fürstin und Irene. Leise eilte die erstere auf Frau v. Sch ... zu und schloß sie in ihre Arme. „Ich weiß alles," flüsterte sie, „meine arme, arme Freundin! Gottlob, daß ich noch zu rechter Zeit gekommen bin, um bei dir zu sein in der schwersten Stunde."

Die Ankommenden hatten sich kaum gesetzt und mit dem Takt der wahren Empfindung sich gleich, ohne viel Worte, der Stimmung angepaßt, als Breteuil hereinkam und mel-

dete, Iwan sei vom Schlummer erwacht, fühle sich ziemlich frei und wünsche die Seinigen zu sehen. Die Fürstin äußerte den Wunsch, ihn sehen zu dürfen. Man ging hin, ihn vorzubereiten; er war gern bereit, sie zu empfangen. „Darf ich auch mit?“ sagte Irene plötzlich, indem sie aufstand, „auch ich möchte den Freund meiner Kindheit noch einmal sehen.“

Die Fürstin zögerte einen Augenblick, aber Frau v. Sch... nahm gerührt Irenes Hand und sagte: „Ja, komm, meine Tochter, du sollst ihn sehen; ich will dich zu ihm führen.“

Die Fürstin trat zu Iwan heran, er ergriff ihre Hand und zog sie an seine Lippen. Sie sprach ein paar Worte der zärtlichsten Freundschaft. Er sagte leise: „Stehen Sie meiner Mutter bei“ und erhob seine dunklen Augen flehend zu ihr. Da traf sein Blick auf eine schlanke Mädchengestalt und auf ein jugendliches Antlitz, das in diesem Augenblick von dem Ausdruck der höchsten Seelenschönheit strahlte; über den blühenden, von Reinheit und Intelligenz durchdrungenen Zügen lag die Verklärung des Mitleids, jener heiligsten aller menschlichen Empfindungen, in der allein sich der menschliche Charakter, wie angestammt aus einer fernen Götterheimat, darstellt. Iwan sah sie sprachlos an; Irene näherte sich ihm; unwillkürlich traten alle andern zurück. Sie legte still und feierlich ihre Hand auf die seine und ihre feuchten Augen schauten auf ihn nieder, als wollten sie allen Schmerz und alles Leiden von ihm ablösen und ihn, befreit, auf den Flügeln einer erhabenen Melodie, in die Unendlichkeit des Daseins zurücktragen.

Alle schwiegen; der Genius des Todes stand versöhnt vor diesem Bund und senkte sanft und still seine Fackel zum Erlöschen. Frau v. Sch..., nach einem Blick auf jene Gruppe, verbarg leise weinend ihr Gesicht an der Fürstin Brust. Beide verstanden sich ohne Worte.

Als alle das Zimmer verlassen hatten, ausgenommen Breteuil, der diese Nacht bei dem Kranken wachen wollte, winkte Iwan diesem, herbeizukommen. Breteuil beugte sich über ihn.

„Die Stunde naht," flüsterte Iwan, „das war ein Engel, mir die Erlösung zu verkünden. Ich fühle mich stark genug, das letzte Opfer zu bringen." Er deutete auf einen Kasten, der vor seinem Bett stand. Breteuil brachte ihn und öffnete mit einem Schlüssel, den Iwan an einer seidenen Schnur um den Hals trug. Der Kasten war voller Briefe.

„Wirf sie in die Flamme!" sagte Iwan, nachdem er noch einen Blick darauf geworfen; „möge sie sie verzehren, wie jene unselige Liebe mein Leben verzehrt hat. Ohne sie wäre jetzt vielleicht" — er wendete sich ab und ein schmerzliches Zucken überflog sein Antlitz. Dann sah er in die hell leuchtenden Flammen, die jene Briefe, getrocknete Blumen und eine schwarze Haarlocke verzehrten. Als es vorüber und das Zimmer wieder düster war, ergriff er Breteuils Hand, drückte sie und sagte: „Nun beginnt die ewige Nacht — tröstet — meine Mutter."

Er schloß die Augen und schien zu schlummern. Gegen Morgen bemerkte Breteuil, daß sein Atem schwerer wurde, daß seine Hände unruhig auf der Decke des Bettes umhergriffen, daß der letzte Kampf da sei. Breteuil ging, um Sergei zu wecken und durch diesen die Mutter. Als beide kamen, folgten sie mit qualvoller Spannung jeder Bewegung des Sterbenden. Da schlug Iwan noch einmal die Augen auf; sein Blick war schon der Welt der Erscheinung entrückt und suchte etwas in einer unbestimmten Ferne. Endlich aber ruhte dieser irrende Blick auf dem Angesicht seiner Mutter. Noch einmal tauchte das Bewußtsein auf aus der Dämmerung, die sich darauf niedersenkte; ein mildes Lächeln überflog sein Gesicht. So hielt der Tod seine Züge fest, und als der Tag voll hereinbrach, da fand er sie in jene plastische Ruhe versenkt, die die Toten so ehrwürdig oder so schrecklich macht, weil sich in ihr der Grundcharakter des Menschen unauslöschlich feststellt. Sie ist das letzte Gericht, dem keiner entrinnt, wenn alles, was das Leben, die Erkenntnis und die Politur der Gesellschaft uns angehängt haben,

abfällt, und das innerste Wesen gleichsam nackt in die Erscheinung tritt.

Einige Tage später fuhr ein stiller, trauriger Zug nach dem Kirchhof von Montmartre hinaus. Es war ein lauer Frühlingsmorgen, der Himmel war verschleiert von grauen Wolken, die einen Regentag verkündeten. Die Stimmung der Natur paßte zu der Stimmung derer, die in den Trauerwagen saßen. Auf dem Kirchhof angelangt, wurde ein Sarg von dem Leichenwagen abgenommen und die Anhöhe hinaufgetragen, in die Nähe jener Gruft, in der Manin, der edle Patriot und Verteidiger Venedigs, und Ary Scheffer, der idealistische Künstler, vereinigt ruhen. Hinter dem Sarge ging eine ältere Dame am Arm eines jungen Menschen, mehrere Damen und Herren folgten, lauter Fremde, die hier ein Kind ihrer fernen Heimat zur Ruhe brachten. Nur ein Franzose war dabei und er schien nicht der am mindesten bewegte. Ein Pope der griechischen Kirche empfing den Trauerzug oben am offenen Grab und vollzog daselbst die Pflichten seines Amtes, währenddessen die Anwesenden in tiefem Schweigen umherstanden. Aber als der Sarg hinabgesenkt wurde, brach plötzlich ein Schrei des Schmerzes aus der Brust der Mutter hervor und mit dem Ausruf: „Mein Sohn! Mein Iwan! Mein Kind!" stürzte sie auf die Knie an den Rand des Grabes und sah händeringend in die Tiefe, in die der Sarg hinabgesunken war. Neben ihr beugte sich ein junges Mädchen über die Gruft und ließ leise eine Rose, die sie in der Hand getragen hatte, hinabgleiten, fuhr mit dem Taschentuch über ihre nassen Augen und warf es der Blume nach. Endlich hob man die Mutter auf und geleitete sie weg; alle verließen den Kirchhof, nur einer blieb auf immer zurück.

Am Abend des Tages saßen alle um Frau v. Sch... versammelt, die schweigend auf dem Sofa ruhte und nur zuweilen durch einen Händedruck oder ein leises Wort den übrigen für ihre Liebe dankte. Die Fürstin saß neben ihr und streichelte ihr sanft von Zeit zu Zeit das im letzten Jahr fast ganz ergraute Haar.

Plötzlich wendete sich Frau v. Sch... zu ihr und sagte: „Du hattest recht, Maria, mit deiner Ansicht über Erziehung! Das einzige, was sie tun soll, ist: dem Menschen die Herrschaft über sich selbst zu geben durch die Erkenntnis! Jetzt sehe ich klar den Irrtum meines ganzen Lebens — ach aber — zu spät!"

*

# Himmlische und irdische Liebe

Es war noch im päpstlichen Rom, wo eines Abends vor dem Eingangstor eines der alten großen Paläste eine Menge müßiger Zuschauer stillstand, Arbeiter, Mädchen und Frauen, die von der Arbeit heimkehrten und offenbar hier etwas Sehenswertes zu erblicken hofften.

„Höre, Checco," sagte eine schwarzäugige Dirne, die einen abgefärbten alten Schal nachlässig um die Schultern gezogen hatte, zu einem jungen Burschen, der neben ihr stand, „da ist heute wohl wieder eine große Versammlung da oben in der Arkadia, etwas Besonderes?"

„Das will ich meinen, Peppina," erwiderte der Gefragte; „eine berühmte Improvisatrice wird sich hören lassen, sie soll prächtige Verse machen, so gleich frisch weg, wenn man ihr eine Aufgabe gibt. Ich habe immer gedacht, da müßte man viel studieren, um Verse zu machen, wie unser Ariosto und Tasso."

„Ach was, ich kann's auch," versetzte Peppina lachend; „da hör mal: Der Checco schwätzt dumme Sachen, die machen mich nur lachen."

„Ei, wie artig! Nicht einmal solche Lumperei hätt' ich dir zugetraut," versetzte Checco spöttisch.

„Ach, du bist ein Grobian," sagte Peppina und machte ihm eine Grimasse; „aber sieh," rief sie, als ein heranrollender Wagen ihre Aufmerksamkeit erregte, „wer kommt in der prächtigen Kutsche — hm, und die goldbesetzten Livreen der Diener, das muß was Großes sein!"

„Ja, das ist was Großes und was Schönes," sagte der Bursch; „das ist die Herzogin Giulia von Santomara, die schönste Frau der Welt, das wollt ich meinen!"

„Und wer ist der schöne junge Blonde neben ihr? fragte das Mädchen.

„Na, das ist ein deutscher Prinz, der den Winter hier zubringt; er wohnt im großen Hotel auf der Piazza di Spagna, wo ich am Morgen beschäftigt bin. Da seh ich ihn oft die

Treppe herunterkommen, auch seine zwei Begleiter, und mit dem Diener spreche ich oft, das heißt was man sprechen nennt, er kann kein Wort italienisch, ich kein Wort deutsch, ich zeig's ihm aber mit den Fingern, was ich meine, und er versteht's, und wir lachen dann zusammen. Er gibt mir auch manchmal ein Glas guten Weines zu trinken, denn er lebt wie ein Signore und hat Essen und Trinken die Fülle."

Inzwischen war der Wagen herangerollt und fuhr eben, dicht an den zwei Schwatzenden vorüber, in den großen Torweg des Palastes ein.

„Ach, ist d i e hübsch, die Blonde! Die könnte mir gefallen," sagte Checco, indem er auf ein junges Mädchen zeigte, das in einem neu heranrollenden Wagen neben einer älteren Frau saß.

Der Wagen hielt einen Augenblick still, weil zwei andere Kutschen, dem Wagen der Herzogin folgend, noch unter dem Torweg hielten, und eine Frau aus dem Volke trat rasch hervor und reichte dem jungen Mädchen im Wagen einen schönen Blumenstrauß, indem sie einige Worte dabei sagte, die dieses mit freundlichem Neigen des Kopfes und einem Dankeswort annahm.

„Wer ist denn die Signorina, Sora Vittoria?" fragte Peppina, sich an die Frau wendend, während der Wagen in den Torweg einfuhr.

„O, das ist ja die berühmte Improvisatrice," entgegnete die Gefragte; „sie wohnt oben im Haus, wo ich unten meine Bottega habe, da kommt sie öfter zu mir herein, um Gemüse oder Obst zu kaufen und bleibt dann ein Weilchen, um von diesem oder jenem zu reden, und dabei lerne ich sie kennen. O, sie ist lieb und gut wie ein Engel aus dem Paradies."

„Und die andere, ist das ihre Mutter?" fragte Peppina.

„Nein, ihre Mutter und ihr Vater sind tot; das ist eine alte Verwandte, glaub ich, die bei ihr lebt, weil sie zu jung ist, um so allein zu reisen.

„Ist die auch so gut?“ fragte Checco; „sie sieht garstig aus, pfui!“

„Nein, die ist auch nicht gut, sie hat immer was zu zanken, besieht erst alle Ware, wirft sie dann hin und behauptet, sie wäre schlecht und ich habe doch nichts als gute zum Verkauf, nie klagen meine anderen Kunden. Und dabei tut sie so stolz, als ob sie etwas viel Besseres wäre wie unsereiner. Aber es ist spät, ich muß nach Haus, ich habe nur der lieben Signorina ein schönes Bukett bringen wollen.“

Mit diesen Worten, „buona sera“ wünschend, ging sie eilig von dannen, und auch Peppina und Checco begaben sich, miteinander lachend und plaudernd, auf den Heimweg.

Unterdessen hatte sich oben in den Sälen der Arkadia eine zahlreiche Versammlung eingefunden. Viele Mitglieder der römischen Aristokratie, vornehme Prälaten und Kardinäle, eine große Anzahl geistlicher Herren, Gelehrte und viele Angehörige des römischen Bürgerstandes nahmen an den Sitzungen der Akademie, zu jener Zeit die einzige derartige literarische und wissenschaftliche gesellige Vereinigung in Rom, teil und die elegante Damenwelt machte es sich zur Aufgabe, die Abendunterhaltungen durch ihre Gegenwart zu verschönen, und viele hatten damals auch feinere Bildung und wirklichen Sinn für Poesie und Kunst. Zu diesen letzteren gehörte vor allem die Herzogin von Santomara, die den Glanz ihrer unvergleichlichen Schönheit durch den Zauber eines feinen, raschen Geistes und eines warmen, treffenden Verständnisses für alles Schöne und Große in Poesie und Kunst noch verdoppelte. An einen älteren, wenig liebenswerten Mann verheiratet, der voll eitlen Stolzes auf seinen Namen, der nur ein Aushängeschild für ein leeres Innere war, und voll heftiger Instinkte, unter denen besonders die Eifersucht sich zur Wut steigern konnte, hatte sie noch nicht Zeit gehabt, sich über dieses ihr aufgedrungene Band Rechenschaft zu geben. Sie schwamm in einem Meere von Jugendlust und gesättigter Eitelkeit, da ganz Rom ihr huldigend zu Füßen lag, von Befriedigung aller Wünsche, die Reichtum und Luxus ihr gewähren

konnten, und in dem Rausch der unausgesetzten Folge von Festen und Vergnügungen, die sie umgaben, erschien ihr die äußerlich feine, gentlemanlike scheinende, männlich schöne Gestalt des Gemahls wie der passende Rahmen für das wunderherrliche Bild, das sie selbst war. Ihr Palast war in kurzer Zeit der Sammelplatz all dessen geworden, was Rom damals an Eleganz, Reichtum, Schönheit und Bildung enthielt, und kein Fremder von einiger Bedeutung versäumte es, sich dort Zutritt zu verschaffen, was um so leichter war, als damals gerade mehrere der auswärtigen Gesandtschaften durch geistig hochbedeutende Männer ihres Volkes vertreten waren. So hatte der junge deutsche Fürstensohn, den wir neben ihr an jenem Abend im Wagen sahen, alsbald Aufnahme bei ihr gefunden und war in kurzer Zeit ein oft und gern gesehener Gast in ihrem Zirkel geworden.

An seinem Arm trat sie in den Saal, wo die Arkadia ihre Sitzungen hielt, ein und fand sich alsbald umringt von einer Menge Bekannter beiderlei Geschlechtes, die ihr huldigend zur Begrüßung nahten; denn auch die Frauen konnten trotz des Neides, den ihre siegreiche Schönheit erregte, ihr nicht ganz gram sein, weil ihre Anmut und liebenswürdige Güte ihr auch widerstrebende Herzen gewannen. Unter den vielen, die sich herbeidrängten, ragte besonders die hohe imponierende Gestalt des Kardinals Lombardi hervor, bei dessen Nahen die übrigen Besucher etwas zurückwichen, ihm ehrfurchtsvoll freien Raum lassend. Mit dem Lächeln eines vertrauten Bekannten schritt er auf die Herzogin zu und reichte ihr die Hand entgegen, die sie, sich anmutig verneigend, mit dem schönen Mund zum Kuß auf den würdeverleihenden Ring berührte.

„Ich fürchtete, wir würden heute abend des Glücks beraubt sein, die schönste Zierde unserer Akademie hier zu sehen," sagte der Kardinal, „denn Don Camillo sagte mir gestern, daß ihn eine Einladung zu einer Jagdpartie heute fern von Rom halte."

„So ist es auch," versetzte die Herzogin; „aber seine Hoheit

Prinz Waldemar hatte die Güte, sich mir zum Begleiter anzubieten und ich nahm es dankbar an, denn ich versäume ungern einen dieser interessanten Abende, und gerade heute verspreche ich mir heiteren Genuß, man sagt viel Schönes von der jungen Improvisatrice."

In dem Augenblick trat der Prinz, der mit den zwei Herren, die mit im Wagen gesessen hatten, seinen deutschen Begleitern, einige Worte gewechselt hatte, herzu und begrüßte den Kardinal, der ihn auf das verbindlichste empfing.

„Eminenz sehen, ich habe gleich von Ihrer großen Güte, mich hier einzuführen, Gebrauch gemacht und mir erlaubt, meine zwei Begleiter mitzubringen, die ich die Ehre habe, Ihnen vorzustellen." Dabei winkte er die Herren herbei und sagte, indem er auf den älteren deutete: „Professor Holberg, mein teurer Lehrer und Erzieher, dem ich das beste danke, was ich weiß und bin, und," indem er den zweiten bezeichnete, „Herr von Raden, der Kammerherr meiner Mutter, den sie aus übergroßer Sorge und Zärtlichkeit für mich mir abgetreten hat für diese Reise; ich bin auch überzeugt, käme der Fall, er würde wie ein zweiter Sankt Georg den furchtbarsten Lindwurm unfehlbar erlegen, drohte mir Gefahr, denn er ist ein Vorbild aller ritterlichen Tugenden; nicht wahr, Raden?" Und er reichte dem Befragten lachend die Hand.

Dieser, ein stattlicher Mann, über die erste Jugend hinaus, aber von angenehmem Äußern und feiner, eleganter Haltung, lachte auch und sagte: „Schon aus Ehrfurcht vor Ihrer erhabenen Mutter, mein Prinz, würde ich zehn Lindwürmer erlegen, drohte Ihnen Gefahr; aber gottlob, dergleichen ist in dieser unvergleichlichen Stadt und unter dem Schutze höchster Idealität, die hier regiert, nicht zu fürchten." Dabei wandte er sich mit leichter Verbeugung dem Kardinal zu, was dieser mit wohlgefälligem Lächeln aufnahm, doch noch ehe der etwas erwidern konnte, sagte Prinz Waldemar: „Ich freue mich so sehr für mich und meine Freunde, daß wir gleich bei unserem ersten Besuch hier Zeugen des wunderbaren Talents des italienischen Volkes für die Improvisation sein

können, eine Begabung, die in unserem Norden etwas fast Unbekanntes ist."

„Die sich aber sehr wohl erklären läßt," versetzte der Professor, „aus den herrlichen Eindrücken, mit denen die Natur hier die Menschen von Kindheit auf umgibt und die ihnen gewiß unbewußt Keime der Poesie in die Seele legt, die dann ganz spontan hervorbrechen in geeigneter Form."

„O, ich bitte, Herzogin, nehmen Sie Platz," sagte der Kardinal, dem ein Herr eben eine Meldung hinterbracht hatte; „die Vorstellung soll beginnen, wie mir unser Direktor meldet, die junge Künstlerin wird gleich erscheinen." Dabei geleitete er die Herzogin zu einem eleganten Sessel in der vorderen Reihe der aufgestellten Sitze, lud mit ausgesuchter Höflichkeit den Prinzen ein, neben ihr Platz zu nehmen und ließ sich selbst auf der anderen Seite der Dame nieder. Auf der etwas erhabenen Tribüne, auf der die Vortragenden in der Akademie ihren Sitz hatten, erschien in dem Augenblick ein junges Mädchen, von einem der Herren des Vorstandes, einem Monsignore, geführt, verbeugte sich einfach vor dem zahlreichen Publikum und ließ sich an dem für sie bereiteten Tisch nieder, auf dem eine zierliche Urne stand und eine Menge Papierstreifen lagen für die aufzuschreibenden Aufgaben zur Improvisation. Die ältere Dame, die wir im Wagen schon neben dem Mädchen gesehen hatten, trat auch herein, setzte sich aber etwas in den Hintergrund zu den Herren des Vorstandes, die dort ihre Sitze hatten.

„Sie ist anmutig, dieses junge Mädchen," sagte die Herzogin, die ihre dunklen Glutaugen auf die eingetretene Künstlerin geheftet hatte; „aber es ist kein italienischer Typus, man könnte sie für eine Deutsche halten."

„Sie ist auch halb deutsch," versetzte der Kardinal; „ihr Vater war ein Deutscher, wie es scheint ein gelehrter Mann, der die Tochter selbst unterrichtete und ihre geistigen Fähigkeiten zu einem hohen Grad von Bildung entwickelte. Die Mutter aber war eine echte Italienerin, in den Bergen bei Pistoja heimisch, wo die Gabe der Improvisation ganz beson-

ders ihren Sitz hat. Und so haben wir hier das Produkt einer Mischehe, das nicht übel zu sein scheint," setzte er mit schlauem Lächeln hinzu. Der Direktor des Vorstandes, der die Zeit über bei der jungen Künstlerin gestanden und mit ihr besprochen hatte, wie sie alles wünsche, trat in dem Augenblick vor und bat das Publikum, dem Fräulein Rosa Todei, die er die Ehre habe, hier vorzustellen, Aufgaben zu geben, an denen sie ihr wunderbares Talent betätigen könne. Zugleich kam er nun selbst mit einer Schale, auf der die Papierstreifen und Bleistifte lagen, verbeugte sich vor der Herzogin, vor dem Prinzen und dem Kardinal, und nachdem sie sich versehen hatten, übergab er einem der unteren Priester das Geschäft, das übrige Publikum zu versorgen und blieb bei dem Kardinal stehen, der ihn verschiedenes fragte, dann aber wandte sich der Prinz an ihn und sagte: „Ja, was schreibt man denn für solche Aufgaben? Ich bin ein Neuling in der Sache und weiß mich noch nicht zu benehmen; wo ist die junge Dame denn zu Hause? Es gäbe doch einige Anhaltspunkte, das zu wissen."

„Sie ist in Venedig geboren und erzogen, ihr Vater war dort österreichischer Beamter und sie hat eine fanatische Liebe für das ganze Cadore, seine herrlichen Dolomiten und die großen Künstler, deren Heimat es war," erwiderte der Direktor.

„O, danke sehr, das hilft schon," sagte der Prinz lächelnd und schrieb etwas auf seinen Papierstreifen, den er zusammenfaltete und dem Direktor übergab, der ihn nebst denen der Herzogin und des Kardinals entgegennahm und an den Tisch der Improvisatrice trug, wohin inzwischen eine Menge anderer beschriebener Blätter gebracht worden waren.

Die junge Künstlerin, die wir fortan kurzweg mit dem Namen Rosa bezeichnen wollen, erhob sich jetzt von dem Sessel, auf dem sie sich niedergelassen hatte und richtete ihre Augen zum erstenmal ruhig und forschend auf das unbekannte Publikum, gleich als wollte sie sehen, wes Geistes Kind es sei und mit wem sie es zu tun habe. Erst nach-

dem sie die größere Masse überschaut hatte, streifte ihr Blick die vordere Reihe, blieb einen Augenblick wie gefesselt auf der Herzogin haften, deren Augen auch an ihr voller Spannung hingen und folgte unwillkürlich der Wendung, die die Herzogin dem Prinzen zu machte, dem sie in ihrer lebhaften italienischen Art ziemlich laut sagte: „O, wirklich, sie ist ganz reizend, diese junge Dichterin, finden Sie nicht, Prinz?" Rosa hatte offenbar die Worte gehört, denn ein zartes Erröten flog über ihr Antlitz und unwillkürlich fiel ihr Blick nun auch auf den Prinzen und begegnete dessen sich nach den Worten der Herzogin zu ihr wendendem Auge, dessen freundlicher Ausdruck sie sympathisch berührte. Dies alles war jedoch nur der Vorgang einer Minute; nun, ernst und voll Würde sich zu ihrer Aufgabe wendend, stand die schlanke, feine, jugendliche Gestalt, in einfachem weißen Kleide, das sie nach damaliger Sitte noch in schönen Falten umschloß, etwas nach vorn gebeugt und schaute auf die Schale, gleich als ob sie das Schicksal bitten wollte, ihr eine günstige Aufgabe zuzuführen.

„Sie sieht aus wie eine Priesterin, wie eine Vestalin," sagte der Prinz; „gewiß, ihre Seele hütet noch das heilige Feuer wahrer Idealität, so rein und edel ist der Ausdruck ihrer sanften, liebenswürdigen Züge."

„O, Hoheit schwärmen schon vor der Leistung, was wird es nun erst nachher sein!" versetzte der Kardinal mit ironischem Lächeln.

„Ja, die Eroberung ist etwas schnell gegangen," bemerkte die Herzogin nicht ohne einen Anflug von Gereiztheit, der ihr schönes Antlitz mit einer Wolke überzog. „Aber sehen wir, was sie uns zu hören geben wird, sie zieht eben einen Zettel hervor."

Die Improvisatrice hatte einen Zettel aus den vielen herausgezogen, entfaltete ihn und las mit wohltönender Stimme laut und deutlich: „Tizian!"

„O, das ist meine Aufgabe," sagte der Prinz; „ich dachte,

das Thema würde ihr wie verwandte Heimatluft sein, aber daß sie es gerade zuerst ziehen mußte, wie sonderbar!"

„Spiel des Zufalls, Hoheit," versetzte der Kardinal immer mit seinem ironischen Lächeln; „sie hat geahnt, wen sie vor sich hatte;" dabei machte er eine kleine verbindliche Neigung des Kopfes zu dem Prinzen hin.

„Still, sie fängt an," sagte die Herzogin, „ich bin voll Neugierde."

Rosa hatte ein paar Augenblicke sinnend auf den Zettel geblickt, den sie in der Hand hielt, dann erhob sie ihre schönen, reinen, träumerischen Augen und wie in eine andere Welt schauend, begann sie mit derselben wohltönenden Stimme:

„Wie du so launisch bist, Natur, im Schaffen!
Wo ernste Riesenhäupter stolz sich heben,
Die schwarze Tanne kühn gen Himmel strebt,
Und ihr zu Füßen Alpenblumen blühen,
Der Schmetterling auf würz'ger Kräuter Spitzen
Sein kurzes Sein in heitrer Lust verbringt
Und alles Paradiesesfrische atmet —
Da trittst du ein in einer Hütte Raum
Und lässest drin ein Kind geboren werden,
Dem flüsterst du das göttliche Geheimnis
Der ew'gen Schönheit in die junge Seele,
Es schaffend einst im Bild zu offenbaren.
Zur Königin der Städte steigt er nieder
Und seiner Hand entblühen Wunderwerke.
Ihn grüßt die Welt mit staunendem Entzücken,
Im Reich der Farben Fürst von Gottes Gnaden,
Und den entfall'nen Pinsel ihm zu reichen
Bückt sich der Herrscher einer halben Welt,
Du aber wandelst heimlich lächelnd weiter,
Und schreitest kalt vorbei an den Palästen
Der stolzen Städte, an des Reichtums Prangen.
So in die Krippe legtest du Erlösung
Der Menschheit einst, um mahnend es zu künden,
Daß nie von dieser Welt dein Reich gewesen."

Lebhafte Beifallsbezeigung erscholl, als sie schwieg.

Donna Giulia erhob sich und trat auf die Improvisatrice zu, ihr mit liebenswürdigen Worten ihre Anerkennung aus-

sprechend. Auch der Kardinal und der Prinz folgten ihrem Beispiel und der erstere, der sie bereits kannte, sagte, indem er auf den Prinzen deutete: „Sie haben gleich den Gedanken Seiner Hoheit ausgeführt; das Thema hatte er gegeben."

„Ja, es freut mich, daß der Name Ihres großen Landsmannes Ihnen hat dienen können," sagte der Prinz, der freundlich auf das anmutige Mädchen sah, deren vergeistigter Ausdruck der jugendlichen Erscheinung einen besonderen Zauber verlieh.

„Ich bin oft in dem kleinen Hause gewesen in Pieve di Cadore, wo er geboren wurde," sagte Rosa, „und man begreift es dort, wie er zum Künstler werden mußte, inmitten der wunderbaren Bilder, die die Sonne und die Wolken und die verschiedenen Tageszeiten auf die herrliche Dolomitenwelt malen. Übrigens war er nur der größte von einer Reihe von Künstlern, alle seiner Familie angehörig."

Der Direktor der Abendunterhaltung unterbrach das Gespräch, sich gegen die daran Beteiligten entschuldigend, indem er sagte: das Publikum verlange sehnlichst, die Künstlerin noch einmal zu hören, wenn diese so freundlich sein wolle, dem Wunsch zu willfahren. Mit anmutsvoller Verbeugung beurlaubte sich Rosa von den drei vornehmen Personen, die sie umstanden und zog aufs neue einen der beschriebenen Papierstreifen hervor. „Diesmal Reime, Reime!" rief man aus der Menge.

Rosa nickte lächelnd zustimmend. Zum Glück eignete sich das gezogene Thema zu einer launigen Behandlung, und fast mutwillig, wie es schien, in heiterster Stimmung, erging sich Rosa in scherzhaften Sestinen eine lange Weile und erntete ununterbrochenen Beifall, da man sah, daß es sich hier nicht um ein zufälliges Talent, mit Worten zu spielen, handle, sondern um eine wirkliche, allseitige, hohe dichterische Begabung, unterstützt und veredelt durch angeborne dichterische Grazie und feinste Bildung.

„Ah, die Kleine ist entzückend!" rief die Herzogin in ihrer lebhaften italienischen Weise, eilte auf Rosa zu, als diese ge-

endet, und lud sie ein, den folgenden Abend bei ihr zuzubringen. „Eminenz machen mir auch die Freude, das versteht sich," sagte sie zu dem Kardinal, „wo Geist und Anmut sich vereinen, da dürfen Sie nicht fehlen."

„Noch dazu, wenn solche Augen die Einladung unterstützen," versetzte der Kardinal, indem sein Blick feurig über das strahlende Antlitz Donna Giulias glitt; seine Bewunderung für sie war bekannt, dabei war er ein intimer Freund des Herzogs und ein stets willkommener Gast dort im Palast.

„Und auch die Hoheit dürfen mir nicht fehlen," sagte die Herzogin, nun sich zum Prinzen wendend, ihn mit einem jener Glutblicke anschauend, deren Wirkung kaum ein männliches Herz damals in der römischen Gesellschaft widerstand. „Es versteht sich, auch die beiden Herren machen mir die Freude," fuhr sie fort, indem sie sich anmutsvoll zu den Begleitern des Prinzen wandte.

* * *

Am folgenden Morgen saßen der Professor Holberg und Herr von Raden zusammen beim Kaffee, der letztere gemütlich seine Zigarre rauchend, der erstere mit dem Lesen einer Zeitung beschäftigt, aus der er Raden dann und wann Mitteilungen machte. Endlich aber warf er sie unmutig auf den Tisch und sagte: „Nein, es ist doch zu arg, unter solch einem Gouvernement zu leben, keine ordentliche Zeitung bekommt man hier zu lesen, alle Ereignisse sind durch gefälschte Brillen angesehen oder ganz verschwiegen. Denken Sie sich, meine Schwester hatte mir aus London geschrieben, sie schicke mir den „Punch", das englische Witzblatt, zur Erheiterung, und ich bekam es immer nicht, erkundigte mich endlich und höre nun, daß es auf dem Index steht und gar nicht hierher darf. Und gestern frag ich in der einzigen deutschen Buchhandlung nach Shelleys Gedichten: O, die sind erst recht verboten. Nun bitt ich Sie, was soll aus einem Volke werden, dem man die Hilfsmittel der Bildung und des freien Denkens so zumißt, während man es in den engen Kreis beschränkter Dogmen und

vernunftwidriger Vorstellungen einzwängt. Ah, da waren die alten Römer doch andere Leute. Die große Toleranz, die sie übten, was die religiösen Anschauungen der besiegten Völker betraf, und die Elemente allseitiger Bildung, die sie den Untertanen nicht verweigerten, das machte aus ihnen Menschen, die ein Weltreich gründen konnten. Es sind ja Menschen unter der oberen Geistlichkeit hier, die Verstand genug haben, um die Mängel des ganzen Regimes einzusehen, aber sie können sich nicht aus der engen Kette losreißen, die sie alle umschlingt und aus ihnen allerdings eine seltene Organisation macht, wie kaum je eine dagewesen und in der auch ihre Macht und zähe Widerstandsfähigkeit gegen alle aufklärenden Neuerungen liegt."

„Ja," sagte Raden, indem er ein Wölkchen Rauch von seiner Zigarre in die Luft blies, „es ist merkwürdig, wie klug und schlau viele sind, aber liebenswürdig und angenehm auch und frivol dazu. Haben Sie die Blicke des Kardinals bemerkt, die er auf Donna Giulia richtete? Ich saß hinter ihm und konnte ihn beobachten, es hat mich den ganzen Abend unterhalten. Nun freilich, man kann es den Herren nicht verdenken, denn sie sind auch Menschen trotz ihrer porpora und vom Chef des Staates, von Antonelli, ist es ja bekannt, daß er dem Amor einen besonderen Kultus weiht. Aber ein Land, das solche Frauen hervorbringt wie die Herzogin von Santomara, ist allerdings eine harte Prüfungsschule für die Keuschheit."

„Na ja, Raden, das ist nun gleich wieder Ihre Auffassung von der Sache," versetzte der Professor kopfschüttelnd; „ich aber machte eine andere Beobachtung, die mich näher angeht, nämlich, daß die Herzogin Blicke auf unseren Waldemar warf, die freilich geeignet waren, ein junges Herz in Flammen zu setzen. Ich habe es nicht ohne Besorgnis gesehen."

„Ah, mein lieber Professor, so sind wir doch noch imstande, die Natur solcher Blicke zu unterscheiden," sagte Raden lachend; „aber ich habe auch schon etwas der Art bemerkt, und wenn sich von dem Feuerwerk dieser göttlichen Augen ein

kleiner Brand im Herzen unseres Prinzen entzündete, sollte es mich nicht wundern. Er ist ja bis jetzt noch wie ein junges Mädchen, so unbefangen und rein, dank Ihrer idealistischen Erziehung, guter Professor, aber die Stunde wird doch auch kommen, wo sein junges Herz heißer klopfen wird beim Anblick der allerdings unglaublichen Macht weiblicher Schönheit, von der die Herzogin ein Exemplar ist, wie die Antike sie nicht vollkommener dargestellt hat."

„Ja, ja, schon gut," versetzte Holberg; „mir ist es aber zweifache Aufgabe, über ihn zu wachen, nicht nur um der wirklich väterlichen Zuneigung, die ich für ihn habe, auch um seiner edlen Mutter willen, die diesen Sohn vor allem liebt und ihn seiner zarten Gesundheit wegen so isolieren, von den Zerstreuungen des Hofes und der Ermüdung des Soldatenlebens fernhalten konnte in jenem wundervollen Bergschloß, wo ich jahrelang seine Erziehung geleitet habe. In das kräftigende Naturleben um ihn her und in die Welt großer Geister, in die ich ihn führte, kam doch kaum je ein Ton aus der Glanzwelt der Hauptstadt; nur wenn der ältere Bruder, der Erbprinz, kam, dann wurde erzählt und beschrieben, aber es weckte zum Glück noch keine Sehnsucht in Waldemars Herzen, und als wir nach vollendeten Studien, immer durch die Mutter erlangt, uns zur italienischen Reise rüsten durften, ohne vorher im eigentlichen Strudel des Hoflebens gewesen zu sein, in dem der Erbprinz bereits mit Wonne schwamm, da war in meines Zöglings Herzen nur freudige Ungeduld, dem Lande der Schönheit und der Kunst entgegenzuziehen. Sie begreifen also, Raden, wie es mir schmerzlich sein würde, die Harmonie dieser ganz idealistischen Jugend vielleicht durch eine große Leidenschaft gestört zu sehen."

„Ja, lieber Professor, das verstehe ich schon," meinte Raden; „indes ist ja bis jetzt auch gar keine Gefahr; der Prinz genießt all das Schöne, das ihn umgibt, das ist natürlich. Wenn etwas zu denken gäbe, so wäre es eher das sichtbare Wohlgefallen, das die Herzogin an dem edelschönen nordischen Jüngling nimmt, was man ihr auch nicht verdenken kann,

denn ihr Gemahl scheint mir ein unsympathischer Mensch, mit seinem hochmütigen Ausdruck und dem stechenden Blick der Augen, der vermuten läßt, daß er im gegebenen Fall gar nicht vor einer Coltellata oder einem geheimen Mordbefehl zurückweichen würde."

Das Gespräch wurde unterbrochen durch die Rückkunft des Prinzen, der seinen Morgenritt in die Campagna gemacht hatte und nun voll heiterer Jugendlust den Gefährten entzückte Beschreibungen der Schönheit des Morgens in der Campagna machte und dann mit fröhlichem Lachen komische kleine Szenen erzählte, die er erlebt durch das Kauderwelsch des Dieners Heinrich, der ihn stets begleitete und der sich anmaßte, schon italienisch zu sprechen, was von den Bauern draußen natürlich nicht verstanden wurde und zu den possierlichsten Mißverständnissen Anlaß gab. Auch der Professor mußte lachen und alle Furcht schwand beim Anblick der unbefangenen, glücklichen Stimmung seines geliebten Zöglings.

* * *

An dem Abend des Tages versammelte sich eine auserwählte Gesellschaft in dem alten Palast des Herzogs von Santomara. Die prunkvollen Säle strahlten von Licht, in denen eine Anzahl der schönsten Frauen in reichem Schmuck, Kardinäle und Prälaten, auswärtige Gesandte, Künstler und Dichter durcheinanderwogten und mit Spannung die angekündigte Abendunterhaltung erwarteten. Die damalige aristokratische Gesellschaft war durchaus nicht so abgeschlossen, wie sie es nachher wurde, und besonders ließ es die Herzogin von Santomara sich angelegen sein, Leute, die sich durch Geist und Bildung auszeichneten, Dichter und Künstler, in ihren Kreis hereinzuziehen und der Geselligkeit in ihrem Hause dadurch einen höheren Reiz zu verleihen. Sie war selbst fein gebildet und voll geistiger Interessen, wie zu jener Zeit überhaupt viele römische Frauen der Aristokratie.

Prinz Waldemar mit seinen zwei Begleitern war eben erschienen und von Donna Giulia mit besonderer Liebens-

würdigkeit, vom Herzog mit kalter Höflichkeit empfangen worden. Erst seit kurzem in Rom, hatte er noch nicht Zeit gehabt, sich näher mit einzelnen Persönlichkeiten der Gesellschaft zu befreunden, und seine noch etwas schüchterne, fein prüfende Zurückhaltung war bis jetzt erst dem lebhaften Entgegenkommen der schönen Herzogin gewichen. Sie war jetzt zu sehr mit dem Empfang ihrer Gäste beschäftigt, um sich ihm besonders zu widmen, und so erging er sich, den Professor im Gespräch mit römischen Gelehrten und Raden in Unterhaltung mit einer schönen Mailänderin, die sehr gut deutsch sprach, zurücklassend, in den weitläufigen Prunkgemächern, in denen einzelne Kunstgegenstände seine Aufmerksamkeit fesselten. So kam er endlich an ein kleineres Zimmer, das ihm bereits als das eigentliche Boudoir oder besondere Lieblingszimmer der Donna Giulia bekannt war und in dem sich weniger Pracht als das Gepräge der feinen Bildung und des künstlerischen Sinnes der Bewohnerin zeigte. Er wollte vorübergehen, da sah er eine schlanke weibliche Gestalt in weißem Kleid, die in dem Dämmerlicht, das eine rosa Ampel, verbreitete, die von der Decke des Zimmers hing und die einzige Beleuchtung dieses auserlesen poetischen Raumes bildete, wie eine Feengestalt seiner Phantasie entstiegen schien. Er erkannte in ihr die junge Improvisatrice, deren holde Erscheinung ihm schon am Abend vorher einen so anmutigen Eindruck gemacht hatte. Ohne zu überlegen, trat er über die Schwelle des Kabinetts und begrüßte sie, indem er fragte, wie es komme, daß sie hier allein verweile. Zugleich bemerkte er, daß das junge Mädchen nicht allein war, sondern daß eine ältere Frau da war, die sich tief vor ihm verneigte.

„Dies ist die Signora Amadei, meine einzige lebende Verwandte und Begleiterin," sagte Rosa und fuhr fort, während die andere sich fortwährend verbeugte und Anstalten machte, das Wort zu nehmen: „Ich bin hier auf den Wunsch der Herzogin, die dachte, es sei mir lieber, hier ruhig zu bleiben, bis die Gesellschaft sich versammelt habe und es möglich sei, Stille und Aufmerksamkeit zu erlangen."

„Würde es Sie dann stören, wenn ich ein wenig hier verweile, da es mir auch lieber ist, wenn sich dort das Gewoge ein wenig beruhigt" sagte der Prinz.

„Nein, gewiß nicht," erwiderte Rosa mit ihrem anmutigen Lächeln; „es ist ja nichts Vorbereitetes in mir, wenn ich improvisiere, es ist das Resultat augenblicklicher Anregung und bedarf weiter keiner vorhergehenden Sammlung."

„Wollen Hoheit nicht Platz nehmen?" fiel die Amadei ein, indem sie dem Prinzen einen Armstuhl hinschob. „Kind, du vergissest ganz, mit wem du die hohe Ehre hast, zu reden! Seine Hoheit der Prinz von Deutschland, wenn ich nicht irre," setzte sie hinzu, indem sie sich abermals tief verbeugte.

„Ach ja, ich wußte nicht — ich sah so viele Menschen gestern abends — ich bitte um Vergebung . . ." brachte Rosa verlegen hervor.

„O, seien Sie unbesorgt; ich bin hier ein einfacher Tourist, nichts anderes, und freue mich, wenn ich, aller Etikette ledig, einfach menschlich mit Menschen verkehren kann," sagte der Prinz lachend. Er hatte neben Rosa Platz genommen und auch die Amadei mit freundlicher Handbewegung eingeladen, sich zu setzen. Er fragte nun mit großem Interesse nach der Art, wie und zu welcher Zeit sie sich ihrer großen Begabung bewußt geworden sei und ob sie viele Studien gemacht habe über Versifikation und die verschiedenen Formen des poetischen Ausdrucks, da das doch unmöglich auch angeboren sein könne.

„Mein Vater war ein Deutscher, ein hochgebildeter Mann, den nur äußerste Armut gezwungen hatte, ein kleines, dürftiges Amt in Venedig anzunehmen, wo er sich mit meiner Mutter verheiratet hatte und wo er bereits für die Existenz einer Familie zu sorgen hatte, denn es waren schon zwei Kinder vor mir da, die aber früh starben," erzählte Rosa. „Ihn freute es so, als ich schon als kleines Mädchen bei jedem Anlaß meinen Ausdruck in gebundener Rede fand, kindisch, unvollkommen, aber doch ein inneres Bedürfnis und eine Begabung verratend. Nun fing er an, mich zu unterrichten und mir das Verständnis für alles zu geben, was meine natürliche

Anlage, die sonst immer unvollkommen geblieben wäre, unterstützen und veredeln konnte. Dann starb er, als ich kaum erwachsen war, gleich nach ihm auch die Mutter. Ich blieb mittellos und allein zurück, da kam diese Kusine meiner Mutter (auf die Amadei zeigend) und erbot sich mir zur Beschützerin und Begleiterin."

„O ja, ich habe Mutterstelle an der armen Waise vertreten," fiel ihr die Amadei ins Wort, „und auf den Rat mehrerer hochgestellter Männer in Venedig erfand ich nun, daß sie ihre Existenz auf ihr Talent baue, und das gelingt ja nun auch gottlob recht gut."

Rosa, offenbar unangenehm von dieser Erklärung berührt, sah zur Erde und schwieg; der Prinz, mit zartem Verständnis, nahm das Wort und führte ein heiteres Gespräch herbei, dem Rosa sich mit Grazie und Verstand anschloß, und so verging eine kleine Weile in freundlichem Verkehr, von beiden Seiten jugendlich unbefangen und harmlos.

Unterbrochen wurde das Gespräch durch die Ankunft der Herzogin, die rasch in ihrer strahlenden Schönheit, in reicher geschmackvoller Kleidung wie eine Königin kam, ein friedliches Menschenidyll zu stören. Sie hielt den Ausruf des Erstaunens nicht zurück, als sie den Prinzen erblickte: „Sie hier, Hoheit!" rief sie. „Ich suchte Sie überall, weil die alte Herzogin von Torla, jetzt die tonangebende Dame der Gesellschaft, durchaus Ihre Bekanntschaft machen will. Ich habe sogar Herrn von Raden ausgeschickt, Sie zu suchen, und nun haben Sie am Ende sich hier privatim improvisieren lassen und uns die erste Frucht der Begeisterung unserer Dichterin vorweg genommen."

Es klang etwas wie Spott und wie Gereiztheit in ihrer Stimme, aber Waldemar sagte ruhig: „Nein, so unbescheiden bin ich nicht; der Zufall führte mich hierher, und da ich das Fräulein hier fand, leistete ich ihr etwas Gesellschaft."

„Nun, ich komme Sie zu holen, meine Liebe," versetzte Donna Giulia, indem Sie sich zu Rosa wendete; „das Publikum ist versammelt und harrt des Augenblicks, Sie zu hören

und zu bewundern. Kommen Sie, mein Kind, und möge die Poesie ihre goldnen Flügel entfalten und Sie ins Wunderland führen."

Der Prinz bot ihr den Arm, sie nahm Rosa bei der Hand, und so schritten sie dem großen Saale zu, wo die Gesellschaft Platz genommen hatte, gefolgt von der Amadei, die sich einen Sitz in der Menge suchte. Die Herzogin hatte mit künstlerischem Sinn einen von herrlichen Pflanzen umgebenen Platz für Rosa bereitet, wo sie, in ihrem weißen Kleid, wie eine Lichtfee aus einem Blumenmärchen stand und schon bei ihrem Erscheinen, von Donna Giulia selbst zum Platz geleitet, von einem beifälligen Gemurmel in dem glänzenden Kreis, dem sie sich gegenüber befand, empfangen wurde. Einen Augenblick lang standen die beiden weiblichen Wesen da nebeneinander, während die Herzogin die silberne Schale vom Tisch nahm, um sie dem Publikum mit zu beschreibenden Blättern zu reichen; es war eine Gruppe, wie sie das schaffende Genie des Künstlers kaum je hat träumen können: die Herzogin, das vollendete Weib, in einer Schönheit, die hinriß zu glühender, sinnbetörender Bewunderung; die andere das Bild der Jungfrau in reinster Natürlichkeit und unschuldsvoller Anmut, anziehend und fesselnd mit stillem Zauber.

Die Aufgaben, die Rosa zu lösen bekam, waren der verschiedensten Art und wurden von ihr, die in glücklichster Stimmung war, so überraschend gut gelöst, daß der Beifall, der ihr gezollt wurde, kein Ende nehmen wollte und sie alsbald zum Mittelpunkt der Gesellschaft machte. Sie wurde mit Einladungen überhäuft, die Amadei kam in Tätigkeit, um Namen und Adressen aufzuschreiben, und die Herzogin sagte lächelnd zu Waldemar: „Nun ist unsere junge Dichterin auf gutem Wege; morgen wird man von nichts anderem sprechen als von ihrem Talent und sie wird Mode sein. Aber sie ist ein anmutiges Geschöpf und verdient es, finden Sie nicht auch?" Dabei richtete sie einen jener Blicke aus den wundervollen dunklen Augen auf Waldemar, denen kaum ein Mann zu widerstehen vermochte und der sein Herz in eine ihm neue,

stürmische Bewegung brachte. Etwas verwirrt, zum erstenmal der feinen, ihm eigenen Gesellschaftsformen vergessend, sagte er rasch: „Sie ist wie ein freundliches Licht, das man vergißt, wenn die Sonne leuchtet," und ergriff die Hand der Herzogin, zog sie an seine Lippen und drückte einen feurigen Kuß darauf.

„Und diese Sonne möchte nur Ihnen leuchten, immer — Waldemar," flüsterte Giulia, indem ein bezauberndes Lächeln ihr Antlitz überflog. In dem Augenblick aber nahten verschiedene Personen, die sie zu ihren Pflichten als Wirtin zurückführten und sie ließ den Prinzen in einem Zustand von Aufregung zurück, die ihn selbst überraschte, und gewohnt, wie er es durch Holbergs Erziehung war, sich selbst Rechenschaft von seinen intimen Erlebnissen zu geben, drängte es ihn fort aus der gleichgültigen Menge; er mußte allein sein, und als er Raden gefunden hatte, eilte er nach Haus.

* *
*

Am anderen Morgen, als der Prinz wie gewöhnlich seinen einsamen Morgenritt machte, kam Raden in das Zimmer des Professors, zu sehen, wie es ihm ging, da er leichten Unwohlseins halber am Abend zuvor nicht mit in der Gesellschaft gewesen war. Er fand ihn gemütlich im Lehnstuhl sitzend, die Brille auf der Nase und einen Haufen Klassiker vor sich auf dem Tisch, von denen er einen in der Hand hielt und darin las. Auf Radens Frage nach seinem Befinden erwiderte er, daß es ihm wieder gut gehe und fügte hinzu: „Ich habe den Abend mit meinen Klassikern verbracht und das hat mir wohlgetan. Ich sage Ihnen, Raden, es ist ein wahrer Genuß, den Horaz hier in Rom zu lesen; wie anders wirkt dann alles noch so an Ort und Stelle auf demselben Boden, wo diese Gefühle gefühlt, diese Gedanken empfangen wurden. Horaz hat recht: der Mensch als Einzelwesen bleibt immer derselbe, was er empfand, empfinden wir noch, nur die Phasen des Zusammenlebens erfahren die Veränderungen und bilden die Geschichte. Welch ein Abstand zwischen dem

römischen Reich und dem heutigen Kirchenstaat! Beide wollten ein Weltreich gründen und beherrschen, aber jenes realistisch, durch die Macht ungeheurer Kräfte und den Eroberungstrieb angehender Zivilisation, dieser durch eine beschränkte und beschränkende Idee."

„Ja, wahrlich, wenn man den heutigen Kirchenstaat betrachtet," versetzte Raden, „so kann man nichts mehr von einer großen, weltbewegenden Idee entdecken. Er ist eine Organisation einzig in ihrer Art und darin liegt noch seine Macht. Es hat ja wohl Momente gegeben, wo ein paar gewaltige Persönlichkeiten unter den Päpsten einen Traum von Weltherrschaft träumten, aber jetzt ist das alles ein kleines, meskines Treiben der Politik, wie überall, geworden. Ich habe gerade gestern abend bei der Herzogin wieder von wohlunterrichteten Leuten gehört, wie man hier die Politik betreibt; liberal tuend und liebäugelnd am Tag mit den Franzosen und der liberalen Partei und am Abend sarkastische Bemerkungen und bitteres Lächeln über dieselben im Kreise seiner reaktionären Verbündeten, der Österreicher. Und auch was die moralische Seite der beiden geschichtlichen Epochen betrifft, bleibt der Vorzug der heidnischen. Die Korruption im römischen Kaiserreich war haarsträubend, aber wenigstens ehrlich und offen, wie etwas zu der Tagesordnung Gehöriges, und die römischen Hetären gaben den griechischen vielleicht nur wenig nach, an deren Spitze eine Aspasia stand, die es wert war, von Perikles geliebt und verteidigt zu werden. Aber die Moral hier unter dem Szepter des Heiligen Vaters, mit dem ganzen Olymp der Kardinäle und Prälaten als Vorbilder, die doch eigentlich halbe Heilige sein sollten, und mit einer das ganze Leben regelnden Kirche — nein, lieber Professor, Sie haben keine Ahnung, was da alles vor sich geht. Und eben nicht offen und wild-natürlich wie im römischen Reich, sondern heuchlerisch bedeckt mit dem verführerischen Schein der Zivilisation und der Schönheit und im Schutze der alleinseligmachenden Kirche. Alle diese glänzenden, hinreißend verführerisch schönen Frauen haben ihren Amante, oft

auch nur nach materiellen Vorzügen, erwählt, neben sich, und manche beschränken sich nicht auf den einen. Man hat mir eben gestern wieder Geschichten erzählt, vor denen denn doch unsere deutsche Sitte erschreckt zurückfährt. Unter dem entsetzlich reaktionären Pontifikat Leos XII., des verstorbenen Papstes, der am liebsten alles in die Nacht des Mittelalters zurückgeführt hätte, was blieb der lebensfrohen Gesellschaft anderes übrig, als sich in eitlen Festen zu vergnügen? Ausgeschlossen von dem geistigen Weltverkehr, Journale verboten, Rom aufs neue die Stadt der Pilgerscharen zu kirchlichen Festen, weniger von Fremden besucht, hatte in der Gesellschaft das Vergnügen den Herrschersitz eingenommen. Jetzt, gottlob, nach dem Tode dieses della Genga, ein sonderbarer Typus übrigens, mischen sich wieder neue Elemente in dies äußerlich so glänzende, innerlich so verfaulte Bereich aller Schönheit, alles Luxus, aller Verderbtheit, und man darf hoffen, daß edlere Keime auch wieder neue edlere Blüten tragen werden. Was mich aber ungeheuer freut, das ist, daß unsere Herzogin von Santomara, diese Schönste der Schönen, ganz rein und unbefleckt in all der sie umgebenden, zum Teil sehr verdorbenen Gesellschaft dasteht. Ich habe es einstimmig von den verschiedenen Seiten versichern hören. Zwar fügt man hinzu, daß Don Camillo auch so eifersüchtig sei, daß er wie ein wahrer Cerberus den Weg zu ihr bewache und im gegebenen Falle vor keinem Mittel beleidigter Ehemänner zurückschrecken würde, aber man gesteht auch, daß Donna Giulia ihm bis jetzt nicht den geringsten Anlaß zum Verdacht gegeben hat, obgleich sich alle wundern, daß sie den hochmütigen, so viel älteren, anmaßend stolzen Gatten sollte lieben können. Sicher ist aber, daß sie bis jetzt noch keinen Amante hat." Raden hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er zögernd fort: „Doch scheint es fast, als ob von ihrer Seite eine Gefahr der Art drohe, denn, denken Sie nur, gestern abend sagte mir einer der hervorragendsten unter den vornehmen jungen Leuten hier, dem sich wohl alle Schönen huldvoll neigen würden — Ihr Prinz, sagte er, hat schon viele

Neider; wir alle sind eifersüchtig auf ihn, denn er, ein Fremder, ein Ausländer, wird von der Herzogin von Santomara so ausgezeichnet, wie es noch niemandem widerfahren ist. Nun habe ich allerdings auch gestern abend bemerkt, daß sie, mit aller Natürlichkeit der südlichen Naturen, ihr Wohlgefallen an unserem Waldemar unverhohlen zeigt; ich beobachtete sie, als sie mit ihm in ein längeres Zwiegespräch vertieft war; nie habe ich ein solches Liebeswerben so wunderbarer Augen gesehen."

Der Professor hatte bei der letzten Wendung der Rede Radens die Brille abgenommen, seinen Horaz auf den Tisch gelegt und starrte nun mit besorgter Miene in Radens Gesicht, ferneren Bericht erwartend.

„Nun, bis jetzt scheint mir der Prinz nur überrascht und geblendet und das ist wahrlich kein Wunder; ein alter Praktikus wie ich verlöre da die Besinnung und nun gar ein solcher idealistischer Neuling. Aber was mich sehr freut und beruhigt, ist, daß Waldemar, als echter deutscher Jüngling, sich fast mehr von der zarten jungfräulichen Improvisatrice angezogen fühlt. Ich sah ihn mehrere Male gestern abend auf sie zugehen und lange und freundlich mit ihr plaudern. Sie ist aber auch ein reizendes Geschöpf, so fein, so bescheiden und so voller Poesie; ein schönes Gemisch von italienisch und deutsch, wie sie es ja auch ihrer Geburt nach ist, und wenn der Prinz sie öfter sieht, so bin ich überzeugt, wird dieser liebliche Abendstern jener Glanzsonne das Gleichgewicht halten."

„Na, Raden, Sie sind ein Beobachter wie wenige," versetzte der Professor mit einem Seufzer der Erleichterung, „und es ist mir eine Beruhigung, Sie in dem geselligen Treiben in seiner Nähe zu wissen; denn da hört meine Tätigkeit auf. Ich war auch einmal jung, lebte aber da in so bescheidenen Verhältnissen, daß das, was ich von Gesellschaft sah, etwas ganz anderes war und nicht zu vergleichen ist mit dem glanzvollen Leben hier. Und selbst als ich daheim meinen Platz an der Universität errungen und dann, durch das Vertrauen der

Fürstin-Mutter, zum Lehrer dieses ihres Lieblingssohnes gewählt wurde, blieb ich dem eigentlichen Hof- und Gesellschaftsleben fern. Ich verstehe mich nicht auf diese Ansprache und wünsche nur das eine, daß keine unnütze leidenschaftliche Erregung das schöne Resultat wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung störe, das ich von dieser Reise für ihn erhoffte."

* * *

Die Herzogin von Santomara hatte recht gehabt: Rosa, die Improvisatrice, war geradezu Mode geworden. Diese vergnügungssüchtige römische Gesellschaft von damals, die aber doch den Reiz von Bildung und Poesie zu schätzen wußte, wenn er dem Vergnügen zu Hilfe kam, war wie bezaubert durch die seltene Gabe des jungen Mädchens, die durch die Grundlage einer sorgfältigen Erziehung und die Anmut der Erscheinung noch unterstützt wurde. Es gab keine Vereinigung, zu der sie nicht eingeladen worden wäre, die geselligen Abende der Arkadia waren gar nicht mehr denkbar ohne eine Improvisation von ihr, und die sonderbare Protektion, deren der geistvolle Kardinal Palombi sie würdigte, bannte auch den ganzen Kreis der vornehmen Prälaten, die einen Hauptteil der Gesellschaft bildeten, in ihren Zauberkreis. Eine minder edle und reine Natur wie die ihre würde unausbleiblich der Eitelkeit und der Koketterie anheimgefallen sein, denn es fehlte auch nicht an bloß persönlichen Huldigungen, die ihrem Liebreiz zuteil wurden, aber sie schwebte, beinahe wie in einer höheren Atmosphäre lebend, über dem allen. Und es war auch so, es war ein unbekanntes Etwas über sie gekommen, das sie sich selbst nicht erklären konnte, das sie aber mit Glück erfüllte und in ihrer Poesie ausströmte.

Sie hatte niemanden, der ihr nahestand, dem sie die tiefsten Erregungen ihrer Seele hätte mitteilen können, denn die Amadei war ihr innerlich völlig fremd, ja sie litt oft unter der Vulgarität dieser Natur, aber sie mußte sie dulden, denn sie konnte nach italienischer Sitte bei ihrer Jugend nicht allein

bleiben und sie überließ ihr die Besorgung ihrer materiellen Verhältnisse, der nicht unbedeutenden Einnahmen, die ihr mit ihrem wachsenden Ruhme reichlich zuflossen, die sie beinahe wie etwas Unedles, Beschämendes bedrückten, von der Amadei aber mit Eifer empfangen und verwaltet wurden. Durch die Erziehung ihres Vaters war sie an einsames Studium gewöhnt und ihr wissensdurstiger Geist trieb sie fortwährend, für sich zu arbeiten und ihre Bildung zu vervollständigen, somit auch, durch das immer vielseitiger werdende Wissen ihren Improvisationen reicheren Inhalt zu sichern. Aber nach liebevoller Teilnahme und natürlichem Verständnis des Gefühlslebens hatte sie oft tiefe Sehnsucht und es war ganz erklärlich, daß sich nach und nach ein herzliches Verhältnis zwischen ihr und einer Frau bildete, die nicht in ihren Lebenskreis gehörte, aber jenen Instinkt des Herzens besaß, der so oft in den einfachsten Naturen reichlich ersetzt, was höhere Lebensstellung und äußere Vorzüge ihnen versagten. Es war dies jene Vittoria, der wir zu Anfang dieser Erzählung begegneten, eine einfache Frau aus dem Volke, die einen Gemüse- und Fruchtladen unten in demselben Haus, in dem Rosa wohnte, besaß, dem sie allein vorstand, da sie Witwe und kinderlos war. Ihr Laden war, wie sie noch heute häufig sind und damals allgemein waren, ein nach der Straße zu offener kellerartiger Raum, an dessen Eingang die Umrahmung durch das geschmackvolle, fast künstlerische Aufhängen von Gemüsen, Früchten usw. einen überaus anmutigen Straßenschmuck bildet. Rosa kaufte die kleinen Bedürfnisse ihres Haushaltes bei der Witwe unten und diese ließ es sich nicht nehmen, die holde Dichterin mit schönen Blumen zu erfreuen. Sie hatte auch mehrmals Rosa kleine Dienstleistungen und Gefälligkeiten erwiesen und diese hatte Gelegenheit gehabt, den ehrenwerten Charakter der Witwe und ihr allem Schönen zugängliches Gemüt kennenzulernen, so daß sich nach und nach ein beinahe freundschaftliches Verhältnis zwischen ihnen gebildet hatte, das der Amadei oft Anlaß zu spöttischen Bemerkungen gab. Aber Rosa, mutterlos und ohne ein Herz, an das sie sich vertrauend

hätte legen können, fand in der einfachen Frau aus dem Volke ein so herzliches Verstehen, wie es oft in den reinen, nicht durch Fremdenverkehr verdorbenen Naturen des italienischen Volkes vorkommt, und so wie schon ihr Äußeres, ihr echt römischer ernster, schöner Typus, sie zur sympathischen Erscheinung machte, so war sie auch gerade für Rosa doppelt anziehend durch das lebendige spontane Empfinden für Poesie, was bei dem Volk in Italien nicht selten ist. Sie hatte mehrere Male Gelegenheit gehabt durch Rosas Vermittlung, diese improvisieren zu hören und empfand eine Begeisterung für das junge Mädchen, die sie zu jedem Opfer bereit gemacht hätte. Mit Stolz sah sie, wie Rosa geehrt und gefeiert wurde und nichts schien ihr zu gut für das vergötterte Wesen.

Aber ihre größte Seligkeit bestand darin, daß Rosa ihr erlaubte, ein Abendstündchen bei ihr zuzubringen, wenn sie zu Hause geblieben war, während die Amadei, immer gierig nach Zerstreuungen und Vergnügen haschend, allein in irgendein vulgäres Theater oder zu ähnlicher Unterhaltung gegangen war, und Rosa fühlte sich tausendmal wohler in der Gesellschaft dieser einfachen, edlen Natur, die sie mit der hingebenden Liebe und Sorge einer Mutter umgab, als bei dem nur seichten, oberflächlichen Dingen zugewendeten Geplauder ihrer Begleiterin.

So saßen sie auch eines Abends in Abwesenheit der Amadei zusammen und Viktoria half der Dichterin an einem Kleide nähen, das diese, an Sparsamkeit gewöhnt und sie bedürfend, sich selbst verfertigte. Die Rede kam auf die Herzogin von Santomara und ihre wunderbare Schönheit. „Ja, und dabei ist sie auch so liebenswürdig und klug," sagte Rosa voll inniger Bewunderung.

„Und gut, wirklich sehr gut," fügte Vittoria hinzu. „Ich weiß so viel von all dem Guten, das sie in der Stille tut, denn der Herzog ist kein freigebiger Mann und weist die Armut von der Tür; aber sie gibt gern und viel. Ich weiß das alles, weil mein Bruder Beppo amore macht mit der Marietta, der

Kammerjungfer der Herzogin. Die erzählt ihm alles aus dem Haus, und er kommt dann, es mir zu erzählen."

„Ach, liebe Vittoria, sag doch nicht dies häßliche far amore," sagte Rosa, „ich kann den Ausdruck in unserer sonst so poesiereichen Sprache nicht leiden. Far amore — es ist gerade, als ob man mit dem heiligsten der Gefühle Handel triebe, als ob die Liebe ein Produkt des Willens sei, das man beliebig hervorbringen und wieder abtun könne, während sie doch — so denk ich es mir, — die schönste, unmittelbarste Gabe des Himmels ist, ein Etwas aus unbekannten Regionen, das plötzlich bei einem bestimmten Gegenstand erwacht und unser Herz zu einem Tempel macht, den ein Bild in reiner Andacht ausfüllt."

„Ja, so denken Sie, meine Signorina," versetzte Vittoria, indem sie voll Rührung auf das Mädchen sah; „bei Ihnen ist alles anders, rein und schön, aber so im gewöhnlichen, bei unseren Burschen und Mädchen, da ist es fast wie ein Geschäft; im gegebenen Alter muß amore gemacht werden und wie es sich denn gerade trifft, so macht sich's, mit dem einen oder der einen, und ist die Sache nicht dauerhaft gewesen, wie meistenteils, so bricht man ab und fängt mit anderen an. Das hindert nicht, daß man sich deshalb unglücklich macht, sich Coltellaten gibt, sich umbringt und aus Kummer stirbt, wenn der eine oder andere untreu wird, denn es kommen ja auch tiefere Gefühle vor, die einen ernsteren Charakter haben; aber im ganzen ist es ein auf die untergeordneten natürlichen Triebe gegründetes willkürliches Verfahren, und daher mag denn auch der Ausdruck gekommen sein."

„Es kann sein, daß du recht hast, Vittoria," versetzte Rosa nachdenklich. „Was sagt denn aber die Marietta von der Herzogin? Mir scheint, daß eine so ausgezeichnete, schöne, liebenswürdige Frau den älteren, stolzen, immer kalt und spöttisch aussehenden Mann nicht lieben könne."

„Ach nein, das tut sie auch gewiß nicht," erwiderte Vittoria; „ganz jung ist sie so verheiratet worden, ohne zu wissen, was

es sei, und bisher hat sie so gelebt in Reichtum und Glanz, bewundert und gefeiert, aber geliebt hat sie wohl noch nicht; jetzt aber . . ." Vittoria hielt inne.

„Was denn jetzt, gute Vittoria?" fragte Rosa rasch; „sag mir doch alles, ich liebe die Herzogin sehr und möchte, daß sie glücklich wäre."

„Nun, die Marietta meint, ihr schiene, ihre Herrin habe eine heftige Neigung für den fremden jungen Prinzen gefaßt, der so viel in den Palazzo kommt; aber das kann auch nur dummes Geschwätz von der Marietta sein; solche Mädchen, die immer um die Herrin sind, sind neugierig, passen auf alles auf, wissen oft mehr, als die Dame ahnt, irren sich dann aber auch oft, weil sie die Dinge sich nach sich selbst auslegen und die Marietta ist leichtsinnig; und was sie selbst tun würde, traut sie auch den anderen zu."

Rosa erwiderte nichts, sie war betroffen und fühlte ein unerklärtes Weh, das sie für den Augenblick stumm machte und in sich selbst blicken ließ, um die Ursache davon zu suchen. Auch wurde die Unterhaltung abgebrochen, denn die Amadei kam zurück und Vittoria verschwand augenblicklich.

* * *

An demselben Abend befand sich im Palast Santomara nur ein kleiner Kreis meist älterer Herren, unter denen der Kardinal Palombi und mehrere andere Prälaten, aber auch Prinz Waldemar mit seinen zwei Begleitern zugegen waren. Das Gespräch hatte einen beinahe politischen Charakter bekommen, indem einige der geistlichen Herren sehr günstig für Österreich, die anderen aber, besonders Kardinal Palombi, durchaus französisch liberal gestimmt waren. Es waren dies die zwei Strömungen, die die damalige römische Gesellschaft teilten. Der Wiener Kongreß 1815 hatte den von der Napoleonischen Zeit her überwiegenden französischen Einfluß gebrochen und Italien wieder dem finsteren Druck österreichischer Jesuitenherrschaft anheimgegeben. Dann, unter Papst Pius VII.,

hatte der edle Kardinal Consalvi eine Reihe kultureller Reformen angefangen, die aber abgeschnitten wurden durch die Wahl des Kardinals della Genga zum Papst unter dem Namen Leo XII. Er war von dem strengen Geiste des mittelalterlichen Papsttums erfüllt und hätte am liebsten den Kirchenstaat ein paar Jahrhunderte zurückgeführt und für immer jedem Licht der Aufklärung, des freien Gedankens, der fördernden Wissenschaft verschlossen. Sein Pontifikat dauerte zum Glück nur fünf Jahre, doch schon zu lange für den Zustand des römischen Staates, in dem nun geheim die ewig treibenden Kräfte des menschlichen Werdens gewaltsame Dinge vorbereiteten. Es war dies eine von den seltsamen Unterbrechungen des Fortschritts, in denen sich die Geschichte von Zeit zu Zeit gefällt, gleich als ob sie ein zu rasches Wachsen zum Vollkommeneren für schädlich hielte oder die Menschen an Geduld gewöhnen wollte. Nach dem Tode Leos XII., der geradezu zur Freude seines Volkes starb, das seinen finster reaktionären Tendenzen nicht zustimmte, fingen wieder freiere Ideen an, von Frankreich herüberzukommen, und ihnen günstige Prälaten bekannten sich offen dazu.

So hatte sich an jenem Abend der Kardinal Palombi, der noch ein Schüler Consalvis und für dessen Reformideen begeistert war, wieder im Lobe der Franzosen ergangen und dabei mehr als einen maliziösen Seitenblick auf einen der anwesenden Prälaten geworfen, dessen mageres, gelbes Gesicht durch die kleinen, stechenden schwarzen Augen und den wie in Bitterkeit fest geschlossenen Mund den möglichst unsympathischen Eindruck machte und eher einen fanatischen Anhänger Loyolas als einen edel humanen Nachfolger Christi vermuten ließ.

„Wir haben nie einen liebenswürdigeren und geistvolleren Gesandten hier gehabt als den Vicomte de Chateaubriand," fuhr der Kardinal in seiner Lobrede fort. „Ich erinnere mich an ihn, als er zuerst hier war und sein Entzücken über Rom so ausdrückte: ‚Es ist ein schönes Ding, dies Rom, um alles zu vergessen, alles zu verachten und um zu sterben.' Er hatte es

in einem Briefe geschrieben, nachdem er in der Cappella Sistina das ‚Miserere‘ gehört hatte."

„Wann war der Vicomte de Chateaubriand das letztemal hier?" fragte der Professor Holberg, der immer lebhaften Anteil an solchen Gesprächen nahm, um sich über Zustände und Gesinnungen in der damaligen römischen Welt zu unterrichten.

„Bei dem letzten Konklave kam er als außerordentlicher Gesandter, denn er war zurzeit Minister in Frankreich und ich erinnere mich immer mit hohem Interesse an die ausgezeichnete Rede, die er hielt, um seine Kredenzialen bei dem zum Konklave versammelten geistlichen Kolleg zu überreichen."

„Fanden Eminenz das eine ausgezeichnete Rede?" hub jetzt der vorhin bezeichnete Prälat an, der sichtlich nur mit Mühe bisher den Ärger zurückgehalten hatte, den ihm die Lobpreisung der Franzosen verursachte. „War es eines christlichen Gesandten würdig und war es taktvoll, um das mildeste Wort zu sagen, den zu wählenden Papst, der natürlich einer aus der vor ihm versammelten Menge geistlicher Würdenträger sein mußte, daran zu erinnern, daß er sich nun bald auf dem Stuhle des heiligen Petrus niederlassen würde, unfern vom Kapitol, über dem Grabe jener Römer der Republik und des Kaiserreiches, die von der Idolatrie der Tugend zu der Idolatrie des Lasters übergingen, über jenen Katakomben, in denen die Überreste einer anderen Art von Römern ruhen? Wozu hat jene versunkene, verdammte heidnische Welt noch erwähnt zu werden, wenn es sich um die Kirche, um die katholische Religion, handelt, die sich siegend über jenen Trümmern einer gottlosen Gesellschaft erhob, die über alle menschliche Zivilisation und alle irdischen Revolutionen erhaben ist, durch die sie leiden, aber in alle Ewigkeit nicht unterdrückt werden kann?"

„Ich glaube nicht, Monsignore, daß diese Anknüpfung an die Vergangenheit taktlos war," erwiderte der Kardinal, indem sein schönes Gesicht den Ausdruck überlegener Einsicht und vornehmer Autorität annahm; „ebenso wie eine Ver-

gangenheit vor der Erscheinung des Christentums auf Erden da war, so müssen die heiligen Dinge heutzutage von einem allgemeineren und höheren Standpunkt aus angesehen werden. Denn das Christentum, das die Gestalt der menschlichen Gesellschaft veränderte, hat dann doch auch diese, der es das Leben gab, sich wieder umändern sehen, und es ist gerade ein Zeichen seiner Ewigkeit, daß es mit der Zivilisation wächst, mit der Zeit fortschreitet, an dem Jahrhundert teilnimmt, ohne zu vergehen wie dieses."

„Ah, Eminenz vergessen, daß es doch schon mehr als einmal nötig war, österreichische Waffen zur Hilfe anzurufen gegen den sogenannten Fortschritt der Zeit auch in kirchlichen Angelegenheiten," bemerkte mit einem fast pfeifenden gereizten Ton der Monsignore, „und es könnte sich ereignen, daß diese Intervention aufs neue nötig würde, wenn die französischen Liebenswürdigkeiten ihre geheime Arbeit in der Romagna und den Marken weiter treiben."

„Nein, nein, keine Intervention," fiel ihm Don Camillo, der die ganze Zeit schweigend dem Gespräch mit gespanntem Interesse zugehört hatte, ins Wort, „der König von Frankreich hat, gottlob, erklärt, daß er keine Intervention anderer Staaten dulden würde."

Die Herzogin, die schon seit einer Weile mit dem Prinzen, der neben ihr saß, geflüstert hatte, erhob sich in dem Augenblick und sagte lachend: „Ah, wenn es schon so weit kommt, daß wir bei der Intervention mit Waffen angelangt sind, da ziehe ich mich zurück in schönere, friedlichere Regionen. Ich habe heute herrliche Zeichnungen von unserem Camuccini erhalten, der doch jetzt mit Canova die Kunstatmosphäre beherrscht, und ich wünsche sie Seiner Hoheit dem Prinzen, der ein so feines Kunstverständnis hat, zu zeigen. Ich überlasse Sie daher eine Weile Ihren schlimmen Diskussionen und komme wieder, um den Frieden zu proklamieren." Mit einer schalkhaften Verbeugung gegen die Gesellschaft nahm sie den Arm des Prinzen, den er ihr anbot, und verließ mit ihm den Saal. Über Don Camillos Antlitz zog eine Wolke, und ein

Blick des Verständnisses flog zu dem Kardinal hinüber und wurde von diesem mit seinem feinen sarkastischen Lächeln beantwortet.

Donna Giulia aber durchschritt mehrere der anstoßenden Säle, bis sie zu dem schon erwähnten kleineren Raum gelangten, der ihr ganz privater und ihr Lieblingszimmer war. Hier ließ sie sich auf einem Ruhesitz nieder und lud den Prinzen ein, neben ihr Platz zu nehmen.

Sie ergriff einige Blätter mit Zeichnungen, die auf einem Tisch an ihrer Seite lagen und zeigte dem Prinzen einige, indem sie mit feinem Verständnis über die neue Richtung der Kunst zum Klassizismus in der Kunstsphäre sprach, deren hervorragendste Vertreter in Rom eben Canova in der Skulptur und Camuccini in der Malerei waren.

Der Prinz, ergriffen von der zauberischen Nähe dieser Frau, die neue, bis dahin ungeahnte Seiten seines Wesens in ihm erweckte, brach in einen Ausruf glühender Bewunderung über ihr Kunstverständnis aus, hinter dem sich seine tiefere Gefühlserregung nur halb verbarg. Die Herzogin fühlte es sehr wohl, und selbst noch mehr erregt als er, sagte sie seufzend: „Ach, und wenn Sie ahnen könnten, welche tiefe Leere dennoch in meinem Leben bleibt, trotz all dem, was Reichtum, Rang, Huldigung der Welt und überdem Geist und Kunst mir geben! Mir fehlt das eine, das Höchste: eine große, allmächtige Liebe, ohne die das Leben doch nur ein glänzendes Nichts ist. Ich könnte ja, wie die meisten Frauen unserer Gesellschaft, mir ein Verhältnis schaffen mit einem zufällig Bevorzugten der vielen, die mich umschwärmen und nur danach trachten; aber ich bin zu stolz dazu. Allmächtig, das ganze Leben beherrschend, so muß die Liebe sein, die mein Dasein ausfüllen soll, und nur einem Höchsten, der ebenso fühlt, kann ich diese höchste Krone reichen."

Sie schwieg wie erschrocken von diesem Ausbruch ihrer geheimsten Empfindungen, aber ihr Auge sandte einen Blick zu Waldemar hin, der sein Herz erzittern machte, und in über-

wältigender Aufregung, unfähig, ein Wort zu sagen, ergriff er ihre Hand und drückte einen heißen Kuß darauf.

„Bist du mein Freund, Waldemar?“ frug Giulia leise mit bebender Stimme.

Aber noch ehe der Prinz antworten konnte, entzog sie ihm ihre Hand, erhob sich rasch und flüsterte: „Mein Peiniger kommt, schon ist sein Verdacht rege, suchen wir ihm ruhig zu begegnen.“

In der Tat hörte man nun Schritte und Stimmen, die sich dem Kabinett näherten, und die Herzogin hatte nur eben Zeit, an den Tisch hinzutreten und die zerstreut liegenden Zeichnungen scheinbar in Ordnung zu bringen, als Don Camillo mit dem Professor und Raden eintrat.

„Alle unsere anderen Gäste sind geschieden und lassen sich dir empfehlen, Giulia, und nun komme ich, diesen Herren auch die Zeichnungen unseres Camuccini zu zeigen,“ sagte der Herzog. „Haben sie ihren Beifall, Hoheit?“ fragte er, sich rasch zum Prinzen wendend und ihn mit einem durchbohrenden Blick seiner schwarzen Augen treffend; aber schon hatte Giulia mit der Raschheit ihres südlichen Temperaments ihre Selbstbeherrschung völlig wiedergewonnen und versetzte blitzschnell, scheinbar in heiterer Unbefangenheit: „Hoheit sind ganz erstaunt über die klassische Vollendung in diesen Zeichnungen, die man hier noch mehr bewundern kann als in seinen Gemälden. Auch wußte der Prinz nicht, wie sehr er schon anerkannt und bewundert ist, wie fremde Potentaten ihn ehren und ihm Aufträge geben, wie Seine Heiligkeit der verstorbene Papst und unser gegenwärtiger Heiliger Vater sich sogar rühmten, seine Freunde zu sein, und wie sich schon eine zahlreiche Schule nach ihm gebildet hat, die dieser Kunstepoche den Charakter des Klassizismus aufdrückt und ja auch unter den Franzosen glänzende Namen zählt, wie David, Vernet, de la Roche und andere. Sehen Sie, Herr Professor, überzeugen Sie sich selbst.“

Sie hatte mit ihrem langen Sprechen, ihrer immer ruhiger werdenden Stimme und ihrer feinen Art, die Zeichnungen vor-

zulegen, scheinbar das Gleichgewicht in der Stimmung hergestellt und dem Prinzen Zeit gegeben, sich zu fassen und jetzt mit seinen Begleitern Abschied zu nehmen und den Palast zu verlassen. Waldemar sagte diesen, sobald sie in ihrem Hotel angekommen waren, alsbald gute Nacht, Kopfweh vorschützend, und begab sich in sein Zimmer. Hier aber wanderte er ruhelos auf und ab und suchte der Aufregung Herr zu werden, die jetzt schon beinahe völlig Besitz von ihm genommen hatte. Die unverhohlene Leidenschaft, die ihm von der Herzogin entgegenkam mit einer seinem deutschen Empfinden fremdartigen Offenheit, hatte sein Wesen in eine noch nie gefühlte Aufregung gebracht, und unerfahren, wie seine so wohlbehütete Jugend gewesen war, fragte er sich fast voll Angst, ob dies die Liebe sei, die nun endlich siegreich in sein Herz einzog. Aber was dann? Zwar sah er mit Erstaunen in der römischen Gesellschaft, in der er sich befand, wie wenig das legitime Band illegitime Verhältnisse hinderte; er aber bebte davor zurück, indem sich ihm auch augenblicklich alles entgegenstellte, was man in der Heimat, bei seiner Stellung am Hofe als wahrscheinlicher Thronerbe, da sein älterer Bruder sehr kränklich war, und was besonders seine fromme, tugendhafte Mutter, die ihn so liebte, zu solcher Verirrung, denn so würde man es milde nennen, sagen würde.

Ein peinlicher Kampf entspann sich in seinem Innern, denn er konnte nicht leugnen, daß ihn der hinreißende Zauber von Giulias Schönheit und liebendem Entgegenkommen bereits mit einem Wonnegefühl erfüllte, vor dem seine klare Einsicht und seine strengen Grundsätze zu schwanken begannen. Endlich aber forderte die Natur ihr Recht und er fiel in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst spät erwachte. Am Morgen brachte ihm der Diener einen Brief, der ihm, wie er sagte, von einem jungen Burschen eingehändigt worden sei, mit der strengen Mahnung, ihn nur in des Prinzen eigene Hände und wenn dieser allein sei, abzugeben. Voller Ahnung und klopfenden Herzens, öffnete er den Brief und las: „Waldemar, Du weißt es jetzt, hast es gefühlt, wie sich mein Herz unwider-

stehlich zu Dir hingezogen fühlt. Du bist der erste Mann, der mir der allmächtigen Liebe und der Hingabe des ganzen Lebens einer Frau wert scheint. Also Dir anzugehören, ist von nun an der Zweck meines Lebens, denn ich fühle es, daß auch Du mich liebst. Im Augenblick nur müssen wir uns leider trennen. Mein Mann kam gestern abend, als ihr fort waret, mit der Nachricht, daß wir gleich heute fort müßten nach Perugia, wo die Hochzeit seiner Schwester nun endlich festgesetzt sei und wo man uns mit Ungeduld zu all den Festen, die damit verbunden seien, erwarte. Ich konnte nichts dagegen einwenden, wiewohl es grausam ist, gerade wenn das selige Bekenntnis meiner Liebe Dir offenbar geworden, Dich nicht zu sehen. Schreiben darfst Du mir nicht, denn Camillos Eifersucht umgibt mich mit tausend Späheraugen, aber ich kann vielleicht durch meine treue Jungfer und deren Liebhaber, einen jungen Burschen, der auch diesen Brief besorgt, Nachricht zu Dir gelangen lassen. Denn in all den Festen, an denen ich teilnehmen muß, wird nur ein Gedanke mich erfüllen, nur ein Bild mich umschweben, das des einzigen, dem jetzt mein Leben gehört. Giulia."

Aufs neue verwirrt und bestürzt, fühlte Waldemar doch eine Art von Erleichterung bei dem Gedanken, daß die Herzogin fort sei und ihm Zeit bleibe, sich zu fassen, zu beruhigen und imstande zu sein, zu überlegen und einen Entschluß zu fassen, ohne durch den Zauber ihrer Nähe immer machtlos zu werden. Er vermochte es, ziemlich unbefangen bei seinen Begleitern zu erscheinen und gleichgültig zu bleiben, als Raden von der plötzlichen Abreise der Santomara sprach und sein Bedauern ausdrückte, daß der Gesellschaft für einige Zeit dieser Stern fehlen werde. Der Professor ließ sich durch die anscheinende Ruhe Waldemars täuschen und atmete erleichtert auf, und selbst der erfahrene Raden wurde zweifelnd, ob es nicht eben bloß die Aufregung der unmittelbaren Gegenwart der schönen Frau gewesen sei, die er an dem Prinzen bemerkt hatte, und nicht ein tieferes Gefühl. Zugleich aber brachte er dem Prinzen die dringende Bitte einer der römi-

schen Fürstinnen, ihre Abendunterhaltung an diesem Tag nicht zu vergessen. „Ich glaube, die liebenswürdige Improvisatrice wird dort sein und ihr Talent ausüben," sagte Raden.

„Ach, es ist wahr," versetzte Waldemar; „gewiß werde ich hingehen und ich freue mich auch, die junge Poetin wieder zu sehen, die ich schon einige Zeit nicht sah."

* *
*

Alles war ihm willkommen jetzt, was ihn von dem quälenden Aufruhr in seinem Innern abziehen konnte, und am Abend begab er sich mit Raden — der Professor hatte gebeten, zu Hause bleiben zu können — in die glänzenden Salons der Fürstin, wo wieder alles versammelt war, was Rom an Eleganz, Schönheit und Reichtum besaß. Inmitten des Gefunkels von goldenem Schmuck, Diamanten und Edelsteinen aller Art erschien denn auch die Lichtgestalt Rosas, wie immer ganz weiß gekleidet und alsbald von einer Menge huldigender Verehrer umgeben, zwischen denen sie ruhig und einfach-freundlich wie ein reines Licht hervorschien.

Sobald Waldemar ihrer ansichtig wurde, eilte er auf sie zu und begrüßte sie mit herzlichen Worten.

Ein sanftes Erröten flog über ihr Gesicht und sie sagte ihm, wie sie ihn schon bei mehreren ihrer letzten Improvisationen vermißt habe.

„Aber es war gut, daß Sie nicht gegenwärtig waren, Prinz," setzte sie hinzu, „denn ich war gar nicht aufgelegt die letzten Male und habe, glaube ich, recht schlecht improvisiert." Und wieder flog ein leises Erröten über ihr Antlitz, nachdem ihr dies unschuldige Geständnis entschlüpft war. Sie vertieften sich nun in ein anmutiges Geplauder, der Prinz hatte neben ihr Platz genommen, und so sehr fesselte ihn die sinnvolle, feine Art der Anschauungen Rosas, ihre treffende Kritik der sie umgebenden Welt, ohne Bosheit, aber doch scharf und verständig, und endlich ihr begeistertes Gefühl für Poesie, daß er völlig vergaß, wo er sich befand, bis Raden herbeieilte

und ihm sagte, daß die Hausfrau sowohl wie mehrere der anwesenden Damen sich empfindlich gezeigt hätten, ihn so ganz ausschließlich beschäftigt zu sehen. Waldemar erhob sich, heiter lächelnd, und sagte: „Nun, so tun wir denn unsere gesellschaftliche Pflicht! Da ich aber jetzt weiß, daß Sie unimprovisierte Gedichte zu Hause geschrieben haben, so nehme ich mir die Erlaubnis, Sie morgen zu besuchen, und bringe auch meine schwachen Versuche mit, sie Ihrer Kritik zu unterwerfen." Rosa lächelte voll unverhohlener Freude, und Raden sah mit Befriedigung, in welch glücklicher Stimmung der Prinz sich befand.

Am folgenden Tag eilte sie früh zu Vittoria hinunter, um sie zu bitten, ihr recht schöne Blumen zu besorgen, denn sie wollte ihre Wohnung für den versprochenen Besuch nur mit dem Lieblichsten schmücken, was die Natur dort so reichlich gibt, und verwarf all den banalen Schmuck, den die Amadei anbringen wollte. Nicht daß es sie gedemütigt hätte, den Prinzen in ihrer bescheidenen Wohnung zu empfangen, dazu war sie zu einfach und natürlich, aber sie wollte den, der als Dichter zur Dichterin kam, nur mit dem begrüßen, was von jeher mit der Poesie verwandt ist. Sie hörte auch kaum auf die Ermahnungen und vulgären Anstandsregeln, die die Amadei vorbrachte; der schwindelte der Kopf vor Aufregung über die Ehre, einen Prinzen zu empfangen, und allerlei Hoffnungen ehrgeiziger und unmoralischer Art zogen durch ihr Gehirn. Aber das alles tönte nur wie ein unharmonisches Summen an Rosas Ohr, während eine selige Melodie in ihrer Seele erklang und sie mit lauter Freude erfüllte. Wohl schlug ihr Herz schneller, als die Stunde nahte, für die der Prinz sich angemeldet hatte, aber sie dachte nur an das Glück, ihn zu sehen, und durchaus nicht an ihre eigene Erscheinung und die Wirkung, die diese haben konnte, während die Amadei jeden Augenblick vor den Spiegel trat, um ihre falschen Locken zu ordnen und ihre mächtige Spitzenhaube zurechtzurücken.

Kurz vor der bestimmten Stunde kam Vittoria und brachte eine Fülle schöner Blumen, die sie eben, Rosa zuliebe, frisch

aus ihrem weit entlegenen Gartenland geholt hatte. Sie half Rosa das Zimmer in sinniger Weise schmücken. Als alles fertig war und Rosa in ihr Zimmer ging, sich anzukleiden, sagte die Amadei, die untertänig und servil vor Höhergestellten und hochmütig mit denen, die sie unter sich glaubte, war: „So, Vittoria, nun können Sie gehen. Seine Hoheit wird gleich kommen, und da dürfen doch nur Leute von Rang da sein. Ich möchte, daß er einen recht guten Eindruck hier hätte, denn die Kleine scheint ihm zu behagen und wer weiß, was sich für vorteilhafte Folgen daran knüpfen können mit Geld die Hülle und Fülle, so daß man als Signora leben kann, wie es sich gehört." Das zweideutige Lächeln, das diese Worte begleitete, ließ keinen Zweifel übrig, was damit gemeint war, und Vittorias ernste Züge wurden noch ernster und strenger als gewöhnlich, und als Rosa wieder hereintrat, reichte sie dieser die Hand und sagte: „Addio, cara Signorina, die heilige Jungfrau beschütze Sie."

„Dank, Dank für die schönen Blumen!" rief ihr Rosa fröhlich nach.

Nun fuhr der Wagen des Prinzen vor. „Rosa, Rosa!" schrie die Amadei, die am Fenster darauf gewartet hatte. „Rasch, nehmen Sie im Zimmer eine bescheidene Stellung ein, wie es sich vor dem hohen Herrn gehört, ich eile, ihn an der Treppe zu empfangen."

Aber sie hatte keine Zeit, all die untertänigen Redensarten, die sie sich ausgedacht hatte, anzubringen; denn der Prinz, der ohne seine Begleiter kam, eilte nach einer kurzen Verbeugung gegen sie auf Rosa zu, die lächelnd und errötend in der Tür des Zimmers stand, begrüßte sie mit herzlichen Worten und trat mit ihr ein. Bitter gekränkt, hielt die Amadei es doch für eine Pflicht des Anstands, mit in das Zimmer zu kommen, und versuchte abermals, ihre Weltbildung zu zeigen, indem sie eine banale Phrase vorbrachte, die entschuldigen sollte, daß sie den hohen Besuch in dem armen Zimmer empfangen müßten. „Aber mein Gott, wie soll man es machen?" setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu. „Das arme Kind und ich tun das

Möglichste, um uns eine anständige Existenz zu schaffen; aber wenn wir auch eine etwas glänzendere Lage verdienten ..."

Rosa errötete vor tiefem Unwillen, und der Prinz unterbrach die Rede, indem er rasch sagte: „Beunruhigen Sie sich nicht, Madame; ich kam, um das Fräulein zu sehen, die ich hochschätze, in welcher Umgebung sie sich immer befindet. Übrigens ist es ja hier wie in einem Blumengarten," setzte er, sich umsehend, freundlich hinzu, wendete sich zu Rosa und wollte sagen: „und die schönste Rose darin," da das Mädchen wirklich wie eine eben erblühte Rose aussah, aber er hielt aus Zartgefühl jedes gewöhnliche Kompliment zurück, um die Sympathie, die er in dem Herzen Rosas für sich erriet, nicht zu verletzen. Ohne die Aufforderung der Amadei abzuwarten, ließ er sich auf dem Sofa nieder und lud Rosa ein, sich zu ihm zu setzen, was diese einfach tat. Nun hielt die Amadei es für geraten, ihre Taktik zu ändern und die jungen Leute allein zu lassen, indem sie berechnete, daß dies vielleicht schneller zu dem von ihr gewünschten Ziele führen könne, und unter dem Vorwand, sehen zu wollen, ob dem draußen wartenden „Herrn Kammerdiener" nichts fehle, verließ sie das Zimmer.

Ein Lächeln der Befriedigung umspielte Waldemars Lippen und sich zu Rosa wendend, sagte er heiter: „Und nun, meine junge Muse, dürfen Sie mir das Versprochene nicht vorenthalten und müssen mir zeigen, was Sie schriftlich dichten. Auch ich habe Wort gehalten, obgleich ich nur ein Novize am Fuße des Parnaß bin. Aber es ist wenigstens alles aufrichtig, in der Tiefe des Gemüts entsprungen und hat bis jetzt noch keinen Vertrauten gehabt. Sie sind die erste, der ich es zeige, denn Sie sind lieb und gut und jung und werden es mit mir fühlen, ohne sich an den Mängeln zu stoßen und nur zu kritisieren."

Ein leuchtender Blick Rosas dankte ihm für seine Worte, ihr Herz war zu voll von Glück, um etwas erwidern zu können. Er las ihr nur einige Gedichte vor; Ergüsse einer edlen Jünglingsseele, einer innerlich vornehmen Natur. Die Tränen tiefer Rührung, zärtlicher Bewunderung, die in Rosas Augen

traten, sagten ihm ein schöneres Lob, als Worte es vermocht hätten. Endlich aber hörte er auf und sagte lachend: „So, das ist genug für heute, jetzt kommt die Reihe an Sie."

Aber Rosa hatte nun einiges hervorzuheben, was ihr am meisten gefallen, sie am tiefsten gerührt hatte, auch allerlei zu fragen, was sie zum Verständnis brauchte, und so entspann sich ein vertrauliches Geplauder, als hätten sie sich jahrelang gekannt. Er erzählte ihr aus seinem Leben und enthüllte ihr dabei die schönen Jugendträume seiner Seele. Sie horchte versunken in eine Welt seliger Gefühle und ihre Augen hingen unverwandt mit dem Ausdruck reinen kindlichen Glücks an seinen Lippen, in völliger Vergessenheit ihrer selbst und der Welt um sich her. Endlich aber sagte er: „Wir vergessen die Zeit und ich habe noch nichts von Ihren Gedichten gesehen."

Rosa sprang auf, ganz zutraulich wie mit einem Freunde, sagte, sie wolle das Beste holen, was sie habe und was sie immer nachts bei sich behalte zu etwaigem neuen Einfall und eilte in ihr Schlafzimmer. Der Prinz blätterte indes in einem Buche, das auf dem Tische lag, und als ein Blättchen Papier herausfiel, bückte er sich, es aufzuheben, und sah, daß Verse darauf standen, und zwar ein Sonett, das er alsbald ohne weitere Überlegung las; es lautete:

„So war's! So dacht' ich mir den Königssohn,
So edel stolz, die schönste Jugendfülle,
Von schönrer Seele nur die schöne Hülle,
Die reine Stirne des Gedankens Thron.

Der blauen Augen seelenvoller Blick,
Der's deutlich kündet, was in dem Gemüte
Von milder Liebe wohnt, von seltner Güte —
Ja — er ist auserlesen vom Geschick,

Sein hohes Amt in Würde zu verwalten,
Verschwendrisch segnend, wie der Sonne Strahlen,
Sein Volk zu edlem Menschentum zu heben,

Sich das Gemeine ewig fernzuhalten
Und mit der Krone höchsten Werts zu zahlen
Für jene Krone, die ihm Gott gegeben."

Darunter stand das Datum jenes Tages, wo Rosa zum erstenmal bei der Herzogin improvisiert und mit dem Prinzen länger gesprochen hatte. Er konnte demnach nicht zweifeln, daß die Worte ihm galten. Es rührte ihn tief, das unschuldige Geheimnis dieses Mädchenherzens entdeckt zu haben, und erhöhte die Sympathie, die ihn sanft und innig zu ihr hinzog. Noch ehe er sich besinnen konnte, ob er ihr den Fund anzeigen oder verschweigen sollte, trat sie leichten Schrittes ein, mit einer Menge beschriebener Blätter in der Hand und sagte unbefangen: „Da habe ich zusammengetan, was allenfalls wert ist, gelesen zu werden", — doch ehe sie aussprechen konnte, fiel ihr Blick auf das Blatt, das Waldemar in der Hand hielt, und Purpurglut überzog ihr Gesicht. Sie stand einen Augenblick fassungslos, sah aber in ihrer Bestürzung so liebenswürdig aus, daß Waldemar, indem er ihre Hand ergriff, gerührt sagte: „Verzeihen Sie mir, meine liebe junge Freundin, diese anscheinende Indiskretion: ich blätterte in dem Buche hier und da fiel dieses Blatt heraus, und als ich sah, daß es Verse waren, nahm ich mir die Erlaubnis, sie zu lesen. Sie sind mir deshalb nicht böse, nicht wahr?" Rosa hob die gesenkten Augenlider, sah ihn mit einem unschuldvollen Blick an und sagte leise: „Ich vergaß, das Blatt aus dem Buche zu nehmen."

„Und so ward mir Gelegenheit, zu sehen, wie hoch und edel Sie von mir denken," versetzte Waldemar, „denn ich muß wohl, dem Datum nach zu urteilen, so eitel sein, zu glauben, daß Sie ein wenig an mich gedacht haben, als Sie Ihr Ideal eines Fürstensohnes schilderten. Wie gern möchte ich dem Bild gleichen! Und glauben Sie mir, daß der Wunsch danach in meiner Seele lebt, wenn ich es auch nicht von fern erreicht habe. Mir graut oft vor der gewaltigen Aufgabe, an der auch der edelste Wille nur zu oft scheitert. Es scheint so einfach, wenn man große Macht in Händen hat, Glück und Segen zu spenden und das Wohl von Tausenden zum Guten zu wenden, aber wieviel Hindernisse, wieviel Verwicklungen, wieviel böser Wille stehen einem da entgegen und lähmen die

Tatkraft. Ach, es ist nicht leicht, auf dem Thron ein wahrhaft großer und guter Mensch zu sein."

Er sprach noch länger über dies Thema, um Rosa Zeit zu geben, ihre Unbefangenheit von früher wiederzugewinnen; es gelang ihm auch; der Ausdruck von Bestürzung schwand aus ihren Zügen, ihre sanften, ernsten Augen ruhten wieder sinnend in den seinen und das Interesse an dem, was er sagte, hatte wieder jedes persönliche Empfinden überwogen. Sie erzählte ihm nun auch, wie sie schon als Kind, wo sie in den Bergen von Cadore die elenden Lebensbedingungen einer ganzen Bevölkerung gesehen habe, sich gewünscht hätte, eine Prinzessin oder Königin zu sein, um das Geld mit vollen Händen auszustreuen, so daß keiner mehr zu frieren und zu hungern brauche. „Und als ich älter wurde," fuhr sie fort, „und selbst erfuhr, welches Glück Unterricht und Bücher gewähren, da dachte ich, wenn ich König wäre, würde ich vor allem dafür sorgen, daß allen geistige Nahrung so gut wie leibliche zuteil würde, daß alle sich freuen könnten an schönen Büchern, an erhabenen Gedanken, an dem Edlen, was die Kunst geschaffen, so daß es nicht mehr möglich wäre, rohe, gemeine und böse Menschen zu finden, und dazu dachte ich mir immer einen König, der selbst das Vorbild aller Vollkommenheit wäre und dem alle sich bestreben würden nachzuahmen."

Endlich erinnerte sich der Prinz, daß es Zeit sei, zu gehen. Er bat, die Gedichte mitnehmen zu dürfen, um sie zu Hause in Ruhe zu lesen und nahm dann Abschied, indem er sagte, er werde sie selbst wiederbringen. So wohltätig bewegt fühlte er sich nach diesem Besuch, daß er sich sagte, welches Glück es für ihn sein würde, wenn er später in seiner Sphäre einem weiblichen Wesen begegnen könnte, das diesem zarten, tiefempfindenden, geistig hochbegabten Mädchen ähnlich wäre; und als neben diesem sanften, lieblichen Bild plötzlich das der Herzogin vor ihm auftauchte, erschrak er fast vor der Erinnerung an die dämonische Gewalt, die ihre alles überstrahlende Schönheit über ihn hatte und der er in ihrer Gegenwart immer

unterlag. So friedlich beglückend war ihm das Zusammensein mit Rosa, wo keine leidenschaftliche Erregung das stille Weben reiner Sympathie von Herz zu Herzen störte, so sehr fühlte er sich danach wieder in die frühere Harmonie seines Wesens zurückversetzt, daß es ihn beinahe jeden Tag zu ihr führte. Der Austausch ihrer Gedichte gab unaufhörlichen Stoff zu Gesprächen, die sie in alle Sphären des intellektuellen Lebens führten, wobei er immer neue Seiten der auserwählten edlen Natur der jungen Dichterin kennenlernte. Die sanfte Freude, die ihr Antlitz verklärte, wenn er erschien, war ihm, ohne daß er es sich ganz gestand, eine unschuldige Befriedigung auch seiner Eigenliebe, denn es fehlte ihr nicht an Huldigungen aller Art, die ihrem Talent und ihrer Holdseligkeit in der Gesellschaft entgegenkamen, die aber unbemerkt an ihr abglitten. Dieser Umstand stimmte ihn so heiterliebenswürdig, daß Raden sich vergnügt die Hände rieb und zu Holberg sagte: „Bester Professor, wir sind gerettet."

* * *

Auch die Signora Amadei baute täglich kühnere Pläne auf die Besuche des Prinzen und sah schon in Gedanken Rosa als dessen anerkannte Mätresse in einem Palast der deutschen Hauptstadt, von Luxus und Überfluß umgeben, und sich dabei als Gesellschaftsdame in kostbaren Kleidern und Schmuck, ein ununterbrochenes Wohlleben führend. Doch hütete sie sich wohl, Rosa ihre ehrgeizigen Pläne ahnen zu lassen, da sie befürchten mußte, daß diese aus der seligen Höhe, in der ihre reine Seele schwebte, herabgestürzt, den Verkehr mit dem Prinzen abbrechen und fliehen würde.

Die einzige, die diesem häufigen, vertrauten Verkehr mit Besorgnis zusah, war die einfache Frau aus dem Volke, Vittoria, die, wie gesagt, eine wahre Begeisterung für die junge Improvisatrice empfand, deren Inspirationen sie mit Entzücken und Verständnis erfüllten, obgleich sie weder lesen noch schreiben konnte. Aber sie hatte jene spontane Empfindung für das Schöne, die dem italienischen Volke angeboren

ist und nur durch eine falsche Zivilisation in den Klassen der Gesellschaft, die von dieser beherrscht werden, sich in ihr vulgäres Gegenteil verkehrt. Jemehr sie aber die Dichterin verehrte und liebte, jemehr fürchtete sie für deren Ruhe und Ruhm von den häufigen Besuchen des schönen jungen Fürsten. Sie beurteilte diesen nach der Art der jungen, vornehmen Römer und argwöhnte, daß der Umgang mit dem reizenden jungen Mädchen nur ein für diese gefährlicher Zeitvertreib für ihn sei. Rosa, jemehr sie sich von ihrer Begleiterin abgestoßen fühlte, als ihr allmählich deren niedriger Sinn immer mehr offenbar wurde, schloß sich auch ihrerseits immer zutraulicher der einfachen Frau an, deren natürliches, vornehmes Gefühl ihr verwandt war. Sie ging nie aus dem Haus, ohne wenigstens mit einem Gruß bei Vittoria im Laden vorzusprechen, und diese benützte jeden Augenblick, wenn sie die Amadei hatte ausgehen sehen, um hinaufzueilen und wenigstens kurze Zeit mit Rosa zu verplaudern. Mit dem angeborenen Zartgefühl edler Naturen aber hatte sie noch nicht gewagt, einer Warnung Ausdruck zu geben, da sie sehr wohl aus Rosas Äußerungen erriet, wie stark ihr Glaube an den edlen Sinn des Prinzen sei und daher nicht den Argwohn in ihrem reinen Herzen wecken wollte.

Der Prinz erschrak fast, als er nach Verlauf einiger Wochen plötzlich ein Billett von Giulia erhielt, worin sie ihm ihre Rückkehr meldete und ihn beschwor, am Abend zu ihr zu kommen; sie sei allein, da der Herzog noch etwas in Perugia zurückgeblieben wäre. Sie fügte hinzu, er dürfe ihr nicht fehlen, denn sie sei krank vor Sehnsucht, ihn wiederzusehen. Nun hatte er aber Rosa versprochen, an dem Abend in die Gesellschaft bei einer vornehmen Engländerin zu kommen, wo sie improvisieren sollte. Er war in dieser Zeit stets zugegen gewesen, wenn sie improvisierte, und das Glück, ihn unter ihren Zuhörern zu wissen, begeisterte sie so, daß sie sich mit ihren Inspirationen zu einer Höhe erhob, die selbst die strengsten Kritiker zur Bewunderung hinriß. Es wurde ihr eine solche Fülle von Huldigungen zuteil, daß jede minder

reine und ideale Natur der Eitelkeit und dem Übermut unabweislich anheimgefallen wäre, während Rosa sich nur darüber freute, weil es sie gewiß machte, daß sie auch Waldemars Beifall verdient habe. Er wußte, es würde sie bitter schmerzen, wenn er nicht in die Gesellschaft käme, und es kostete ihn einen Kampf, sie zu enttäuschen, aber das Billett Giulias brachte ihm ihre bezaubernde Persönlichkeit plötzlich wieder nahe, ihre unverhohlene Liebe entzündete seinen Wunsch, sie wiederzusehen, er sagte sich, es würde undankbar von ihm sein, sie warten zu lassen, und er versprach sich aufs neue, sich nicht hinreißen zu lassen und die Grenzen warmer, ergebener Freundschaft nicht zu überschreiten. Er beauftragte Raden, die Gesellschaft zu beehren und Rosa zu sagen, er werde sie am folgenden Tag besuchen. Raden erschrak etwas, als der Prinz, nicht ohne einige Verlegenheit, ihm die Rückkehr der Herzogin ankündigte und ihm sagte, daß sie ihn gebeten habe, sie am Abend zu besuchen; aber er sah ein, daß sich für den Augenblick nichts weiter machen ließe.

Die Herzogin empfing den Prinzen in ihrem besonderen Lieblingszimmer, in dem schon erwähnten zauberhaft geschmückten Raum, in dem exotische Gewächse einen feinen, bestrickenden Duft ausströmten und mit rosa Schleiern verhüllte Lampen ein magisches Licht verbreiteten. Sie war in einem Überwurf von indischem Musselin, reich mit Spitzen verziert, dessen weite Ärmel die schönen Arme freiließen und dessen zarter Stoff die edlen Formen der königlichen Gestalt in weichen Falten umfloß. Die Freude, die auf ihrem Angesicht erglänzte, als Waldemar eintrat, die glutvolle Zärtlichkeit, mit der sie ihn empfing, die ganze Atmosphäre von Eleganz, Feinheit und vornehmer Grazie, die in dem Raum herrschte, alles das wirkte schon wieder wie ein Zaubertrank auf ihn, der seine Sinne gefangennahm und sein Blut heißer zum Herzen strömen ließ. Dennoch gewann er es über sich, ruhig freundlich, beinahe kühl, in den Grenzen der feinsten Umgangsformen zu bleiben, aber Giulias erfahrenes Auge erblickte hinter der mühsamen Zurückhaltung das emporflam-

mende Feuer, und die ihr angeborne Kunst der Koketterie ließ sie den Weg finden, der ihr zum Sieg verhelfen mußte. Nach dem unverhohlenen Ausdruck des zärtlichsten Glücks, ihn zu sehen, schien sie wie beschämt über ihre Hingerissenheit und wurde auch zurückhaltend und traurig, so daß Waldemar, mehr und mehr von dem berauschenden Zauber ihrer Nähe erregt, anfing, inniger zu werden, und als sie sich seufzend abwendete und mit Tränen zu kämpfen schien, ergriff er mit überwallendem Gefühl ihre Hand und sagte: „Meine herrliche Freundin, Sie haben mir das Recht gegeben, Sie so zu nennen, Sie sind unglücklich, Sie haben neuen Kummer, darf ich ihn nicht teilen? Darf ich das Recht des Freundes nicht in Anspruch nehmen? Ist nicht mein Herz da, in das Sie Ihr Leid ausschütten können, damit Ihre Last leichter werde, indem ich mein Teil davon nehme?"

Giulia erhob langsam ihren Blick zu ihm und in dem Feuer dieser wunderbaren Augen lag eine solche Welt von Liebe, Leidenschaft und Schmerz, daß abermals all seine Vorsätze wie in Duft zerflossen. Er führte Giulias Hand, die er noch hielt, an seine Lippen, drückte einen heißen Kuß darauf und flüsterte: „Giulia, reden Sie, vertrauen Sie mir ganz."

„Ach, mein Freund," erwiderte sie, „was soll ich noch sagen? Erklärt sich nicht alles aus dem einen: Gefesselt zu sein an einen ungeliebten Mann und zum erstenmal dem zu begegnen, in dem sich unser Ideal verwirklicht, in dem sich Jugend, Schönheit, Geist und Liebe zu einem entzückenden Traum vereinigen?" Sie ließ, erschöpft, ihr Haupt auf Waldemars Schulter sinken, und er, seiner nicht mehr mächtig, umschlang sie und bedeckte ihr Antlitz mit feurigen Küssen.

Als er spät von ihr schied, war er ein veränderter Mensch, nicht mehr der in hohen Idealen lebende Jüngling. Er war erwacht zu der Wirklichkeit des Lebens und schien sich selbst um vieles älter geworden. Noch umfloß ihn der Wonnerausch, den er genossen, aber in seinem tiefsten Herzen war es ihm, als sei etwas in ihm gestorben. Es rang sich ein geheimes Weh aus seiner Brust empor, als der Kammerdiener, der

ihn erwartete, meldete, der Herr Professor sei noch auf und warte auf die Rückkehr Seiner Hoheit. Er trug dem Diener auf, dem Professor zu sagen, er sei zu müde und könne ihn nicht mehr empfangen. Um nichts in der Welt hätte er jetzt dem redlichen Lehrer in die Augen sehen mögen. Über das Vorgefallene zu reden, verboten ihm sein eigenes Zartgefühl und die Schonung für Giulia, aber des Professors treuen Augen hätte der Zustand tiefer Erregung, in dem er sich befand, doch nicht entgehen können, und er wünschte jetzt überhaupt ein näheres Zusammensein zu vermeiden.

Rosa war klopfenden Herzens und sehnsuchtsvoll in die Gesellschaft geeilt, wo sie den Prinzen zu finden hoffte. Um so tiefer war ihre Enttäuschung, als Raden ihr dessen Auftrag ausrichtete und als sie erfuhr, wo er den Abend zubringe. Der bittere Schmerz, den sie empfand, malte sich so deutlich auf ihrem reinen, der Verstellung ungewohnten Antlitz, daß es Raden tief rührte und er sich fast wie schuldig ihr gegenüber fühlte, weil er sich der Hinneigung des Prinzen für sie gefreut hatte, um diesen vor der gefährlicheren Nähe zu behüten.

Wie schnell ists doch geschehen, dachte er, daß so ein armes junges Herz von der uralten süßen Täuschung gefangen wird und sich auf Rosenwolken in Paradiese gehoben fühlt, um plötzlich, wenn der Schleier zerreißt, in eine Nacht der Schmerzen und der Qual zu versinken. Ja, wir Männer sind doch grausame Egoisten! Weil es uns ein momentaner Genuß ist, dem wir gar keine Zukunft zumessen, fällt es uns nicht ein, daran zu denken, ob in einem solchen unschuldigen, noch nie gerührten Herzen die Neigung tiefe Wurzeln schlagen und tiefes Weh zurücklassen könne. Mit erfahrenen Frauen wie der Herzogin ist es anders; das sind auflodernde Flammen, die versengen, was ihnen nahekommt, doch ohne Schaden für sie selbst. Da ist es der Prinz, der gerettet werden muß. Aber wird er es? Ich fürchte, eine Lehrmeisterin wie Donna Giulia läßt ihren Zögling nicht los. Ich könnte ihn beneiden, denn sie ist ein göttliches Weib und wir sind

ebenbürtige Kämpfer, aber er — er wird auch lange daran zu leiden haben, ebenso wie ein junges, unerfahrenes Mädchen. Holberg hat ihn zu lange in einer phantastisch-idealen Welt gehalten, in der Hoffnung, einst unserem Volke eine ideale Zukunft zu bereiten mit solch einem Herrscher. Aber der gute Professor, der selbst in einer abstrakt vollkommenen Welt lebt, hat nicht mit den Gewalten gerechnet, die uns Sterbliche — und Fürstensöhne vor allem — umgeben. Mephistopheles ist immer da, uns den Trank zu brauen, mit dem im Leibe wir bald Helenen in jedem Weibe schauen.

Inzwischen hatte man Rosa aufgefordert, zu improvisieren und ihr bereits eine Menge Zettel in die dazu aufgestellte Urne geworfen.

„Sie sieht heute nicht so freudig begeistert aus wie die letzten Male," sagte Holberg zu Raden, „es muß ihr etwas Unangenehmes begegnet sein. Ich bin gespannt, zu sehen, ob ihre Fähigkeit darunter leidet oder ob der geistige Prozeß die Oberhand gewinnt und in gleicher Weise funktioniert."

„Ich fürchte, hier spielt das Herz dem Genie einen Streich," versetzte Raden.

„Wieso? Was meinen Sie?" fragte Holberg. „Nun, ich meine, es ist die Abwesenheit unseres Waldemar, die sie verstimmt," erwiderte Raden.

„Ach, mein Gott, da hätten wir ja ein Unglück angestiftet, indem wir hofften, eines zu verhüten," sagte der Professor ganz bekümmert.

„Nun, hoffentlich ist es nicht so schlimm," meinte Raden. „Der Verkehr zwischen den beiden war allerdings etwas zu eifrig geworden. Es ist seltsam, wie sich der Prinz gleich hinreißen läßt, wenn etwas seine ideale Natur anregt; dann erfüllt's ihn gleich ausschließlich und es scheint ihm, als fände er all seine schönen Träume in dem Gegenstand verwirklicht, der ihn gerade anzieht, während es doch nur seine eigene, alles verklärende Natur ist, die ihr Licht ausstrahlt."

„Das ist wohl die Natur aller Idealisten," bemerkte der Professor nachdenklich.

„Ja, darum werden sie ebenso gefährlich — wenn nicht noch mehr — wie die sinnlichen Don Juans," sagte Raden, „denn sie wenden sich nur an edle Wesen, und die Wunden, die sie schlagen, heilen schwerer, weil sie nicht das Vergängliche, wie beim Sinnenrausch, sondern das Edelste, Beste, das Herz und den Geist zugleich treffen."

„Sie sind ein tieferer Psychologe, als ich gedacht habe, Raden," versetzte Holberg und sah den Gefährten voll Teilnahme an.

„Ach, lieber Professor, ich habe viel beobachtet und — viel erlebt," erwiderte Raden mit einem Seufzer; „ich war wohl etwas Don Juan in meiner ersten Jugend, aber ich glaube doch, ich habe mir keinen ernsten Vorwurf zu machen. Was ich verließ, hat sich bald getröstet; das waren keine sentimentalen Beziehungen, keine, bei denen auf ewige Dauer gerechnet wurde und, glauben Sie mir, Holberg, das sind die schlechteren nicht; es ist keine geistige Erhebung dabei, aber auch keine Treulosigkeit, kein gebrochenes Herz, weil man von beiden Seiten weiß, daß es sich nicht um Dauer handelt — keine Gemeinheit — nein — Gemeinheit nicht . . ."

„Nun, aber fühlen Sie keine Öde, keine Leere im Leben?" fragte der Professor, der trotz ihrer Verschiedenheit für Raden Sympathie empfand.

„Warum heiraten Sie nicht, um all dem Schwanken und Treiben in einer glücklichen, befriedigten Ehe ein Ende zu machen?"

„Ja, mein Bester, das ist schwer zu erklären," antwortete Raden; „sehen Sie, es ging mir, wie es den meisten jungen Leuten heutzutage geht: ohne großes Vermögen, gut aufgenommen von der eleganten Gesellschaft, besonders von den Frauen, genoß ich, was mir mit Leichtigkeit zufiel und umgab mich dabei mit all den Annehmlichkeiten der Eleganz und des Luxus, zu welchen meine Mittel mir, als dem einzelnen Mann, ausreichten. Als dann das reifere Mannesalter kam, war ich zu verwöhnt, um dem allen zu entsagen und mich mit einer bescheidenen häuslichen Existenz zu begnügen. Nur

nach Geld zu heiraten, widerstrebte mir, und — ich gestehe es — meine Unabhängigkeit war mir endlich zu wert geworden, denn auch die beste Ehe ist doch schließlich noch immer eine Fessel. Meine Stellung am Hofe legte mir ja schon ohnehin manche Fessel an. So war es auch halb Bequemlichkeit, halb Furcht vor einer Neuerung, die mich Junggeselle bleiben ließ. Wenn mich dann in einsamen Stunden eine zu mächtige Sehnsucht nach einem nie besessenen traulichen Familienleben ergreifen will, dann nehme ich rasch meine Trösterin — eine Havanna — zu Hilfe, blase Sehnsucht und jedes unnütze sentimentale Bedauern mit den duftenden kleinen Wölkchen hinweg und sage mir, daß es ja auch etwas ist, a perfect gentleman zu sein und nichts Böses zu tun. Aber um Gotteswillen, in was für Bekenntnisse vertiefen wir uns hier in diesem glänzenden Salon und bleiben ungerührt, wo so viel Schönheit und Grazie sich um uns bewegen! Und, sehen Sie nur, da schleppt man die arme Kleine hin, um sie improvisieren zu hören! Die Sklaverei des Talents als Seitenstück der Ehe! Kommen Sie, Holberg, wir wollen uns nahe zu ihr stellen, damit sie einen magnetischen Strom wahrer Teilnahme fühle; ich bin überzeugt, sie hat das heute nötig."

Rosa war ungewöhnlich ernst und blaß, als sie, in Erwartung der Themata, die man ihr aufgeben würde, dem Publikum gegenüberstand und es schien ihr wirklich ein Trost zu sein, wie Raden es vermutet hatte, als ihr Blick auf die zwei Herren fiel, die sich in ihre Nähe stellten, denn ein freundliches Rot überflog ihr blasses Gesicht. Inzwischen hatte der Hausherr eine Schale mit Zetteln gebracht und mit verbindlichem Lächeln gesagt, wie sehr er wünsche, daß sie ein Thema finde, das ihr angenehm sei. Sie griff in die Schale, zog ein zusammengefaltetes Papier heraus und las laut: „Ein Abend auf dem Lande."

„Das ist etwas trivial," bemerkte Raden zu Holberg, „wie wird sie sich da herauswinden?" Rosa stand länger als gewöhnlich in Nachdenken versunken; plötzlich zuckte es über ihre Züge, als ginge ihr ein tiefes Erkennen auf, als sähe sie etwas,

was nur sie sehen konnte, und mit sichtbar ungewöhnlicher Ergriffenheit begann sie:

„Auf der Höhe
Steht ein Haus,
Darin wohnen gute Menschen,
Nacht ist's nun,
Die munteren Kinder
Schlummern schon.
Vom Garten tönt
Harmloses Geplauder
Älterer, verständiger Leute.
Ich stehe allein auf der Terrasse,
Blicke über das Tal,
Das Olivenhügel umkränzen,
Wo der Fluß silbern zum Meer hinabzieht,
Und die liebliche Stadt,
Welcher unsterbliche Geister
Erhabene Werke der Schönheit
Zum Gedächtnis gelassen,
Weithin sich breitet.
Kein Ton dringt herauf,
Nur schimmernde Lichter
Zeigen, daß unten man lebt.
  Ringsum schweben
Reine Düfte würz'ger Blumen.
Strahlende Sterne
Stehen am Himmelszelt,
Und durch die Stille
Ziehn mit Demantgefunkel
Leuchtende Käfer,
Gleich glücklichen Seelen,
Die, ohne Begierde,
Der eigenen Anmut sich freuen.
Mir aber dringt aus dem Herzen
Ein wehmutvolles Gedenken
  An einen,
  Der unten
Im heißen Kampfe der Sinne
Die edle Jugend dahingibt.
Stark und stärker erfaßt mich
Die fromme, liebende Sorge,
Wird zum Gebet,
Das, gleichwie ein Aar,

Mit weit entfalteten Schwingen
Zur Sonne emporsteigt,
Aufwärts schwebt
Zu der waltenden Urmacht,
Die, blöden Augen verborgen,
Den inbrünstigen Bitten
Reiner, liebender Seelen
Gnädig sich zeigt.
Immer höher
Steigt mir die innige Empfindung:
Rettet ihn, ewige Mächte,
Rettet den Geistgebornen
Aus dem Taumel des Wahns
Zu der Schöne männlicher Tugend!
Gebet die Ruhe des Siegs
Ins verwundete junge Herz ihm,
Lehrt ihn, daß überwinden
Höher sei als Genuß!"

Nach einer kurzen Pause, offenbar uneingedenk, wo sie war, die Augen in Begeisterung nach oben gewendet, fuhr Rosa fort:

„Wie Sinfonien tönt es
Rings in der nächt'gen Stille,
Und von göttlichem Hoffen
Freudig im Herzen bewegt,
Schaut nun mein Auge nach oben!
Freundliche Gewohnheit,
Über sich suchen,
Was das All füllt
Und den einzelnen Busen
Gleich allmächtig bewegt!
Und — siehe da —
Zur selbigen Stunde
Kehrte unten
Siegreich der Kämpfende heim!"

Sie hatte geendet. Der begeisterte Ausdruck, der während des Rezitierens in immer höherem Maße ihr Angesicht verklärt hatte, so daß es schien, als wüchsen ihr Flügel, sie von der Erde zu erheben, war gewichen. Erschöpft sank sie auf einen neben ihr stehenden Stuhl und bedeckte einen Augenblick das

Gesicht mit beiden Händen, als wollte sie nicht zu schnell in die sie umgebende Wirklichkeit zurück. Das Publikum spendete zwar Beifall, war aber verwundert und kühler wie sonst, denn es verstand nicht recht, was der Dichterin bei diesem Bild vorgeschwebt haben mochte. Raden und der Professor sahen sich betroffen an, und Raden sagte: „Die Liebe hat sie zur Prophetin gemacht; Gott gebe, daß sie recht behalte."

„Das arme Kind!" versetzte der Professor; „ja, diese Eingebung konnte nur aus einem tief bewegten Herzen kommen. Da stehen wir nun zwischen zwei Klippen, deren eine jede gefahrbringend ist, die eine für ihn, die andere für dies unschuldige, liebe Wesen. Was sollen wir tun?"

„Zunächst zu ihr gehen und ihr warme Sympathie zeigen," erwiderte Raden und schritt auf Rosa zu. Der Professor folgte ihm. Die Dame des Hauses war inzwischen schon zu ihr gegangen, besorgt, daß sie sich zu sehr angestrengt habe und sich unwohl fühle, aber Rosa hatte sich gewaltsam gefaßt, versichert, sie sei nur ein wenig müde und ziehe es vor, gleich nach Hause zu gehen, um zu ruhen. Sie verabschiedete sich von der Dame, als Raden und Holberg zu ihr traten. Raden bot ihr den Arm, sie hinauszuführen, und sagte: „Ihre Improvisation hat mich wunderbar ergriffen! Es war, als ob Ihnen ein besonderes Schicksal, etwas Erlebtes, vorschwebte." Er sah sie an und bemerkte, wie es in ihren Augen feucht wurde; sie schlug sie nieder und sagte leise, mit etwas zitternder Stimme: „Ich weiß nicht mehr, was ich sagte; es geht mir ja immer so: die Eingebung kommt und nachher ist das Bewußtsein davon verschwunden. Nie kann ich eine Improvisation aufschreiben."

„Aber Ihr reines Gebet wird gewiß zum Schutze des in Versuchung Geratenen werden," flüsterte Raden und drückte die kleine Hand, die sie ihm zum Abschied reichte, mit warmem Gefühl. Sie sah ihn an, ein zartes Erröten überflog ihr bleiches Gesicht; sie fühlte sich erraten, aber das reine Wohlwollen, das aus Radens Zügen sprach, beruhigte sie, und ihr Blick gab ihm die stumme Antwort des Vertrauens. „Soll

ich dem Prinzen einen Gruß bringen?" fragte er leise. Sie neigte bejahend ihr Haupt und eilte mit ihrer Begleiterin, den Wagen zu besteigen.

„Da bereitet sich ein Drama vor," dachte Raden, als er ihr nachsah; „gebe der Himmel, daß dieses liebe Wesen nicht das Opfer sei!"

* * *

Am anderen Morgen früh, noch ehe der Prinz sich entschlossen hatte, seine Begleiter zu begrüßen, brachte ihm der Kammerdiener einen Brief, den ein junger Bursch gebracht habe, ohne sagen zu können, woher er komme, aber mit der Weisung, ihn nur in des Prinzen eigene Hände abzugeben. Waldemar zuckte zusammen, als er die Aufschrift sah, dann aber, sich schnell fassend, sagte er: „Schon gut — ich weiß — es ist wegen einer Unterstützung" und winkte dem Kammerdiener zu gehen.

Allein, öffnete der Prinz hastig den Brief und las:

„Seele meiner Seele! Holdes, kaum gefundenes Glück!

Du hattest mich eben verlassen, als der Herzog in mein Zimmer trat. Er war unvermutet am Abend angekommen, hatte gehört, daß Du bei mir seist und befohlen, mir seine Ankunft nicht zu melden, da er mich überraschen wolle. Noch saß ich versunken in dem Nachgenuß der erlebten Wonne, noch glühte mein Antlitz von dem Glück Deiner Nähe, und ihn ferne wähnend träumte ich von den kommenden Tagen, die uns noch selige Stunden bringen würden — da stand er plötzlich vor mir und seine durchdringenden Augen fest auf mich gerichtet, fragte er, wie es komme, daß ich so spät noch auf sei. Ich war im ersten Augenblick meiner Verwirrung nicht Herr geworden, aber als ich in seinen finsteren Zügen den Argwohn las, erhob ich mich stolz und sagte, ich habe Besuch gehabt. Zum erstenmal in unserer Ehe standen wir uns offen feindlich gegenüber; wir fühlten beide, daß die lang verschobene Krisis in unserem Leben gekommen sei, doch noch bezwang er sich und sagte mit jener heimtückischen Freundlichkeit, die

mir verhaßter ist als sein Zorn, er wünsche, daß ich in seiner Abwesenheit nicht junge Männer so spät allein empfange, da dies ein falsches Licht auf meinen Ruf werfen könne, den sein Name vor jedem Angriff schützen müsse. Darauf wollte er mir mit einer Umarmung nahen, ich aber, von einem Schauder ergriffen, stieß ihn zurück, eilte in mein Zimmer und verschloß die Tür. Hier sitze ich nun und schreibe Dir, damit es meine vertraute Zofe morgen früh durch ihren Liebhaber, einen zuverlässigen Burschen, Dir zustellen läßt. Wir dürfen uns morgen bei mir nicht sehen, so schwer es mir fällt, dem zu entsagen, aber ich muß ihm erst mit stolzer Fassung entgegentreten, seinen Argwohn zerstreuen und dann auf Mittel sinnen, seine Eifersucht zu täuschen. Morgen abend sehen wir uns bei der Marchesa Finora und finden wohl Gelegenheit, uns ein Wort zuzuflüstern, denn schon leb ich nicht mehr, wenn ich Dich nicht sehe, nicht höre, nicht nahe weiß. O, welch ein Leben wäre das, immer mit Dir vereint zu sein, von Deinen Lippen zugleich die Worte berauschender Poesie und das feurige Siegel der Liebe zu empfangen! Göttlicher Traum! Und kann er nicht wahr werden? Ist es nicht das Ziel, jedes Strebens, jedes Opfers wert? Fühlst Du wie ich, so werden wir es erreichen. Leb wohl, Licht meines Lebens, auf ewig Deine Giulia."

Waldemar hielt das Blatt einen Augenblick lang in der Hand, während die heftigsten, widerstreitendsten Gefühle in ihm auf- und abwogten. Er sah sich plötzlich in eine Kette von Verwicklungen gezogen, die ihm keinen Ausweg übrig zu lassen schienen. Auf der einen Seite stand die entfachte Leidenschaft mit ihren Sophismen und mit dem Verlangen, der bedrängten Frau ein Retter und Beschützer zu sein; auf der anderen Seite erhob sich die Mahnung an seine Zukunft, an seine Stellung in der Welt, an die Pflichten, die sie ihm auferlegte und an seine bisher so hoch gehaltenen Ideale und schließlich der Widerwille, dem Herzog in dieser Weise als ein Schuldiger gegenüberzustehen. Endlich mußte er sich aber doch, obgleich mit sich selbst uneins und von den widerstrei-

tenden Gefühlen bewegt, entschließen, sich zu seinen Gefährten zu begeben.

Diese hatten sich das Wort gegeben, so unbefangen wie immer zu scheinen und nur im stillen zu beobachten, um womöglich Schlimmes zu verhüten. Raden ergriff sogleich das Wort in natürlichster Weise und erzählte von dem vorigen Abend und der Improvisation Rosas. Als er den Inhalt wiederzugeben versuchte, überflog ein helles Rot das Angesicht des Prinzen, und er fiel schnell dem Erzähler ins Wort, wie um seine Verlegenheit zu verbergen, und sagte: „Ja, es ist eine seltsame Begabung, dies Talent der Improvisation! Es muß doch dabei eigentlich aus dem Nichts geschaffen werden; hätte man zum Beispiel einen Abend auf dem Lande erlebt, so wäre die Situation dagewesen, und aus ihr heraus hätte sich dichterischer Inhalt entsponnen. So aber, im Augenblick auf ein bloßes Wort hin eine ganze Situation zu erschaffen und zu beleben, dazu gehört eine Schnelligkeit der Erfindung und eine Beherrschung der Form, die eine ganz besondere Anlage der Verstandesfähigkeiten voraussetzt. Daß wir diese Begabung so viel mehr im Süden finden als im Norden, mag wohl seinen Grund darin haben, daß hier die Natur, wie in ihrer äußeren Erscheinung, so auch im Menschen, eine raschere Tätigkeit bekundet. Gerade wie hier alles schnell ins Leben drängt, wie jeder Sonnenstrahl alsbald Knospen weckt, wie die erste Frühlingswärme gleich schwellendes Leben aus jeder Steinritze hervorruft, so mag auch der geistige Schaffenstrieb hier eine viel schnellere Betätigung besitzen; und was den Rhythmus betrifft, so ist er im Süden gewiß angeboren, wie es mir schon die rhythmischen Tänze zu beweisen scheinen, die so ganz anders als im Norden in den Bewegungen des ganzen Körpers die angeborene Freude am Rhythmus beweisen, dessen Ausdruck sie sind."

„Ja, das ist gewiß so," sagte der Professor, „und dabei stehen ihnen so viel mannigfaltigere Vorstellungen zu Gebote wie dem Nordländer, was Naturszenen betrifft, und mit ihren lyrischen Empfindungen mag es auch einen rascheren Verlauf

haben, wie es die Aufwallungen ihres feurigen Temperaments im Zorn sowohl wie in der Liebe beweisen."

„Aber dafür kennen sie die Sehnsucht und die weicheren Gefühlstöne nicht," bemerkte Raden, „und das ist eben so seltsam bei unserer Improvisatrice, daß sie die auch hat, und zwar besonders hat noch über den anderen."

„Nun, ihr Vater war ein Deutscher," versetzte der Prinz, „und dazu kommt ihre große Jugend und ihr reines, noch von keiner Leidenschaft berührtes Gemüt."

„Ach, möge es ihr doch so bleiben," meinte Raden; „mir kommt sie vor wie eine zarte Blüte, die der Sturm der Leidenschaft knicken würde, wenn er sie ergriffe. Übrigens hofft sie bestimmt auf Ihren Besuch, Prinz; ich habe ihn ihr verheißen."

„Ja, ich werde hingehen," sagte Waldemar, dem es lieb war, seinen Gefährten zu entgehen und die Zeit, die er nicht bei Giulia verbringen konnte, mit etwas auszufüllen, was ihn von den quälenden Gedanken, die sich in ihm jagten, befreien könnte.

* * *

Rosa saß traurig in ihrem Zimmer und fragte sich selbst, warum ihr plötzlich das Leben so öde und freudlos schien und was das sehnsuchtsvolle Weh sei, das an ihrem Herzen nagte. Vergebens wollte sie sich einreden, es sei nur die Sorge um des Prinzen Wohl, daß er sich nicht in eine unheilvolle Leidenschaft verstricke, seinen hohen Idealen untreu werde — sie mußte sich endlich gestehen, es sei auch ein persönliches Gefühl dabei, die Sehnsucht nach seiner Gegenwart sei nur die Verkündigerin der Liebe, die in ihrem Herzen wie eine Blüte der Poesie aufgekeimt war und ihr jetzt erst an dem Weh, das sie fühlte, zur Erkenntnis kam. Ihre Begleiterin war ausgegangen, sie hatte versucht, sich durch Arbeit zu zerstreuen, aber unwillkürlich hatte sie wieder nach des Prinzen Gedichten gegriffen und las ein Blatt nach dem anderen mit solch zärtlicher Aufmerksamkeit, als hätte sie sie noch nie gelesen,

und doch kannte sie sie beinahe auswendig. Da klopfte es an die Tür und in der Meinung, daß es Vittoria sei, rief sie „Herein!“ ohne nur den Kopf zu bewegen, da sie schnell die losen Blätter wieder in die Mappe legen wollte. Mit einem kurzen Aufschrei aber fuhr sie empor, als sie den Prinzen neben sich erblickte. Ein süßer Schreck durchbebte ihre Gestalt und hohe Purpurröte übergoß ihre Wangen.

„Ich habe Sie erschreckt, liebes Kind,“ sagte Waldemar freundlich und reichte ihr die Hand, „ich wollte Ihnen nur sagen, wie leid es mir getan hat, Ihre Improvisation gestern nicht gehört zu haben.“

Rosas Hand zitterte in der des Prinzen, aber in ihrem Herzen wurde es wieder selig helle, denn wie er da vor ihr stand mit dem tiefen liebevollen Blick der schönen blauen Augen und dem freundlichen Lächeln eines unschuldigen Kindes, da wußte sie wieder, er sei das Ideal alles männlich Edlen und der volle Glaube an ihn kehrte siegend in ihr Gemüt zurück.

„Setzen wir uns ein wenig draußen auf die Veranda,“ sagte er, „da ist's schön kühl und liebliche Frühlingsluft, da läßt sich's besser plaudern.“ Und immer ihre Hand haltend, zog er sie mit sich auf die Veranda, eine Galerie, die im Innern des Hauses, in echt altrömischer Weise, um den viereckigen Hof herumlief und auf welche die Türen der Wohnung hinausgingen. Unten im Hof war ein Brunnen aus einem antiken Sarkophag gebildet: aus einem marmornen Löwenkopf rann plätschernd das Wasser und verbreitete liebliche Frische, die von dem mit großen Quadern gepflasterten Boden des Hofes nach oben drang. Neben dem Brunnen stand ein Orangenbaum, dessen Blüten süßen Duft ausströmten. An der Veranda zogen sich Schlingpflanzen hinauf und hingen in langen Kränzen von dem Geflecht, das das Dach derselben bildete, hernieder. Einige Blumentöpfe standen umher, in denen rote Nelken, die vorzugsweise gepflegte Blume der römischen Mädchen aus dem Volke, wuchsen, und zwischen ihnen standen Stühle, die Rosa dort hingebracht hatte, weil sie gern dort saß und arbeitete. Auch Waldemar

kannte den Platz schon gut, der ihn, seines echt römischen Charakters und seiner primitiven, sympathischen Einfachheit und Ruhe wegen, sehr anlockte. Allen konventionellen Zwang hatte er längst im Umgang mit Rosa abgelegt; er war ein liebenswürdiger, natürlicher Mensch im Verkehr mit diesem holden, einfachen Wesen und beiden entschwand stets, wenn sie zusammen waren, der Gedanke an die weite Kluft, die sie in der Welt trennte. Sie setzten sich vertraulich wie immer nebeneinander und in der Stille dieses sympathischen Raumes, die nur durch das Plätschern des Wassers im Brunnen unterbrochen wurde, ward es ihnen beiden wieder innig wohl. Rosa war aufs neue ganz Glaube, ganz Vertrauen. Die Welt, die ihr noch kurz vorher so öde und kalt erschienen, war nun erfüllt von dem Glanz, den des Geliebten Gegenwart über alles verbreitete. Wer, der je geliebt hat, wüßte es nicht, daß die Liebe den engsten Raum zum Tempel weitet, daß jede große Liebe in dem einen alles liebt, was atmet, lebt und leidet, daß in solchen Augenblicken keine andere Furcht mehr im Herzen ist als die um die Vergänglichkeit des Daseins und daß man zum Augenblick sagen möchte: „Verweile doch, du bist so schön."

Die Fülle der Ewigkeit ist im Herzen und der Schmerz liegt nur darin, daß die entfliehende Zeit uns mahnt, daß wir im Bereich des Endlichen weilen. „Sagen Sie mir, liebe Freundin," bemerkte Waldemar endlich nach längerem, heiterem Geplauder, „was hat Sie gestern zu der eigentümlichen Improvisation gebracht, von der mir Raden erzählte? Wie ist Ihnen das Bild erstanden, zu dem das gegebene Thema doch keine direkte Veranlassung bot?" Rosa schlug die Augen nieder und sagte mit sichtbarer Bewegung: „Ich weiß ja nie, wie das kommt, ich erinnere mich kaum an etwas davon, nur daß mir plötzlich das Bild eines Abends bei einem Landhaus in Florenz auftauchte, aber was sich sonst noch darein gemischt hat . . ."

„Bezog sich das auf dort Erlebtes?" fragte Waldemar.

„Nein, nein," sagte sie hastig und erschrak dann, daß sie

diesmal verraten hatte, sich des Gesagten zu erinnern. „Ich weiß nicht recht, was mir da dazwischen gekommen ist," fuhr sie fort und errötete, weil es nicht die Wahrheit war; „ich glaube aber an die Intuition," setzte sie hinzu. „Ich glaube, daß in manchen Seelen, die ein sehr bewegtes inneres Leben haben, es Augenblicke gibt, wo es ist, als ob ein Schleier zerrisse und sich etwas zeige, was in Wirklichkeit noch gar nicht da ist, was aber unfehlbar kommt, und das wirkt dann ebenso, als wär es schon da, regt Stürme im Herzen auf oder Fluten des Mitleids, der Sehnsucht, zu helfen, zu retten" — sie hielt inne in tiefster Erregung und Verwirrung, so viel gesagt zu haben. Angstvoll sah sie zu Waldemar auf und fragte: „Sie lächeln wohl über mich, halten mich für eine Schwärmerin, nennen das Aberglauben . . ."

„Nein, gewiß nicht, meine liebe, holde Freundin," sagte er gerührt und ergriff ihre Hand; „auch ich glaube an diese ungeklärte Geisterwelt, in der magnetische Strömungen Dinge möglich machen, innere Erlebnisse, die der Rationalist in das Bereich wesenloser Träume verweist. Aber ich hoffe, Ihre Vision wird in Erfüllung gehen und Ihr Gebet wird dem in Versuchung Geratenen den Sieg erflehen."

Durch seine Stimme klang ein tiefer, innerlichster Ton. Rosa erhob die Augen zu ihm und aus ihnen brach ein solches Leuchten reinster Begeisterung, heiligsten Glaubens, daß Waldemar in dem Augenblick sich jedes Opfers fähig fühlte und ganz wieder er selbst war: der den höchsten Idealen zustrebende Mensch.

Wie ein schriller Mißton ertönte da eben die Stimme der Signora Amadei, die, zurückgekehrt, die Zimmer leer gefunden hatte und Rosas Namen rief. Waldemar erhob sich rasch und sagte: „Nein, jetzt keine Berührung mit der Vulgarität," beugte sich zu Rosa nieder, küßte sie sanft auf die Stirn und entfernte sich raschen Schrittes, ehe die Amadei heraustrat. Rosa saß mit auf den Knien gefalteten Händen wie träumend da. Ihr war, als hätten lichte Wolken sie emporgetragen, als zöge sie fernen Eilanden voll Seligkeit zu, in

denen die Liebe, losgebunden von irdischem Verlangen, wie ein himmlischer Tau das Herz tränkt und zur Vollendung leitet.

Wie von einem giftigen Schlangenbiß berührt, fuhr sie aber auf, als die Amadei neben ihr stand und mit bedeutungsvollem Lächeln sagte: „So, so, hier find ich mein Täubchen? Wer ging denn eben weg? Was für ein Stelldichein habe ich da gestört? Bedaure, mein Herzchen! Aber ich sehe, die Sache geht ihren Gang, die Besuche werden immer vertraulicher! Schon gut, schon gut! Bravo, Liebchen, du hast Glück!" Rosa warf ihr einen Blick voll unsäglichen Widerwillens zu und ging, ohne ein Wort zu erwidern, an ihr vorüber in ihr Zimmer.

* * *

Am Abend war die von der Herzogin erwähnte Gesellschaft bei einer der vornehmen Damen Roms, wo sich wieder alles zusammenfand, was die römische Gesellschaft der Epoche an Geist, Bedeutung, Liebenswürdigkeit und Grazie vereinte.

Auch Rosa war wieder eingeladen, denn es war so sehr Mode geworden, sie improvisieren zu hören, daß sich beinahe keine gesellige Zusammenkunft mehr denken ließ, bei der sie nicht gegenwärtig gewesen wäre. Der Nachklang der seligen Morgenstunde verklärte sie am Abend mit besonderem Liebreiz, und als Prinz Waldemar mit seinen Gefährten eintrat und sie mit freundlich strahlendem Blick grüßte, während die Dame des Hauses und andere Bekannte ihn in Anspruch nahmen, da fühlte sie, wie es in ihr wogte von dichterischem Können und wie die Begeisterung in ihr die Flügel schwang, um sie in das Reich der Poesie zu tragen.

Jetzt erschien auch die Herzogin, in Schönheit strahlend wie eine Göttin, am Arm ihres Gemahls. Es lag ein besonderer Glanz auf ihrem Angesicht, eine stolze Überlegenheit und anscheinend tiefe Ruhe; aber wer schärfer beobachtete, konnte sehen, wie in den dunklen Glutaugen ein mehr als gewöhnliches Feuer brannte und wie sie suchend umherschweif-

ten, während sie huldvoll die Begrüßungen erwiderte, die sich ihr entgegendrängten. Endlich nahte sich auch Waldemar mit erzwungener Fassung, sie und den Herzog zu begrüßen, der nicht von ihrer Seite wich. Ein kurzes Aufleuchten in Giulias Blicken sagte ihm ihren wahren Gruß, während sie sich kühl und förmlich vor ihm verbeugte.

Der Herzog knüpfte alsbald ein Gespräch mit dem Prinzen an und setzte es mit dem größten Eifer fort, so daß Waldemar gezwungen war, bei ihm zu verweilen, wiewohl er sich in der peinlichsten Stimmung ihm gegenüber befand und schon wieder unter dem Bann der unwiderstehlichen Schönheit Giulias ungeduldig danach verlangte, ein paar vertraute Worte mit ihr wechseln zu können. Sie aber vermied ihn offenbar, entfernte sich immer weiter von dem Ort, wo er mit dem Herzog stand, plauderte, scherzte und lachte mit anderen Bekannten und schien in der heitersten und unbefangensten Stimmung. Die Augen des Herzogs folgten ihr, während er mit dem Prinzen sprach und richteten sich dann wieder forschend auf diesen, was dessen peinlichen Zustand noch vermehrte.

Inzwischen hatte sich Giulia mit dem Kardinal in ein Gespräch eingelassen, das, wie immer zwischen ihnen, in einem Kreuzfeuer mutwilliger, geistvoller Scherze bestand. Endlich sagte die Herzogin, deren Blicke inzwischen am fernen Ende des Saales den Herzog mit dem Prinzen auf demselben Fleck gefunden hatten: „O, Eminenz, seien Sie so überaus gütig und erlösen Sie den unglücklichen deutschen Prinzen aus der Gefangenschaft, in der ihn Camillo hält. Sie wissen, wenn der Herzog anfängt, über Pferde, Jagd oder derlei interessante Gegenstände zu sprechen, ist kein Ende abzusehen. Der junge Mann steht da, wie ein armer Sünder vor dem Beichtstuhl."

„Er hatte vielleicht auch einiges an Don Camillo zu beichten und Absolution von ihm zu erbitten," versetzte der Kardinal, indem er die schöne Frau mit bedeutungsvollem Lächeln ansah.

„Nun, dann lieber von Ihnen. Sie würden sie ihm gewiß nicht verweigern; nicht so, Eminenz?" erwiderte Donna

Giulia, indem sie auch den Kardinal voll bezaubernder Anmut, gemischt mit feinster Ironie, ansah.

„Ja, wenn das Vergehen nicht gegen das zehnte Gebot verstößt," sagte der Kardinal und schüttelte mit scheinbarem Bedenken, aber innerlich voll Mutwillen, den Kopf.

„O, Eminenz, was für ein Gedanke!" rief die Herzogin, die ein wenig errötete und etwas rascher mit dem Fächer spielte. „Nun aber wirklich, ich bitte jetzt um Erlösung für den armen Gefangenen."

„Ah! Dann muß ich ihn ja wohl in eine andere, freilich süßere Gefangenschaft führen," versetzte der Kardinal, indem er wie voll Ergebung seufzte und nach einem lächelnden Seitenblick auf die Herzogin, den diese ebenso erwiderte, sich auf den Weg machte, um jenes Zwiegespräch zu unterbrechen.

Inzwischen hatten die Blicke der Herzogin Rosa entdeckt, und längst des kleinen Anflugs von Eifersucht nicht mehr gedenkend, ging sie in der seligen Gewißheit ihres Sieges auf diese zu und sagte voll Herzlichkeit: „Sieh da, die junge Dichterin! Ich habe Sie schon lange nicht mehr gesehen, denn ich war abwesend von Rom. Ich höre aber, wie sehr man Sie bewundert, alle Welt ist in Sie verliebt — in Ihre Anmut ebenso wie in Ihr Talent. Sie haben eine Legion Anbeter, mein Kind! Nun, und Sie? Ist Ihnen die Liebe noch ein Rätsel oder hat das kleine Herz seine Offenbarung gehabt?"

Sie sah Rosa mit ihrem reizend schelmischen Lächeln an. Diese, zuerst hingerissen von dem Zauber, den die Schönheit und Grazie Giulias auch auf Frauen übte, wurde bei dem direkten Angriff auf ihr heiligstes Geheimnis so betroffen, so verletzt, daß sie keine Antwort fand, zu Boden blickte, erst errötete, dann erbleichte.

„Nun, nun, mein Kind," sagte die Herzogin lachend, „erschrecken Sie nicht, es ist ja keine Sünde! Sie hatten es damals noch nicht erfahren, und wenn die Flammensprache der Liebe Sie nun belehrt hat, so ist das ja ganz natürlich und das Schicksal jedes Herzens. Ah, Baron von Raden!" rief

sie diesem, der sich eben nahte, um sie zu begrüßen, entgegen: „Helfen Sie mir doch, von dieser unserer holden Muse zu erfahren, ob sie noch immer derselben Ansicht über die Liebe ist, wie sie es vor einigen Wochen war. Sie gehören ja auch zu ihren Anbetern; sehen Sie nur, wie hübsch sie ist!"

„Wie der Abendstern neben der Sonne," versetzte Raden, indem er erst das Mädchen liebevoll und dann die Herzogin mit feuriger Bewunderung ansah.

„O, Baron, Ihr Vergleich hinkt!" rief die Herzogin in vollem Lachen; „wie kämen Abendstern und Sonne nebeneinander?"

„Ja, ich gestehe, ich habe mich etwas unastronomisch ausgedrückt," erwiderte Raden, auch lachend; „aber die Schönheit wirkt solche Wunder, daß sie auch die Naturgesetze bisweilen aufhebt," fügte er hinzu, indem er sich in glühender Bewunderung vor der Herzogin verbeugte.

„Da bringe ich den Gefangenen," sagte der Kardinal, der eben mit dem Prinzen hinzutrat. „Don Camillo war gerade dabei, ihm einen Plan zur Austrocknung sumpfiger Strecken auf seinen Gütern zu entwickeln. Ich habe aber Seine Hoheit aus diesem Sumpf gerettet," fügte er lachend hinzu, „und nun überliefere ich sie der schöneren Hälfte Don Camillos, die die ausgetrockneten Sümpfe mit Blumen überpflanzt."

„Der Kardinal und ich haben Sie bedauert, Hoheit," sagte Giulia und richtete die leuchtenden Augen auf ihn; „mein Mann ist furchtbar, wenn er auf seine Lieblingsthemen gerät."

„O, ich lasse mich gern belehren," meinte Waldemar, obwohl er innerlich frohlockte, der peinlichen Unterhaltung entflohen zu sein.

Die Dame des Hauses erschien in dem Augenblick und bat die Herzogin, den Kardinal und den Prinzen, auf drei großen, eigens für sie bestimmten Lehnstühlen Platz zu nehmen. Dann sich zu Rosa wendend, die stumm und ernst dem ganzen Vorgang beigewohnt hatte, ersuchte sie diese, jetzt die Versammelten mit ihrem Talent zu erfreuen. Rosa war so erregt und

verletzt durch die Reden der Herzogin, so schmerzlich betroffen, den Prinzen wieder in der gefährlichen Nähe zu sehen, daß sie fürchtete, nicht improvisieren zu können. Die Dame aber wollte nichts davon wissen, da sie ihre Gesellschaft auf diesen Genuß hin eingeladen habe, und Rosa fügte sich mit schwerem Herzen und sagte sich mit bitterer Empfindung, daß sie nur deshalb hier sei und den Frondienst des Talents vollziehen müsse. Ein Seitenblick zeigte ihr den Prinzen an der Seite der Herzogin sitzend, an deren anderer Seite sich der Kardinal befand. Sie sah, wie die Herzogin, von einem Feuer erglühend, das ihre Schönheit fast überwältigend machte, ihre Nachbarn offenbar durch ihren Zauber beherrschte, was sich bei dem Kardinal durch sein feines, befriedigtes Lächeln ohne Ironie, bei dem Prinzen durch eine nicht zu verkennende, alles andere vergessende Hingerissenheit kundgab. Schmerzlich zuckte es durch Rosas Herz und es war ihr, als müsse sie sterben, während man die Papierstreifen herumreichte, auf denen ihr Themen aufgeschrieben werden sollten. Der Herzog hatte sich jetzt auch genähert und neben dem Kardinal Platz genommen; scheinbar teilnehmend an der lebhaften Unterhaltung, deren Seele seine Frau war, hatte er sich dieser ganz zugewendet, so daß er zugleich sie und den Prinzen unverwandt im Auge hatte und jede ihrer Bewegungen beobachten konnte. Jetzt kam man, um der Gruppe Papierstreifen zum Schreiben anzubieten. Der Herzog wies diese mit einer Handbewegung zurück; der Kardinal wollte das gleiche tun, aber die Herzogin rief:

„Nein, Eminenz, Sie müssen etwas Schönes für unsere kleine Muse schreiben. Sie sind ja auf dem Parnaß zu Hause und wissen, was sich für Musen paßt. Und Sie auch, Prinz, schreiben Sie, damit wir jedenfalls etwas recht Schönes zu hören bekommen. So," fuhr sie lebhaft fort und nahm den beschriebenen Zettel aus des Kardinals Händen: „hier ist die Aufgabe der Eminenz, nehmen Sie sie, bitte, Prinz, und tragen Sie sie mit der Ihren zu der Improvisatrice hin; hoffentlich zieht sie eine der beiden." Sie beugte sich bei diesen

Worten etwas vor nach dem Prinzen hin, so daß ihr Gemahl weder ihre Hand, die das Papier gab, noch ihr Gesicht sehen konnte; der Prinz aber fühlte ein doppeltes Papier in seiner Hand und zugleich sagten ihm ihre flüsternden Lippen: „Für dich."

Waldemar erhob sich bestürzt und verwirrt, an solches Tun nicht gewöhnt. Er wußte, daß die durchbohrenden Augen Don Camillos jeder seiner Bewegungen folgten, und die Papiere in der Hand zusammenpressend, ging er auf den Tisch zu, an dem Rosa stand, um die Zettel in die Schale zu werfen. Rosa sah ihn kommen; ihr Herz klopfte so heftig, daß es ihr fast den Atem benahm und als er vor ihr stand, sah sie ihn mit einem so traurigen, so vorwurfsvollen Blick an, daß Waldemar von einem Gefühl der Reue, der Beschämung ergriffen ward und, augenblicklich wieder die Stimme seines besseren Selbst, die stets durch sie erklang, hörend, ganz vergaß, die Papiere zu trennen, sie achtlos in die Schale fallen ließ, während er sich etwas zu Rosa niederbeugte und flüsterte: „Mein Schutzgeist, wachen Sie über mir."

Ein seliges Lächeln flog über Rosas Züge und der Ausdruck von Trauer schwand. Rasch ergriff sie eine Blüte von den Blumen, mit denen man ihren Tisch geschmückt hatte, reichte sie ihm und flüsterte ebenfalls: „Ein Talisman!" Er nahm die Blüte, drückte sie an seine Lippen, und eine Sekunde ruhten ihre Blicke verloren ineinander. Das alles ging so schnell vor sich, daß niemand den kleinen Vorgang bemerkt hatte. Dann sah Waldemar Holberg und Raden, die fern von der Herzogin nebeneinander Platz genommen hatten, und ohne sich nach der Seite, wo Giulia saß, umzuwenden, ging er auf seine Kavaliere zu und setzte sich zu ihnen. Rosas Herz jubelte; sie griff voll Freude in die Schale, um ein Papier zu ziehen, entfaltete eines und las: „Bleibe mir fern heut abend, der Herzog beobachtet uns; morgen früh erhältst du Botschaft." Betroffen bis ins Herz hinein, das sich krampfhaft in physischem Schmerz zusammenzog, starrte sie das Blättchen an; es mußte Waldemars Hand entfallen sein

und es ward ihr alsbald klar, woher es gekommen. Sie verbarg es schnell unter den Blumen, nahm das nächstliegende und las: „Der Schutzgeist.“ Es war Waldemars Handschrift. Was in ihrer Seele vorging, sie hätte es selbst kaum sagen können. Es gibt solche Augenblicke im Leben, wo das Herz sich plötzlich mündig fühlt, wo das sanfteste Wesen zum Heldentum erstarkt, wo eine zwingende Kraft aus den Tiefen der Seele heraufsteigt, die unser Tun bestimmt und unser Schicksal wird. So fühlte Rosa mit einemmal, daß sie die heilige Aufgabe habe: den Jüngling, in dem sich ihr das Ideal zum erstenmal verkörperte, das ihre Seele von früh auf wie eine lichte Ahnung in sich getragen hatte, zu retten, den Kampf um ihn aufzunehmen mit einer gefährlichen, ihr bis jetzt überlegenen Macht, in Wahrheit sein Schutzgeist zu sein, nicht um ihrer selbst willen — nein, sie dachte nicht an sich — um seinetwillen, um keinen Flecken auf dem reinen Bilde zu sehen, als das er ihr erschien. Das alles ging mit Blitzesschnelle durch ihren Sinn, und während sie es noch wenige Augenblicke vorher wie eine fast unüberwindliche Pein empfunden hatte, improvisieren zu müssen, drängten sich nun die Worte auf ihre Lippen, als spräche sie mit ihrer eigenen Seele und als wäre keiner da, sie zu hören. Er selbst hatte ihr ja das Thema gegeben, sie dazu aufgerufen und mit einer Energie, wie sie sie nie gefühlt, begann sie:

„Ich rette dich, und wär's in Sturmeswüten
Auf wildem Meer.
Nicht soll mein Mut, nicht soll mein Arm ermüden,
Dir Schutz und Wehr.

Ich rette dich, und hüllten sich die Sterne
In grause Nacht,
Mein Herz errät es, was dir droht von ferne,
Hält liebend Wacht.

Ich rette dich, und bärg' sich unter Rosen
Die Schlange dicht,
Und ahntest du, im schmeichlerischen Kosen
Den Gifthauch nicht.

Ich rette dich, ob du dich selbst verlassen
Im dunklen Wahn,
Und noch vom Abgrund führ' ich im Umfassen
Dich himmelan."

Als sie schwieg, rief erst der laute Beifall, den man ihr zu spenden gewohnt war, sie zum Bewußtsein der Welt, in der sie sich befand, zurück. Aber es berührte sie kaum; sie kam sich wie losgelöst vom Leben vor, denn sie sah nur ein ganz unpersönliches Ziel vor Augen und es war ihr, als würde dann alles zu Ende sein, was sie auf Erden zu tun habe.

„Sonderbare Auffassungen hat dieses junge Mädchen," sagte die Herzogin zum Kardinal; „aber sie hat Begabung und es ist ein Hauch von Begeisterung in ihr, der mich anzieht. Auch ist sie sehr hübsch und voller Grazie; findest du nicht, Camillo?" setzte sie hinzu, sich an ihren Gemahl wendend und nachlässig mit ihrem Fächer spielend, innerlich aber belustigt, daß seine Eifersucht eine Niederlage erlitten hatte; denn sie hielt des Prinzen Entfernung für eine Folge ihrer geschriebenen Worte.

„Ja, in der Tat, auffallend hübsch; mehr als das: reizend," versetzte Don Camillo mit einem höhnischen Lächeln um die dünnen Lippen; „unsere Männerwelt ist ja auch ganz toll verliebt in sie, die Einheimischen und die Fremden. Unter anderem sagt man, daß Seine Durchlaucht Prinz Waldemar ihr in aller Form den Hof macht und sie stundenlang besucht." Er streifte seine Frau mit einem flüchtigen Blick und sah, er hatte richtig getroffen. Trotz ihrer Selbstbeherrschung konnten die Züge der Herzogin im ersten Augenblick den Eindruck nicht verbergen, den diese Worte auf sie machten; sie fand kein Wort der Erwiderung und nur der Busen, der sich rascher hob und senkte, verriet, wie heftig es in ihr aufbrauste. Der Kardinal, zwischen den Gatten sitzend, verstand sehr wohl, was die kleine Szene zu bedeuten hatte und beeilte sich, begütigend einzuschreiten. „Der Prinz ist ein Freund der Dichtkunst," sagte er, „und da wird ihn wohl diese Begabung, die auch für einen Nordländer eher neu sein mag, interessieren.

Sonst scheint er aber ein junger Mann von strengen Grundsätzen zu sein und ist von seiner sehr frommen Mutter in den Lehren der alleinseligmachenden Kirche erzogen."

Waldemar war inzwischen zu Rosa getreten, offenbar in peinlicher Verlegenheit, und während diese noch sich zu den andrängenden Personen, die ihr huldigten, wenden mußte, wühlte er mit der Hand in den beschriebenen Papierstreifen in der Schale, scheinbar wie gleichgültig einen nach dem anderen hervorziehend und lesend und wieder hinwerfend, jedoch mit großer Unruhe auf dem Gesicht. Endlich wurde Rosa frei und sagte auf deutsch, damit keiner der Umstehenden es verstehe: „Sie suchen etwas, Prinz?"

„Ja, in der Tat," erwiderte er verlegen und zögernd, „ich glaube, ich habe vorhin ein Papier hier hineinfallen lassen, das nicht hierfür bestimmt war — eine flüchtige Notiz . . ."

Er vollendete nicht, sondern errötete. Rosa zog das Papier unter den Blumen hervor, hielt es ihm hin und sagte ernst: „Hier ist es; es war das erste, das ich zog."

„Sie haben es gelesen?" fragte er, und sein Auge blitzte.

„Ja," sagte sie fest, „ich glaubte, es sei eine Aufgabe für mich, für Ihren Schutzgeist," setzte sie leise hinzu; „Sie haben mich ja dazu ernannt."

„Und Sie haben es ebenso energisch gesagt, daß Sie mich retten wollen, sogar vor mir selbst," sagte er fast spöttisch, wie um seinem gereizten Gefühl vor sich selbst recht zu geben.

Sie sah ihn an mit jenem ernsten, tiefen Blick, der immer sein Innerstes traf. Er reichte ihr gerührt die Hand und sagte: „Gute Nacht, Rosa; ich weiß es, Sie würden mich retten, wenn ich in Gefahr wäre, und ich würde Sie dann rufen. Aber ich bin es noch nicht, seien Sie unbesorgt."

Freundlich grüßend, wendete er sich nach der Seite, wo die Herzogin gesessen hatte. Sie, ihr Gemahl und der Kardinal waren verschwunden, hatten bereits die Gesellschaft verlassen; Giulia hatte selbst den Herzog gebeten, nach Hause zurückzukehren, indem sie vorgab, müde zu sein, und so hatte

sie auch das längere Verweilen des Prinzen bei Rosa nicht bemerkt.

* * *

Wenn die Menschen, die in glänzenden Toiletten, in eleganten Räumen sich zu geselligen Vergnügungen zusammenfinden, immer wüßten, wieviele intime Dramen sich in dieser bunten Menge abspielen, wieviel Unruhe, Neid, Leidenschaft und Schuld, wieviel gekränkte Liebe und enttäuschtes Hoffen sich unter der Maske geselliger Liebenswürdigkeit und heiteren Frohsinns verbergen, sie würden vielleicht manchmal erschrecken über die Frivolität dieser sogenannten „großen Welt", dieses sogenannten „guten Tones", dieser mit oft unwürdigen Opfern erstrebten Eleganz und erzwungenen Heiterkeit. So kehrten auch an jenem Abend die Personen, mit denen wir uns beschäftigen, äußerlich so glänzend, liebenswürdig, heiter, von dem Fest in der innerlich erregtesten, von den verschiedenartigsten Empfindungen bewegten Stimmung zurück, und keine von ihnen fand in der Nacht die Ruhe des Schlafes.

Rosa war nicht die mindest bewegte; sie war noch so reinen Herzens, so unerfahren in der Welt, daß ihr die Beziehung der Herzogin zu dem Prinzen wie etwas Ungeheuerliches, Unerhörtes, wie eine dunkle Gefahr, die ihm drohte, erschien. Sie fühlte sich berufen, ihn zu retten, zu schützen, und sie war dazu jetzt entschlossen, wenn auch der Zweifel, wie er sich zu der Leidenschaft, die ihm entgegengebracht wurde, verhalte, sie mit Bangen und quälender Ungewißheit erfüllte und sie oft mit Schmerz überwältigen wollte, so daß sie heiße Tränen in der Stille der Nacht in ihrem Bette weinte. Dann aber erhob sie sich wieder zu dem Ideal, das sie von ihm im Herzen trug und gelobte sich, dieses Ideal zu retten, koste es, was es wolle. Nur wie? Sie entschloß sich endlich, sich des Mittels zu bedienen, das ihr durch Vittorias Nachrichten gegeben war, vorerst alle Schritte der Herzogin in Beziehung auf den

Prinzen zu erkunden, indem sie hoffte, das weitere werde sich dann ergeben.

Früh am Morgen eilte sie zu Vittoria hinunter, die eben ihr Gewölbe mit frischen Erzeugnissen des Feldes und Gartens gefüllt hatte. Diese kam ihr mit frohem Morgengruß entgegen, blieb aber betroffen stehen, als sie auf Rosas bleiches Antlitz sah: „Liebe Signorina, was ist Ihnen?" rief sie aus, „haben Sie schlecht geschlafen, sind Sie krank, oder — ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet? Doch nicht gestern abend?"

„Ach, liebe Vittoria, sieh, ich hab niemand als dich, zu dem ich frei reden und alles sagen kann, was mein Herz bedrückt," sagte Rosa; „du gibst mir Rat, du hilfst mir . . ." Sie stockte.

„Ja, liebe, teure Signorina, alles, alles tue ich für Sie," beteuerte die Römerin, „was in meinen geringen Kräften steht; aber was ist's, worin soll ich helfen?" setzte sie bekümmert hinzu, denn eine Ahnung sagte ihr schon, daß es sich um den Prinzen handle, der zu ihrem Kummer, wie sie längst durchschaut hatte, in Rosas Herzen lebte.

„Ach, Vittoria, du weißt — du selbst hast es mir gesagt . . ." hub Rosa wieder an und stockte aufs neue, während Purpurglut ihr vorher so bleiches Gesicht überzog; „ja, jene schöne Frau — die Herzogin, sie wird ihn — den Prinzen meine ich — aus seiner Bahn reißen; sie redet ihn heimlich mit du an, sie sendet ihm heimliche Botschaft, sie warnt ihn vor ihres Mannes Argwohn."

„Wie wissen Sie denn das, liebe Signorina?" fragte Vittoria angstvoll, denn sie sah an Rosas Erregtheit, wie nahe ihr die Sache ging.

Rosa erzählte nun den Vorgang mit dem Papierstreifen und wie der Prinz sie gebeten habe, sein Schutzgeist zu sein. „Und ich will und muß ihn retten," setzte sie mit leidenschaftlicher Ekstase hinzu. „Hilf mir, gute Vittoria! Dein Bruder muß durch die Marietta erfahren, ob der Prinz wieder zu ihr kommt oder ob sie ihm schreibt . . ."

„Nun, das weiß ich schon," sagte Vittoria, die dachte, es sei am klügsten, auf die Sache einzugehen, um Rosa vor unbedachten Schritten zu behüten und sie vielleicht auch so am ersten abzukühlen. „Als der Beppo gestern abend nach Hause kam, erzählte er mir, die Marietta habe ihm am Morgen — er läuft nämlich jeden Tag, wenn er früh zur Arbeit geht, am Palazzo vorüber, in der Hoffnung, seine Geliebte, wenn auch nur flüchtig, zu sehen — ein Briefchen gegeben, das er ganz geheim in das Hotel, wo der Prinz wohnt, habe tragen und dem Kammerdiener übergeben müssen, damit dieser es, wenn der Prinz allein sei, in dessen eigene Hände gebe. Und dann habe die Marietta erzählt, daß heftige Szenen zwischen dem Herzog und seiner Frau gewesen seien an dem Abend, als der Herzog von der Reise gekommen war und gehört habe, der Prinz sei bis spät bei der Herzogin gewesen."

„Ah, Vittoria," sagte Rosa und hielt sich erbebend an einem Stuhle, „dann ist es ja wohl schon schlimm."

„Nein, nein — warum denn? Es ist ja hier so bei den vornehmen Damen, daß die Besuche spät kommen und lange bleiben," versetzte Vittoria begütigend, obgleich sie anders dachte.

„Ja, aber Vittoria, heute morgen will sie ihm wieder Botschaft senden — wenn wir wissen könnten — ob Beppo wieder dort gewesen — ob die Marietta ihm etwas gesagt."

„Nun, heute abend, wenn der Beppo nach Hause kommt, da erzählt er es mir schon," versetzte Vittoria, die Rosa gern auf andere Gedanken gebracht hätte.

„Ach, bis heute abend — das ist so schrecklich lange," seufzte Rosa, „bis dahin kann ihm Unheil drohen — ach, wenn ich wissen könnte, was sie ihm geschrieben — doch das ist unmöglich — könntest du die Marietta nicht sprechen, gute Vittoria?"

„Nein, Cara, das geht nicht; ich kenne die Marietta kaum, und sie würde sehr böse werden, wenn sie erführe, daß der Beppo hier erzählt, was sie ihm anvertraut. Wollen wir mehr wissen, müssen wir sehr vorsichtig sein."

„Ja, du hast recht, — aber könntest du nur den Beppo jetzt sprechen, vielleicht daß er etwas Wichtiges wüßte, wonach zu handeln nottäte; ich werde sonst den ganzen Tag in tödlicher Angst sein."

„Nun, nun, Carissima," sagte Vittoria, „was tut man Ihnen nicht zuliebe? Ich will sehen; wenn die Domenicunia hier neben etwas auf das Geschäft achten will, so lauf ich eben nach San Giuseppe hinauf, wo der Beppo arbeitet, und sehe zu, wie ich ihn zum Sprechen kriege und ob er was weiß."

„Ach, liebe, gute Vittoria!" rief Rosa voll Freude und fiel der Gemüsehändlerin um den Hals. „Du bist wahrhaft gut; du hilfst nicht nur mit Worten, du handelst. Verständ' ich nur den Handel, ich wollte gern indes dir das Geschäft besorgen."

„Ach, gute Signorina, das wär was Schönes, wenn man die gefeierte Künstlerin, der ganz Rom huldigt, plötzlich hier Gemüse verkaufen säh'," sagte Vittoria lachend, „und ich glaube, meine ganze Bottega würde in einer halben Stunde ausverkauft, alle die schönsten Herren von Rom würden kommen; ich weiß auch eigentlich gar nicht, warum Sie so an dem einen, dem Fremden, halten, wenn Sie doch die Wahl haben unter den besten Römern."

„Ach, Vittoria, ich weiß es auch nicht, wie es kommt," versetzte Rosa, in holder Scham erglühend, und schlug die Augen nieder. „Siehst du, die sind mir alle so gleichgültig, so fern, keiner wandelt durch meine Träume, weder im Schlaf noch im Wachen; nur der eine war es fast von Anfang an, dessen Nähe mir ein Glück im Herzen weckte, von dem ich bis dahin keine Ahnung gehabt. Ich will dir auch sagen, ich glaube, er ist besser als alle anderen, vielleicht der beste aller Menschen; ich kenne alle seine Gedanken, seine Jünglingsträume, habe sie gelesen in seinen Gedichten, sie von ihm gehört. So denken und fühlen gewiß nur wenige Menschen."

„Aber — er ist ein Prinz und wird ein König," sagte Vittoria nachdenklich und dachte dabei: wohin soll diese Liebe führen?

„Ich weiß," versetzte Rosa, und eine Träne trat in ihr Auge. „Zuerst dacht' ich nicht daran; da meinte ich, daß er einer von jenen Prinzen sei, wie sie in den deutschen Märchen vorkommen, die meine Mutter mir erzählt hat, die so schön und gut sind und auch . . ."

„Nun was?" frug Vittoria.

„Ja, und auch zu ganz armen Mädchen kommen, um sie zu erlösen und sie zu Königinnen zu machen," erwiderte Rosa etwas verlegen; „aber, liebe Vittoria, du wolltest ja gehen und ich schwatze dir dummes Zeug vor und die Zeit vergeht; siehst du, gerade weil er ein Königssohn ist und eine so hohe Aufgabe im Leben hat, will und muß ich ihn retten."

Vittoria rief die Stellvertreterin herbei und ging fort, den Bruder aufzusuchen. Als sie zurückkam, eilte Rosa wieder hinunter zu ihr, da sie bei sich die Neugier der Amadei fürchtete. „Nun, Vittoria?" fragte sie hastig.

Diese berichtete, daß die Marietta allerdings dem Bruder am Morgen wieder ein Billett auf dieselbe Weise wie das vorige zu überbringen gegeben habe und daß man ihn jedesmal reichlich lohnte.

„Und weiter war es nichts?" fragte Rosa enttäuscht; „sagte Marietta weiter nichts?"

„Ja," begann Vittoria zögernd.

„Ach, bitte, du weißt noch etwas, sag mir alles," bat Rosa.

Vittoria, immer in der Hoffnung, die volle Wahrheit werde die erregten Gefühle Rosas abkühlen, sagte:

„Ja, die Marietta hat ihm rasch erzählt, daß die Herzogin am Abend nach der Gesellschaft gleich in ihr Zimmer gegangen sei, und da habe sie sie gefragt, ob sie auf ihre Treue rechnen könne, und als Marietta dies beteuert, habe sie gesagt, sie wolle ihr ganz vertrauen, denn Marietta müsse ihr beistehen und es solle auch ihr Schade nicht sein. Darauf habe sie gestanden, daß sie den Prinzen glühend liebe und den Herzog hasse und nur an eines denke, wie sie sich diesem entziehen und sich mit dem Prinzen vereinigen könne. Noch sei ihr Plan nicht reif, aber sie werde mit dem Prinzen darüber

reden und werde ihn deshalb auf den folgenden Tag in aller Frühe in die Kirche San Giovanni e Paolo bestellen, wohin Marietta sie als wie zur Frühmesse begleiten solle. Dort sind einsame Wege ringsherum, die in so früher Stunde niemand als etwa ein Arbeiter betritt, da könne sie ungestört mit dem Prinzen sprechen; der Herzog schlafe lange, und wenn er beim Erwachen nach ihr frage, werde man ihm eine andere Kirche nennen, in die sie zur Morgenandacht gegangen sei. Marietta müsse dann Wacht halten, daß kein Unberufener sich nahe. Es ist unglaublich leichtsinnig von der Marietta," schloß Vittoria ihren Bericht, „dies alles, was doch höchstes Geheimnis sein soll, dem Beppo zu vertrauen. Doch tut sie es in der Freude ihres Herzens, denn sie sagt: „Beppo, wenn ich meiner Herrin helfe, so wird sie es mir fürstlich lohnen und dann sind wir reich und können heiraten!" Und so erzählt's der Beppo mir nur, weil ich ihm oft gesagt habe, er solle nicht amore machen mit dem Mädchen, da er zu arm sei, um sie zu heiraten."

Rosa war während der Erzählung bald blaß, bald rot geworden und hatte häufig mit der Hand nach dem Herzen gegriffen, wie um sein heftiges Klopfen zu stillen. Als Vittoria schwieg, rief sie plötzlich: „Ich gehe auch hin."

„Aber Signorina," sagte Vittoria erschrocken, „wie soll das gehen, man wird Ihnen ausweichen!"

„Ah, sei ruhig, sie sollen mich nicht sehen; ich muß über ihm wachen, er hat es selbst verlangt; und ist es nicht des Schutzgeistes Aufgabe, wenn der Mensch sich in Gefahr begibt, für ihn zu wachen und ihn zu behüten? O, die Gefahr ist ja noch größer als ich dachte, und gehandelt muß werden."

„Dann geh ich mit Ihnen. Sie können nicht so allein hin früh am Morgen," versetzte Vittoria.

„Nein, nein, zu zweien kann man schon schwerer unbemerkt bleiben. Sei unbesorgt; die Amadei schläft lange, bis die aufsteht, bin ich zurück. Es wird mir nichts begegnen, ich habe Mut; ein solches heiliges Ziel macht uns furchtlos und

solch ein Unternehmen steht im Schutz der ewigen Mächte, die doch am Guten mehr Gefallen haben als am Bösen."

Vittoria fühlte sich immer von einer ehrfurchtsvollen Scheu befallen, wenn das junge Mädchen so sprach. „Sie ist dann ganz wie eine Heilige," sagte sie, als sie ihrem Bruder einmal von der Signorina erzählte; „sie sieht dann aus, wie wenn sie gen Himmel fahren würde."

* * *

Waldemar hatte den Brief der Herzogin erhalten, in dem sie ihm die Zusammenkunft in San Giovanni e Paolo bot.

Daß er hingehen müsse, war ihm zweifellos, nur wußte er nicht, wie es einzurichten sei, ohne daß seine Begleiter aus der ungewohnten Stunde Verdacht schöpften. Er hatte sich schon herabgelassen, seinen Kammerdiener soweit ins Vertrauen zu ziehen, daß dieser ihm die Briefe, die Beppo brachte, in sein Schlafzimmer bringen mußte, wenn er allein war, indem er vorgab, es sei wegen eines Geheimnisses, das ihm allein anvertraut sei und von dem auch die Herren nichts wissen dürften. Der Diener hatte sich diskret gläubig gezeigt, war auch wohl, wie es die Natur solcher Leute ist, froh, zum Vertrauten da gemacht zu werden, wo sogar der Professor es nicht war. Es kostete Waldemars reinem und stolzem Sinne eine Überwindung, zur Lüge und zur Verstellung seine Zuflucht nehmen zu müssen, aber er glaubte Giulia alles schuldig zu sein, und die erwachte Leidenschaft zog ihn von Konzession zu Konzession den Abhang hinunter, zu Schritten, die er noch vor kurzem als unmöglich von sich gewiesen hätte.

Endlich beschloß er, den Herren am Morgen durch den Diener sagen zu lassen, er habe schlecht geschlafen und sei, um sich zu erfrischen, zu frühem Morgenspaziergang in die Luft gegangen. In erster Morgenfrühe, noch ehe seine Begleiter aufgestanden waren, verließ er das Hotel, einen breitkrempigen Hut tief ins Gesicht gedrückt und einen dunklen Mantel umgeschlagen, so daß er eher einem römischen Landmann als einem vornehmen Kavalier glich. Er konnte übri-

gens auch gewiß sein, daß er um diese Stunde keinem Bekannten begegnen würde. Raschen Schrittes eilte er dem Kolosseum zu, hinter dem sich die bezeichnete Kirche befindet, denn er wollte keinen Wagen nehmen, was schon einer möglichen Nachforschung hätte auf die Spur helfen können.

Als er in die Kirche trat, schien sie ihm zuerst menschenleer; indem er aber dem Hochaltar zuschritt, bemerkte er in dem Seitenschiff im Schatten einer Säule eine Frau, wie es schien aus dem Volke, mit einem bunten Tuch über dem Kopf, den sie tief auf die gefalteten Hände, die auf dem Betstuhl ruhten, gesenkt hielt, anscheinend im Gebet versunken und achtlos dessen, was um sie vorging. Ein Laienbruder des Klosters war beschäftigt, eine Seitenkapelle auszukehren, sonst war kein lebendes Wesen da und es herrschte lautlose Stille. Waldemar stand einige Augenblicke und sah das Bild über dem Hochaltar an, ein modernes Gemälde, auf dem der Stifter des Ordens der Passionisten dargestellt ist, wie er in vollem Ornat zum Himmel fliegt, wo Christus ihn mit offenen Armen empfängt.

Ungeachtet der stürmischen Gedanken, die ihn beschäftigten, mußte er doch die Achseln zucken über den plumpen Realismus der auf dem Bilde dargestellten Himmelfahrt und sich sagen:

„Ist das nicht der Ausdruck dessen, was die Kirche geworden ist im Lauf der Zeit? Aus der idealen Gemeinschaft von Wesen, verbunden durch brüderliche Liebe, edle Sittlichkeit und geistiges Streben, herabgesunken zu der materiellsten Deutung hoher Probleme, zum erbitterten Streit um irdisches Gut, zu einem Kampfplatz der Parteien." Er hatte nicht Zeit, es auszudenken, denn hinter ihm ertönten Schritte und das Rauschen eines Frauengewandes, und als er sich rasch umwendete, stand eine hohe Frauengestalt vor ihm, den Kopf und das Antlitz so dicht von einem schwarzen Schleier bedeckt, daß man die Züge des Angesichts nicht unterscheiden konnte, nur das Funkeln dunkler Augensterne drang auch selbst durch die

dichte Hülle, eine Hand streckte sich ihm entgegen und eine wohlbekannte Stimme flüsterte: „Waldemar."

„Giulia," sagte er und zog die dargereichte Hand an seine Lippen, „wagen Sie nicht zu viel? Wenn man uns hier träfe, ich bin voll Angst für Sie."

„Sei unbesorgt, Geliebter," erwiderte die Herzogin; „Marietta ist draußen vor der Kirche und benachrichtigt uns, wenn etwas Gefahrbringendes naht. Komm in das Seitenschiff, aus übergroßer Vorsicht, dort können wir ruhig reden, ich habe dir soviel zu sagen."

Sie betraten das Seitenschiff, in dem die Beterin in unveränderter Versunkenheit kniete. „Sieh, da ist jemand," sagte Giulia.

„O, das ist ein armes Weib, das schon hier kniete, als ich kam," versetzte der Prinz, „die ist so versunken, ihre Gebete herzusagen, daß sie uns nicht hört und sieht. Dort drüben im anderen Seitenschiff ist der Laienbruder, der könnte eher auf uns achten."

Giulia schlug den Schleier zurück und in der anmutigen Umrahmung der Spitzen erschien das schöne Antlitz mit neuem Reiz begabt. Sie heftete einen langen, feurigen Blick auf Waldemar und sagte halblaut, doch so, daß ihre Worte in der tiefen Stille ringsum von der Beterin, deren Gegenwart sie nicht mehr beachtete, gehört werden konnten: „Waldemar, meine Liebe zu dir ist so groß, daß ich ihr alles opfere, Ehre, Namen, Stellung; ich kenne nur noch ein Glück: mit dir vereint zu sein, dir ganz und für immer anzugehören. Die Liebe ist das supreme Gesetz des Lebens, vor ihr sinkt alles in Staub, ist nichtig, wertlos. Die Eifersucht des Herzogs wird täglich größer, jemehr er fühlt, daß mein Herz unrettbar sich von ihm entfernt. Er bewacht jeden meiner Schritte und ich habe mich heute nur entfernen können, weil ich ging, als er und beinah das ganze Haus noch schlief und ich, falls er fragen sollte, beim Portier zurückließ, ich sei zur Frühmesse nach Maria del Popolo."

Sie waren das Seitenschiff entlanggegangen, so daß die

Beterin nicht mehr verstand, was sie redeten, aber jetzt kamen sie zurück und sie vernahm wieder, daß die Herzogin sagte:

„Ich bin entschlossen, bist du es auch, Waldemar?"

„Wie wäre ich soviel Liebe wert, wenn ich nicht auch alles vergäße, um dich aus unwürdigen Banden zu erlösen und dir das Glück der Liebe zu bereiten, das du ersehnst," erwiderte der Prinz; „ich werde auch einen harten Kampf zu kämpfen haben; das traurige Los meines Bruders, eine Ehe aus Politik eingehen zu müssen, stand auch mir bevor; du rettest mich davor, aber zu Hause wird man sich dagegen auflehnen, wird mir die Staatspflichten entgegenhalten, denen man das Herz opfern muß, wird alle Vorurteile ins Feld bringen, um mich zu bekämpfen."

„Und bin ich es nicht wert, eine Krone zu tragen?" fragte die Herzogin, indem sie den schönen Kopf stolz zurückwarf, so daß ein Sonnenstrahl, der durch das Kirchenfenster schien, sie wie eine Glorie umgab.

„Keine Krone hat je ein schöneres Haupt geziert," rief Waldemar voll Feuer; „o, meine Königin, ich folge dir, wohin es sei." Sie entfernten sich wieder, so daß der weitere Verlauf ihres Gespräches unhörbar wurde. Noch eine Weile blieben sie im Grunde des Seitenschiffes nahe aneinandergeschmiegt und flüsternd stehen, dann riß sich die Herzogin los, verhüllte das Antlitz wieder mit dem Schleier und schritt dem Ausgang zu, an dem Marietta sich zeigte, um zu mahnen, daß die Stunde schon vorgeschritten sei und daß sich schon Menschen in der Gegend zeigten. Auf Umwegen eilten sie zur Stadt zurück, wo sie einen Wagen nahmen, um in den Palast zurückzufahren.

Waldemar blieb noch einige Augenblicke in der Kirche, um ihnen Zeit zu geben, sich zu entfernen. Ein Sturm tobte in ihm, denn wenn er in Gegenwart der Herzogin, hingerissen von ihrer Schönheit, von der Gewalt der ersten Leidenschaft und berauscht von der Glut, mit der sie ihn umfing, alles gelobte und alles zu wagen bereit war, so türmten sich, sobald sie schied und er zur Besinnung kam, die Schwierigkeiten so

riesengroß vor ihm auf, daß ihn schwindelte und er fast bereute, so weit gegangen zu sein. Indes zurück konnte er nicht, das hätte ihm der schändlichste Verrat an Giulia geschienen, und dann lockte ihn auch wieder ein jugendliches Wagen, für dessen Ausgang er dem Schicksal vertrauen wollte. Endlich schritt auch er langsam das Seitenschiff entlang, der Kirchentür zu; da fiel ihm die Beterin auf, die noch immer unbeweglich an ihrem Platze kniete. Es schien ihm jetzt, als höre er sie leise schluchzen. Voll Mitleid blieb er stehen und dachte: sie hat wohl einen großen Schmerz oder gar eine große Schuld, die sie hier so trostlos im Gebet zu stillen oder zu sühnen sucht. Schon griff seine Hand in die Tasche, um Geld hervorzulangen und neben sie zu legen, wenn vielleicht Mangel sie bedrückte, doch sah er nun, daß sie nicht so gar ärmlich gekleidet war, wie er anfangs gemeint hatte, und so unterließ er es; aber ohne zu überlegen, nahm er den Veilchenstrauß, den ihm Giulia gegeben hatte, legte ihn still auf das Betpult, auf dem der Kopf der Beterin, das Gesicht in die Hände vergraben, ruhte, und verließ die Kirche.

* * *

Vittoria ging unruhig in ihrer Bottega hin und her, trat öfter auf die Straße hinaus und schaute aufmerksam in die Ferne, als erwarte sie jemand, und kehrte dann immer mit dem Ausdruck der Enttäuschung auf dem Gesicht in den Laden zurück, antwortete einigen frühen Käufern, die sich mit frischer Ware versehen wollten, ganz verkehrt, so daß diese sie auslachten, und war offenbar nicht in ihrer gewöhnlichen, ruhigen Stimmung. Endlich schien sie das Ersehnte zu erspähen, sie ging ein paar Schritte aus dem Laden der Nahenden entgegen und sagte: „Die heilige Jungfrau sei gelobt, da sind Sie."

„Ist die Amadei schon auf? Sonst komm mit in mein Zimmer, daß ich dir alles sage, dir, meiner einzigen Vertrauten," lispelte Rosa mit halberstickter Stimme, lehnte sich erschöpft an die Mauer und riß das bunte Kopftuch ab, das sie in der Kirche unerkannt gemacht hatte. Sie hielt einen

Veilchenstrauß in der Hand und preßte ihn mit einer heftigen Bewegung ans Herz. Ihr Atem ging schnell und stoßweise und tödliche Blässe bedeckte ihr Gesicht.

„Ach, liebe Signorina, Sie werden sich töten, und weshalb? für wen? Was können Sie tun? Wenn die Herzogin ihn liebt und er sie, wie wollen Sie es hindern?" fragte Vittoria, indem sie liebevoll mit einem Tuch die Schweißtropfen von Rosas Stirn trocknete.

„Und haben Sie denn etwas gesehen und gehört?" fragte sie weiter, als Rosa noch immer nicht reden konnte.

„Wohl, wohl habe ich gesehen und gehört," sagte Rosa endlich, „und mehr als je weiß ich, daß ich ihn für seine Ideale retten muß. Und wenn es nicht gelingt und ich dabei untergehe, so ist das gut, denn ich habe dann um einen edlen Preis gekämpft, ohne den das Leben wertlos ist. Aber komm, komm mit mir, daß ich dir alles sage."

Vittoria rief die Nachbarin, daß sie das Geschäft einen Augenblick besorge, und folgte Rosa in ihr Zimmer. Die Amadei schlief noch und ihr lautes Schnarchen verkündete, daß der Morgenschlaf noch tief sei. Rosa berichtete nun das Erlebte und sagte zum Schluß: „Sag selbst, wie soll das werden, wenn er mit ihr entflieht, wie trostlos werden die Seinen, wird sein Land sein, die in ihm einen idealen Herrscher erhofften? — Sie sagte: Die Liebe ist das stärkste Gesetz, neben ihr ist alles wertlos, nichtig, gilt keine Pflicht — ich glaube es nicht; ich glaube, das ist die egoistische Liebe, die nur an sich denkt; es gibt aber auch eine andere Liebe, die edler ist, die sich opfern kann für den Geliebten, für ihn sterben kann, wenn es sein muß, ihm entsagen kann, um ihn seiner höchsten Bestimmung zu retten, und das ist die wahre Liebe. O, Vittoria, ich war ein unerfahrenes Kind bis hierher, jetzt bin ich gereift und das Leben ist mir klar geworden. Ich weiß es jetzt, es kommt für einen jeden die Stunde, wo er wählen muß zwischen dem Egoismus, der nur sich selbst als Endziel hat, und dem Ideal, das uns möglicherweise Entsagung und das Opfer unseres Selbst auferlegt. Und ich

habe gewählt in dieser Morgenstunde; während sie den Traum der egoistischen Liebe zusammen träumten, habe ich mein Herz zum Opfer dargebracht für ihn."

Vittoria verstand nur halb den ganzen Sinn der Rede, aber sie stand wieder in andächtiger Bewunderung und Ehrfurcht vor dem jungen Mädchen, das ihr abermals wie eine Heilige erschien, dem nur die Flügel fehlten, um sich von der Erde, die seiner nicht wert sei, zu erheben. Sie faltete unwillkürlich die Hände und Tränen der Rührung rannen über ihre Wangen, während sie das liebliche durchgeistigte Antlitz Rosas betrachtete. Als diese schwieg, schüttelte sie leise das Haupt und sagte wie für sich: „cara, cara!" Und dann sich an Rosa wendend, fragte sie ganz zaghaft: „Aber was wollen Sie tun? Wenn er — der Prinz — doch selbst einwilligt?"

„Ihn an seine Ideale mahnen," sagte Rosa; „auch er muß entsagen, muß opfern lernen, auch er muß wählen, und wenn er fern von ihr ist, wird er seinen Schutzgeist segnen, der über ihm wachte und ihn für seine höhere Aufgabe rettete. Ich könnte ja seine Freunde benachrichtigen und warnen, aber das sähe aus, als hätte ich spioniert, und er würde mich vielleicht verachten und an der Reinheit meiner Motive zweifeln, und dann wär es auch nicht seine freie Wahl, und er würde denen zürnen, die ihn zum Aufgeben zwangen, und mit Verlangen an das Aufgegebene zurückdenken. Aber wenn er aus sich den Sieg erringt, so wird er im Opfer selbst seinen Lohn finden. Sorge du nur, daß Beppo uns von allem unterrichtet, was er von Marietta erfährt, denn da sie im Vertrauen von der — ihrer Dame ist, so wird sie es wissen, wenn ein entscheidender Schritt geschieht."

* * *

Der Prinz war indessen mehrere Stunden umhergeirrt, einem qualvollen Zwiespalt in sich zur Beute. Er war entschlossen, alles Weltliche für Giulia hinzuwerfen und zu wagen, und hierzu trieb ihn nicht nur die entfachte Leidenschaft, sondern es schien ihm auch, als fordere es die Ehre von ihm,

dieser Frau, die sich ihm vertrauend in die Arme warf, Wort zu halten und nicht weniger großmütig zu sein als sie, die doch auch jede weltliche Rücksicht hingab um der Liebe willen. Aber nun, so nah vor einer endlichen Entscheidung, die seiner ganzen Jugend eine veränderte Richtung geben müßte, die sogar seine Zukunft ernstlich gefährden könnte, trat alles, was sich schon früher Giulias Anziehungskraft in ihm widersetzt hatte, mit verdoppelter Stärke hervor; und er fühlte sich hin- und hergetrieben von gleichstarken Gewalten, die, welcher auch der Sieg gehören mochte, ihm zugleich eine schmerzliche Niederlage und lange, tiefe Reue zu hinterlassen drohten. Zunächst machte ihm auch der Gedanke an seine Begleiter Angst und Sorge. Es fiel ihm erst jetzt ein, welche schwere Verantwortung sie treffen würde, wenn er entflohen sei, und welcher Schmerz es für den alten Lehrer sein würde, den geliebten Zögling so gegen die von ihm gepflegten Grundsätze handeln zu sehen, obgleich Waldemar es sich durchaus nicht eingestand, daß Tadelnswertes in seinem Vorhaben sei.

„Es sind nur andere als unsere Begriffe im Norden; es ist das allmächtige Recht der Liebe, das im Süden herrscht wie das allmächtige Recht der Sonne," sagte er zu sich selbst; „es ist die schöne Freiheit der Natur, anstatt des uns im Norden künstlich auferlegten Gesetzes pflichtgemäßer Beschränkung, so sagt Giulia, und hat sie nicht recht? Haben nicht die schönsten Blütezeiten der Menschheit dieses Vorrecht der freien Natur gerechtfertigt, Griechenland, Rom, ja auch die Renaissance? Lähmt nicht das traurige Entsagen die freudige schöpferische Kraft in uns, die uns erst zu ganzen Menschen macht?"

Aber trotz dieser und ähnlicher Sophismen beruhigte sich sein Gemüt nicht, und jemehr er sich seinem Hotel näherte, desto langsamer wurde sein Schritt, wie um den peinlichen Moment des Zusammentreffens mit den Begleitern hinauszuschieben. Endlich aber mußte es doch sein, und er traf sie sichtlich beunruhigt über sein langes Ausbleiben.

„Hätte ich es nur geahnt, daß Sie einen so frühen Aus-

gang beabsichtigten, Prinz, ich wäre ja mit tausend Freuden bereit und zu Ihrem Befehl gewesen," sagte Raden.

„Ich wollte Sie Morpheus' Armen nicht entreißen, lieber Raden; ich weiß, Sie lieben diesen Freund, namentlich morgens," versetzte der Prinz und versuchte sich durch Scherz ein möglichst unbefangenes Äußeres zu geben. Des Professors Antlitz aber heiterte sich nicht auf, sondern nachdem er sich hatte versichern lassen, daß der Prinz sich wieder ganz wohl fühle und erfrischt durch Luft und Gehen, hub er an: „Aber ich habe Ihnen leider eine betrübende Mitteilung zu machen; ich bekam heute früh Briefe aus der Heimat und erfuhr, daß Ihre durchlauchtige Mutter erkrankt ist."

„Meine Mutter? Doch nicht bedenklich?" rief Waldemar voll Schreck, indem nun die ganze verhaltene Aufregung sich ohne Zwang auf seinem Gesicht malte.

„Leider scheint es ziemlich ernst zu sein," fuhr der Professor fort; „der Hofmarschall, der mir schreibt, meldet mir sogar, daß man möglicherweise Ihre schleunige Rückkehr wünschen könne."

„Mein Gott, mein Gott, wär's möglich! Meine Mutter — und jetzt von hier gehen!" rief Waldemar aus und erschrak über die letzten ihm in der Angst entschlüpften Worte, da sich ihm augenblicklich Giulias Plan und sein ihr gegebenes Wort vor die Seele stellte. Er schritt im Zimmer auf und ab, unfähig, sich zu fassen. Raden und der Professor hatten einen raschen Blick miteinander gewechselt; die Nachricht von der Erkrankung der Mutter war zwar wahr, aber die Vorbereitung auf eine mögliche Zurückberufung war infolge eines Briefes Holbergs an den Vater Waldemars erfolgt. Der Professor, der regelmäßig seine Berichte über den Verlauf der Reise und alles, was den Prinzen betraf, einschicken mußte, hatte es nach reiflicher Überlegung und mit Zustimmung Radens doch für seine Pflicht gehalten, den alten Fürsten auf die Leidenschaft des Sohnes für eine hochgestellte verheiratete Frau aufmerksam zu machen, deren wachsende Stärke den Augen der beiden Herren nicht entgehen könne und gegen die

bereits ihr Einfluß ohnmächtig sei. Diese Verhandlung blieb natürlich Geheimnis zwischen dem Fürsten, Holberg und Raden, und deshalb erwähnte der Professor nicht, daß es ein Schreiben des Fürsten selbst sei, das er empfangen habe und worin ihm dieser auftrug, den Sohn auf eine möglichst schnelle Rückkehr in der schonendsten Weise vorzubereiten.

Nach einer kleinen Pause, während Waldemar völlig fassungslos im Zimmer auf und ab ging und endlich am Fenster stehen blieb, den Rücken nach seinen Gefährten gewandt, hub der Professor wieder an: „Beunruhigen Sie sich nicht zu sehr, lieber Prinz; hoffen wir das beste; jedenfalls ist vorläufig nichts zu tun, als die nächsten Nachrichten abzuwarten und daher alle Ausflüge, zu denen allerdings jetzt die Zeit gewesen wäre, bis auf weiteres zu verschieben. Nachrichten werden sehr bald kommen, ich habe auch bereits geschrieben und gebeten, daß man umgehend wieder schreibt."

„Ja, ich will auch gleich schreiben," versetzte Waldemar hastig und eilte in sein Zimmer, wie erleichtert, durch irgendeine bestimmte Handlung der Qual der Gedanken zu entgehen, die auf ihn einstürmten.

„Es ist eine radikale Kur, aber sie wird helfen," sagte Raden, als er mit Holberg allein war; „es ist wirklich, glaube ich, höchste Zeit, denn ich will Ihnen noch etwas neues sagen, lieber Professor. Ich glaube, es geht da ein geheimer Briefwechsel vor sich; denken Sie nur, vorhin trete ich aus dem Lesezimmer unten auf den etwas dunklen Korridor hinaus und sehe in einer Ecke, hinter der Tür, die in den Hof führt, den Kammerdiener im Gespräch mit jemand, den ich nicht sehen konnte, weil ihn die Tür verbarg. Aus Scherz, denkend, ich ertappe ihn da auf einem verliebten Zwiegespräch mit einer der hübschen Zofen im Hotel, gehe ich leise hinter ihn und sage: „Sie, Friedrich, was machen Sie denn hier?" Er fährt zusammen, als hätte man ihn auf einem Diebstahl ertappt, steckt eilig einen Brief, den er in der Hand hielt, in die Tasche und sprach verlegen: „Ah, Herr Baron, ich sprach da nur ein wenig mit dem Burschen, um mich in der italieni-

schen Sprache zu üben." Ich sah nun, daß es allerdings ein echt italienischer, schwarzäugiger Bursch war, mit dem er sprach, aber die auffallende Verlegenheit Friedrichs und das rasche Verbergen des Briefes waren mir etwas verdächtig, ebenso wie die abgelegene Ecke, in der die Verhandlung geführt wurde; auch schien mir, was ich rasch mit einem Blick bemerkte, der Brief zu zierlich und fein zu sein, um ihn an Friedrich gerichtet zu glauben. Ich ging natürlich weg, um keinen Argwohn zu zeigen, und sagte nur lachend: Wählen Sie sich doch einen helleren Ort zu Ihren Studien.

„Das wäre allerdings schlimm, wenn es schon so weit gekommen wäre, daß Waldemar sich herabläßt, mit dem Diener solche Dinge zu betreiben," sagte Holberg und schüttelte traurig den Kopf. „Ich kann's nicht glauben."

„Ach, lieber Holberg, wohin bringt eine solche Sirene mit solchen Augen nicht ein junges, zum erstenmal entflammtes Herz!" versetzte Raden seufzend. „Für mich sind es tempi passati, aber begreifen tue ich alles bei einer Frau wie Giulia."

Wirklich hatte auch der Prinz kaum sein Zimmer betreten, als der Diener erschien und mit geheimnisvoller Miene wieder einen Brief überreichte, sich natürlich wohl hütend, etwas von dem Zusammentreffen mit Raden zu erwähnen, da es ihn hätte darum bringen können, Mitwisser eines Geheimnisses zu sein, worauf er doch sehr stolz war. Waldemar fühlte sich stets innerlich gedemütigt, wenn er die Briefe aus der Hand des Dieners nehmen mußte, in der Aufregung aber, in der er sich jetzt befand, war es ihm peinlicher denn je, und er empfand es fast unmutig, daß Giulia schon wieder schrieb, ihn schon wieder den Vermutungen einer Bedientenseele aussetzte, nachdem sie doch vor wenigen Stunden zusammen gesprochen hatten. Rasch riß er das duftende Kuvert auf; der Brief enthielt folgendes:

„Geliebter meiner Seele, die Entscheidung naht schneller, als ich dachte, und deshalb muß ich gleich schreiben, obwohl ich noch umfangen bin vom Zauber Deiner Gegenwart. Ich

weiß nicht, ob der Herzog doch Verdacht geschöpft hatte wegen meines Morgenausgangs, aber kaum war ich zurück, so trat er bei mir ein mit jenem Ausdruck eisiger Ruhe, den er annimmt, wenn er besonders aufgeregt ist und einen unwiderruflichen Vorsatz gefaßt hat. Ich kenne diesen Ausdruck, und sobald ich ihn sehe, regt sich in mir schon der Geist des Widerspruchs, denn ich will mich keiner despotischen Gewalt unterwerfen. Jetzt erklärte er mir, er finde mich seit einiger Zeit so aufgeregt, schlecht aussehend, befürchte eine Krankheit und habe deshalb aus zärtlicher Fürsorge beschlossen, mich auf einige Zeit nach Sizilien zu meiner Schwester zu führen, die bei Palermo auf einer herrlichen Villa mit einer zahlreichen Familie wohnt. Das werde mir gut tun, sagte er, die Luftveränderung und der Familienkreis. Ich erwiderte, ich bedürfe das nicht, ich fühle mich vollkommen wohl und ich wünsche zu bleiben. Nein, sagte er, es sei schon alles vorbereitet, er habe bereits an meine Schwester geschrieben und uns angemeldet, den Dienern schon alle Befehle gegeben, er lasse mir den folgenden Tag, um meine Anordnungen zu machen, um Marietta packen zu lassen, und übermorgen früh würden wir abreisen; unwiderruflich, setzte er hinzu, mit einem Blick, der zaghaftere Naturen als mich mit Schrecken erfüllen müßte; er sei verantwortlich für mein leibliches und geistiges Wohl, und für gewisse moralische Krankheiten gebe es kein sichereres Mittel als Entfernung, Wechsel der Szenerie und der Umgebung. Mit milderem Ton sagte er dann noch, mein Bestes sei seine teuerste Sorge und ihm ebenso teuer wie seine Ehre. Mit diesem sehr betonten Wort, dessen versteckte Bedeutung nicht zu verkennen war, verließ er mich. Ich schwieg stolz und verächtlich. Sein Entschluß ist unwiderruflich, der meine auch; der Krieg ist zwischen uns erklärt, wir wollen sehen, wer Sieger bleibt. Jetzt hoffe ich auf Dich, Geliebter, Du hältst mir Wort. Übermorgen früh will mich der Herzog fortführen, morgen abend entfliehen wir. Du führst mich in irgendeinen glückseligen Schlupfwinkel, wo wir die Welt vergessen im überschwenglichen Glück. Ich be-

reite alles hier vor; morgen abend ist das große Fest bei den Colonna.

Der Herzog hat fest versprochen, dort zu sein. Im letzten Augenblick erkläre ich wegen starken Kopfwehs nicht mitzukönnen, da ich am andern Morgen reisen solle, denn ich bin scheinbar in seinen Plan ergeben. Du mußt auch dort sein, damit Deine Abwesenheit keinen Verdacht erregt. Unbemerkt verschwindest Du von dort und lenkst mit einem Wagen in die kleine dunkle Seitengasse neben meinem Palast, um Mitternacht, wenn die Dienerschaft zum größten Teil schon schläft. Dort finde ich Dich. Der Herzog wird mich schlafend wähnen, wenn er zurückkommt, und mein Zimmer nicht mehr betreten, und wenn er mich am Morgen sucht, sind wir weit. Wegen Deiner Begleiter haben wir ja schon alles besprochen und so bleibt nichts übrig, als uns dem Schutze des Gottes zu empfehlen, der Liebende zusammenführt und beschützt, denn legitim ist nur die Liebe, und was sie tut, ist wohlgetan. Ich bin voll frohen Mutes, es wird gelingen, und mein Herz eilt schon auf Flügeln der Hoffnung der Seligkeit entgegen, Dein zu sein auf ewig.

Giulia."

Waldemar ließ das Blatt fallen, sank in einen Sessel und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Was in seinem Herzen vorging, grenzte an Verzweiflung und war gewiß weit von dem, was die Herzogin nach Empfang ihres Briefes von ihm erwarten durfte, denn sie ahnte nicht, daß nur in ihrer Gegenwart ihre Zauber allmächtig waren, daß aber fern von ihr alles, was gegen sie stritt, hervortrat, nun noch vermehrt durch die Nachricht von der Erkrankung der Mutter. Endlich ging ihm eine Möglichkeit auf, alles zu vereinen, denn der Herzogin sein Wort nicht zu halten, schien ihm unmöglich. Um mit raschem Entschluß sein Gemüt zu beruhigen und die zum Handeln nötige Kraft zu gewinnen, schrieb er einen Brief an Holberg, den er zurücklassen wollte, der seine Flucht erklären und dessen und Radens Verfahren bestimmen sollte. Er

wollte mit Giulia in einen kleinen Ort im Venetianischen, nahe der Grenze, flüchten und dort der Nachrichten aus der Heimat harren; die beiden Herren sollten ebenfalls gleich von Rom aufbrechen, hier die Nachricht verbreiten, der Prinz habe eilig in die Heimat zurückgemußt, und voraneilen, um die Eltern auf das Geschehene vorzubereiten und milde zu stimmen. Er beschwor den Lehrer, ihm nicht zu zürnen, berief sich auf die Allgewalt der Liebe und schilderte die Leiden der Ehe Giulias und ihre unbesiegbare Liebe zu ihm mit so glühenden Farben, daß er hoffte, des Professors Herz dadurch zu rühren, ja, er fügte hinzu, daß er bereit sei, um Giulias willen seinen Ansprüchen auf den Thron zu entsagen, wenn sie sich nicht mit dieser Liebe vereinen ließen. Er schrieb lange Zeit an diesem Brief und fühlte sich danach etwas ruhiger, wie es immer zu gehen pflegt, wenn in verwickelten Lagen endlich ein Entschluß gefaßt ist. Er dachte dann nur daran, die nötigen Vorbereitungen im geheimen zu treffen, wobei allerdings der Diener wieder der Vertraute sein mußte, und dann zwang er sich, mit seinen Begleitern so unbefangen als möglich den Rest des Tages hinzubringen, die seine ernste Stimmung diesmal in vollem Vertrauen für eine Folge der Nachrichten aus der Heimat nahmen. So kam der Tag der Entscheidung. Waldemar hatte alle Vorbereitungen mit Hilfe des Dieners getroffen und begab sich am Abend anscheinend ruhig, aber innerlich in tiefer Erregung, mit den Begleitern zu dem Fest der Fürstin Colonna.

Die herrlichen Räume des Palastes waren von einem Lichtmeer erhellt, und durch die Fenstertüren des letzten großen, zweiundachtzig Meter langen Saales, zu denen man einige Stufen hinaufsteigt, sah man in den von bunten Lampen magisch erleuchteten Garten, wohin man auf Brücken, die über die Straße gehen, gelangt. Die ganze vornehme, elegante, gebildete Gesellschaft Roms bewegte sich in den glänzenden Gemächern und bildete mit ihnen einen Anblick von solcher Pracht und Schönheit, daß jedes unbefangene Gemüt sich daran hätte erfreuen müssen. Aber Waldemar hatte in seiner

Aufregung keinen Sinn für die poetische Pracht des Festes; seine Augen suchten unruhig nach der einen, deren Schicksal sich in dieser Nacht noch mit dem seinen in folgenschwerem Bund vereinen sollte, denn er besorgte, daß sie ihren Plan, vom Fest fernzubleiben, nicht habe ausführen können. Mit einer nicht zu sagenden Mischung von Widerwillen, innerem Vorwurf und voll Beschämung sah er sich daher plötzlich dem Herzog gegenüber, der mit einem an ihm ganz ungewöhnlichen Lächeln auf ihn zukam und ihn auf das höflichste begrüßte. „Es freut mich, Hoheit, Sie hier zu finden," sagte der Herzog; „so kann ich mich hier von Ihnen verabschieden; wir reisen morgen nach Sizilien; Donna Giulia bedarf der Erholung, wir gehen zu ihrer Schwester für einige Zeit."

„Die Herzogin ist hier heute abend?" brachte der Prinz mühsam hervor, nicht fähig, dem Sturm in seinem Innern zu gebieten.

Um die Lippen des Herzogs spielte ein ironisches Zucken, doch versetzte er mit völliger Ruhe: „Nein, sie wurde durch heftiges Kopfweh verhindert, zu kommen, und wird es sehr bedauern, Ihnen, Prinz, nicht Lebewohl gesagt zu haben; ich hoffe aber, wir finden Sie bei unserer Rückkehr noch hier."

In dem Augenblick trat der Kardinal auf die beiden zu und nachdem er den Prinzen begrüßt hatte, sagte er, zum Herzog gewendet: „Aber, lieber Herzog, wo ist Donna Giulia? Trotz aller Lichter hier scheint es dunkel, wenn die Sterne ihrer Augen fehlen."

„Giulia hat recht; sie sagt immer, daß Eminenz ein Dichter sind," versetzte der Herzog lächelnd; „sie war leidend heute abend und da wir morgen früh reisen, wollte sie sich ausruhen."

Es entstand eine Bewegung unter den Gästen, und aller Augen richteten sich nach der Estrade im Grunde des Saales, von der aus man in den Garten gelangt und auf der eben eine zarte Erscheinung in weißem Gewand allein hervortrat.

„Ah, sieh da, unsere Improvisatrice!" rief der Kardinal; „es kann ja kein Fest mehr in Rom sein, wo das holde Ge-

schöpf fehlt. Man trägt sie förmlich auf den Händen. Ich sehe es noch kommen, daß wir sie auf dem Kapitol werden krönen müssen wie Corilla Olympica im vorigen Jahrhundert, obgleich sie zu mädchenhaft zart und schüchtern für öffentliche Ehren ist."

„Ich will ihr heute ein Thema geben," sagte der Herzog; „man gibt ihr immer nur so weichliche Gefühlssachen: heute soll sie mal zeigen, ob sie größere tragische Themen zu behandeln versteht."

Raden kam eben, um den Prinzen von seiten der Hausherrin auf den Ehrenplatz in der vordersten Reihe zu holen; den beiden anderen Herren wurden gleichfalls dort Ehrenplätze angewiesen. Waldemar konnte nicht umhin, rasch zu Rosa hinzutreten und sie zu begrüßen. Sie erwiderte den Gruß nur mit einer Neigung des Hauptes.

„Sind Sie krank, liebe Freundin? Sie sind so bleich!" sagte er besorgt. Sie sah in der Tat geisterhaft bleich aus.

„Nein," sagte sie leise, „ich bin nicht krank, aber —" dabei erhob sie den gesenkten Blick zu ihm und dieser Blick traf ihn wie ein brennender Schmerz im Herzen. Doch sie konnte nichts hinzufügen, denn der Herzog trat auf sie zu und sagte, sich vor ihr verneigend: „Sie erlauben mir, Madamigella, Ihnen heute das Thema zu geben; unsere gütige Wirtin hat mich autorisiert, es zu tun."

Rosa verneigte sich stumm.

„Ich gebe Ihnen als Thema: die Erinnyen. Diese, die Ihnen nie werden nahen können, werden uns durch die Allmacht Ihrer Phantasie hier erscheinen und alle schuldbewußten Herzen in Schrecken versetzen."

„Ah, Sie werden es hoffentlich nicht zu grauenvoll machen, holde Muse," sagte die Fürstin Colonna, die eben herzutrat, lächelnd; „wenn auch keine schuldbewußten Herzen hier sind, wie ich hoffe, so möchten die unheimlichen Gäste doch den Scherz und die Freude vertreiben, die nach meinem Wunsch hier herrschen sollen. Herzog, Herzog, warum wollen Sie

uns so erschrecken? Möchten Sie nicht noch wechseln und ein lieblicheres Thema wählen?"

„Nein, ich bestehe darauf," versetzte der Herzog, „ich möchte das Talent der Dichterin gerade in dieser Probe sehen. Sie nehmen mein Thema an, Madamigella?" fragte er Rosa.

„Ja, ich bin bereit," erwiderte diese, und ihre sonst so sanften Augen hatten einen dunklen Glanz; „ich bitte um einen Augenblick Nachdenken."

Die Fürstin lud die Herren ein, zu ihren Sitzen zurückzukehren, und Rosa stand einige Augenblicke in sich versunken; dann richtete sie sich empor; noch tieferer Ernst wie gewöhnlich lag auf ihrem Angesicht. „Sie sieht aus wie der Erzengel Michael, der kommt, Gericht zu halten, es fehlt ihr nur das Schwert," flüsterte Raden dem Prinzen zu, hinter dessen Stuhl er stand; er hatte die Aufgabe des Herzogs gehört. Rosa begann:

### Die Erinnyen.

Immer noch schreiten
Zur Nachtzeit
Jene Dunkelen
Über die Erde,
Die ein ehernes Fatum
An die Taten sterblicher Menschen
Mit rächender Vollmacht gebunden.
Aber nicht Schlangenhaar schüttelnd,
Furchtbares Grausen erregend,
Wie sie des Muttermörders
Blutige Spur einst verfolgten,
Nahen sie mehr.
Traurig gesenkten Hauptes,
In graue Schleier gehüllt,
Gleitet lautlos ihr Fuß
Über die nächtige Welt.
Während droben im Äther
In heiterer Klarheit
Ewige Sterne
Freundlich schimmernd glänzen
Gleich den seligen Göttern
Unbekümmert

Um das tränenvolle
Leid der Erdgebornen.
Auch die Menschen,
Die müden,
Hören die Wandelnden nicht;
Nur im Schlaf scheint es ihnen
Wie ein klagendes Rauschen,
Als wenn der Nachtwind
Durch Pinienzweige hindurchfährt.
Aber dem Wissenden,
Der in den Nächten
Einsamen Grames
Mit Geistern verkehren gelernt hat,
Ihm ertönen deutlich vernehmbar
Die klagenden Weisen,
Die jene singen;
Mischen sich traurig
Mit Seufzern der Wehmut,
Die aus dem Herzen
Selber ihm dringen:
„Wehe," so singen sie,
„Weh den Betörten,
Die götterentfremdet
In dem Vergänglichen
Ängstlich sich mühn,
Von der wahrhaftigen
Ewigen Liebe
Tollkühn sich wenden,
Um im Taumel der Sinne,
Oder in weichlichen,
Unklaren Träumen
Schatten zu haschen.
Wehe dem Dasein,
Wo die heimlichen Tränen
Verwundeter Neigung
Ungesehn fließen;
Wo heilige Opfer
Vergeblich sich bringen
Und wo am Kreuze,
Nicht nur auf Golgatha,
Großmüt'ge Herzen
Langsam verbluten;
Wo an eherner Kette
Tat und Folge sich halten

Und aus schuldigem Tun
Schuldige Frucht sich erzeugt.
Wehe, wehe der Welt!
Götter starben
Vergeblich für sie,
Ohnmächtig, sie zu erlösen;
Tempel, von der Begeistrung erschaffen,
Stürzten in Trümmer;
Über zerstörte Ideale
Schritt die Zeit
Achtlos hinweg.
Rettung gibt's nimmer,
Denn der furchtbare Gott,
Der sich hier kund gibt,
Knüpft an seine Erscheinung
Ewig die Schuld.
Wir aber, wir müssen es
Traurig vollenden,
Und die Qual, die das Herz nagt,
Ist unser Werk."

Sie sangen's!
Fern und ferner
Verhallte das Lied,
Verschwebten die Schatten.
Doch oben glänzten
Immer noch Sterne
In heiterer Klarheit.
Mir aber rannen
Vom Auge die Tränen
Endlosen Erbarmens,
Wenn auch der, dem über der Menge
Göttern ähnlich zu thronen bestimmt ward
Und statt vergänglichem Kranz
Erhabner Taten Strahlenkrone zu tragen —
Wenn auch der, unterliegend irdischer Schwäche,
Euch, den dunkelen rächenden Schwestern
Schuldig verfiel.

Die Gesellschaft war unheimlich berührt von dem düstern Gesang, und der Beifall, den man der Dichterin spendete, war mehr ein Tribut für den Ruhm, den sie sich bereits erworben, als eine Bewunderung des eben Gehörten, und kühler denn sonst.

„Sehr gut, sehr gut," sagte der Herzog und schritt auf Rosa zu, ihr seine Anerkennung auszusprechen. Diese aber war so geisterhaft bleich geworden, daß Raden erschrocken rief: „Mein Gott, das arme Kind wird ohnmächtig werden!" und vorwärtssprang, um sie zu stützen. Auch die Fürstin Colonna war aufgesprungen und eilte auf die Estrade, aber allen zuvor erschien Waldemar neben Rosa und indem er zu den übrigen sagte: „Ich bin überzeugt, sie muß in die frische Luft hinaus, da wird sie sich erholen!" wendete er sich zu der Colonna und fügte hinzu: „Sie erlauben, Fürstin." Er bot Rosa den Arm, den diese annahm, und führte sie über die Brücke in den gegenüberliegenden, von bunten Lampen magisch erleuchteten Garten.

„Sie fühlen sich besser in der frischen Nachtluft, Rosa, nicht wahr?" sagte er. „Ich muß Sie sprechen," fuhr er fort, „Sie haben nichts dagegen, daß wir uns in einen der dunkleren Gänge des Gartens begeben, wo wir ungestört reden können?"

„Nein, auch ich wünschte Sie zu sprechen," sagte sie leise und ihr Arm bebte auf dem seinigen.

In einem wenig erleuchteten Laubgang hinter einem Lorbeergebüsch fand sich eine Steinbank, die, ganz im Dunkel, die darauf Sitzenden den Blicken der Vorübergehenden entzog. Dicht daneben rauschte ein Brunnen in ein marmornes Becken, dessen Rand von Veilchen eingefaßt war, die einen bezaubernden Duft in die Nacht hinaussandten.

„Hier lassen Sie uns niedersitzen, Rosa," sagte der Prinz; „doch Sie sind leicht gekleidet und drinnen war es warm, wird Ihnen die Kühle nicht schaden?"

„Nein, nein, sie tut mir gut," erwiderte sie, obgleich ein leichter Schauder durch den dünnen Stoff des Kleides ihre Gestalt überflog; sie ließ sich auf der Steinbank nieder und Waldemar setzte sich neben sie und langsam, mit einer Stimme, in der eine leidenschaftliche Erregung zitterte, sagte er:

„Rosa, Sie sind mir wert; Sie müssen es wissen, ich achte Sie hoch und an Ihrer Meinung ist mir gelegen. Ich müßte

lügen, wenn ich leugnen wollte, daß ich in Ihren letzten Improvisationen eine Anspielung auf mich fühlte, freilich nur mir verständlich, aber mir auch deutlich genug. Diesen Abend waren Sie sogar drohend, Sie weissagten Reue und sahen mich dem Arm der Rachegöttinnen verfallen. Wie kommen Sie zu diesen Befürchtungen? Was meinen Sie damit? Ich verlange Offenheit, wenn ich mich nicht gekränkt fühlen soll."

Statt der Antwort legte Rosa etwas in seine Hand, das er nicht gleich unterschied, aber bei dem schwachen Schimmer, der von den Lampen durch das Gebüsch drang, erkannte er, daß es ein verwelkter Veilchenstrauß war. Erstaunt betrachtete er diesen einen Moment lang, ohne zu wissen, was das bedeute; dann aber blitzte es in seinem Geist auf und betroffen sagte er: „Gott, wär's möglich? Jene Beterin in der Morgenfrühe in San Giovanni e Paolo — Rosa, Sie?" Er konnte nicht vollenden.

„War ich," sagte sie leise.

„Und Sie erkannten mich?" fragte er angstvoll.

„Sie und die — die Sie dort trafen," fuhr sie leise fort; „ich weiß alles, weiß, daß Sie am Rande eines Abgrundes stehen, daß Sie zum Verräter an Ihren Idealen werden wollen, daß Sie, anstatt Ihrem Volke vorzuleuchten als ein Beispiel hoher männlicher Tugend, ihm den Weg zeigen zum freien Spiel der Willkür und der Leidenschaft, die, über alles Gesetz und jede Schranke hinwegschreitend, nur tut, was ihr gefällt."

„Rosa," fuhr er auf, „Mädchen, wie können Sie so sprechen? Was wissen Sie von der Welt, was von der Macht der Gefühle, die ebenso heilig sind, ja vielleicht heiliger als die geschriebenen Gesetze einer verderbten Gesellschaft!"

„So dachten Sie früher nicht," fiel sie ihm ins Wort und obwohl sie leiser sprach, wurde ihre Stimme immer fester; „hier ist nicht die Rede von eitler, konventioneller Regel, nach der gewöhnliche Menschen handeln; hier ist die Rede von einem Ideal, dem ein hoher, ein auserwählter Mensch nachstrebt, und das war für Sie: makellos, vorwurfsfrei auf einen

Thron zu steigen und der Menschheit ein Vorbild reinster Größe zu sein, ein Held, nicht auf blutigen Schlachtfeldern, sondern im Kampf mit den Dämonen, die in der eigenen Brust den Halbgott zu zerstören trachten, der zu sein Sie berufen waren. Sie mußten siegen! Sie retteten sich und auch — jene andere!"

„Rosa, spricht nicht aus Ihnen Eifersucht?" sagte er gereizt.

Rosa zuckte zusammen und schwieg eine Minute lang, dann aber sagte sie voll Würde: „Wäre das so, dann hätten Sie ein Recht, mich zu verachten; aber weil dem nicht so ist, darf ich sagen, was ich jetzt bekennen werde. Ja, vom ersten Augenblick an, wo ich Sie sah, hat Ihnen mein Herz einen heiligen Kultus gewidmet; ich sah mein Ideal in Ihnen verkörpert, und erst als der Schmerz der Entsagung mir mit der Erkenntnis der Wirklichkeit klar wurde, verstand ich, daß das, was mein Herz fühlte, die Liebe sei."

„Rosa," rief der Prinz erschüttert und wollte sie umfassen.

Sie wehrte ihm sanft und fuhr fort: „Nein, nicht so! Wir sehen uns heute zum letztenmal. Nach dem, was ich gesagt habe, darf ich Sie nicht wieder sehen. Aber um so mehr darf ich als Schutzgeist Sie umschweben, darf ich in Ihrem Leben sein, was Sie „himmelan" führt und vor den „Erinnyen" bewahrt. Lassen Sie mir das Glück, lassen Sie mich glauben, daß, wenn einst tausende segnend zu Ihnen als dem Vorbild aller Tugenden aufsehen, ein Teil dieses Segens auch im stillen auf mein Haupt zurückfällt." Sie schwieg, von innerer Bewegung überwältigt.

Waldemar aber rief: „Ach, Rosa, Sie zerreißen mir das Herz! Ich fühle es, ich weiß es: Sie haben recht: ich hätte widerstehen, hätte dem Zauber, der meine Sinne gefangennahm, Einhalt tun müssen, ich war es meinen Idealen, ich war es den tausenden schuldig, die dereinst von mir ein Beispiel fordern, aber — jetzt bin ich den Erinnyen verfallen, ich kann nicht mehr zurück — in einer Stunde muß ich fort mit ihr, die mir alles opfert — sie jetzt verlassen, hieße auch einen Treubruch begehen, hieße ein Herz brechen, das sich mir er-

geben, es zurückstoßen in entwürdigende Verhältnisse, es vielleicht einer grausamen Rache preisgeben — hieße mein Wort brechen. Meine Ehre fordert, daß ich es halte . . ."

„Nein, nein, das ist ein falscher Begriff," fiel ihm Rosa ins Wort; „ich bin jung und kenne die Welt noch wenig, aber mein Herz sagt es mir: es ist ein Wahn, die größere Schuld auf sich nehmen, um eine kleinere von sich abzuwenden. O, lassen Sie mich in diesem letzten heiligen Augenblick die eitle Konvenienz der Welt von mir werfen: Waldemar . . . hören Sie das Wort eines Wesens, das der Schmerz zur Seherin gemacht hat, der plötzlich alles klar ist: Nein, Sie retten auch jene Frau, wenn Sie ihr entsagen. Sie ist eine Verlorene in der Welt, der sie angehört, wenn sie mit Ihnen flieht und vielleicht wird dann die Rache eines beleidigten Gatten sie ereilen. Kann sie um Ihretwillen, um Sie Ihrer hohen Bestimmung zu erhalten, ihrer egoistischen Liebe nicht entsagen, dann ist sie Ihrer nicht wert und Sie dürfen sie ohne Vorwurf verlassen. Ist sie aber ein echtes, großes Frauenherz, so wird sie auch in der letzten Stunde umkehren, sobald sie einsieht, um was es sich handelt, und Sie freigeben. Sie behält die Achtung der Welt, die Achtung ihres Gatten und vor allem die Achtung vor sich selbst. Ist das nichts? Es ist viel."

„Für ein Herz, das glühend liebt?" sagte Waldemar zweifelnd.

„Ein Herz, das so liebt, ist zu egoistisch, um zu verbluten," sagte Rosa schmerzlich. „Jetzt gehen Sie, noch ist es Zeit, noch können Sie alles wenden. Wollen Sie es, Waldemar?" setzte sie mit tiefer Innigkeit hinzu. „Wählen Sie, o wählen Sie und — bleiben Sie Sieger."

„Rosa, wenn es noch möglich wäre — Sie sprechen wie mein besseres Selbst, — wie mein Schutzgeist. Teure, liebe Rosa, wäre ich nur Ihnen allein hier begegnet."

„Die Zeit drängt," fiel sie ihm ins Wort. „Waldemar, es ist die Stunde am Ölberg, die für jeden kommt; entscheiden Sie."

„Sie siegen, Rosa — ich will's versuchen, ob ich — sie bewegen kann, zu entsagen — sie wird mich der Schwäche zeihen — mich verachten."

„Besser das, als wenn Sie sich selbst verachten müßten," erwiderte Rosa; „und ist sie edel, so wird sie sich selbst besiegen und es verstehen. Aber Heil Ihnen, Prinz, daß Sie so entschieden; nun darf ich mein Ideal in Ihnen lieben für ewig, und nun — leben Sie wohl! . . . ." setzte sie mit brechender Stimme hinzu.

„Rosa, teures Wesen, ich sehe Sie wieder," rief Waldemar und ergriff ihre Hand.

„Nein, nein," hauchte sie kaum hörbar und entzog ihm sanft die Hand; „morgen bin ich fern von hier, eilen Sie."

Waldemar wollte schmerzergriffen noch einmal sich ihr nähern; sie wehrte ihm mit der Hand, ohne reden zu können, und er verließ sie und den Palast, ohne von jemandem bemerkt zu werden.

Als sie allein war, sank Rosa nieder auf die Bank und griff mit der Hand nach dem Herzen, das in heftigen Zuckungen schmerzvoll erbebte. Wie groß die Anstrengung gewesen war, ihre Kraft zusammenzuhalten während der vorhergehenden Augenblicke, jetzt war diese zu Ende. Ein vernichtender Schmerz überflutete ihre Seele, denn so hoch es sie beglückte, daß er den Willen hatte, das Verhängnis abzuwenden, so beschlich sie doch der grausame Zweifel, ob er die Kraft haben würde, zu widerstehen, wenn die Herzogin, wie sie vermutete, nicht ablassen würde von ihrem Sinn. Sie achtete der feuchten Nachtluft nicht, die durch die leichte Kleidung erkältend auf sie eindrang, sie hatte den Ort vergessen, wo sie sich befand, und die Zeit, die verstrich; die Dunkelheit und die Einsamkeit, die sie umfingen, waren ihr willkommen; in ihrem Leben war es auch dunkel geworden und eine ewige Nacht schien sich über die Welt gebreitet zu haben. Plötzlich fuhr sie empor, denn es schlugen Stimmen an ihr Ohr und dicht vor ihr, nur durch das Lorbeergebüsch getrennt, hielten zwei Personen, wie sie nach den Stimmen vermuten mußte,

still. Sie vernahm Waldemars Namen und das machte sie aufhorchen, und bald war der Inhalt des Gespräches, das zwar halblaut geführt wurde, ihr aber ganz vernehmlich war, derart, daß sie den Atem anhielt und keine Bewegung machte, um ihre Gegenwart nicht zu verraten.

„Ist's möglich, so weit war es gekommen, sie wollte mit ihm fliehen?" sagte die eine Stimme, in der Rosa die des Kardinals erkannte; „aber sind Sie auch recht berichtet, Herzog? Und wie erfuhren Sie es?"

„Ich hatte längst die wachsende Leidenschaft Giulias für den jungen Prinzen bemerkt, die ja auch Ihnen, Eminentissimo, nicht ganz entgangen war, wie Sie mir mitteilten," versetzte der Herzog; „natürlich beobachtete ich in der Stille, führte sie nach Perugia, weil ich dachte, die Entfernung werde helfen; aber sie verließ Perugia vor mir, wohl in der Hoffnung, hier mit dem Prinzen allein zu sein. Ich folgte ihr auf dem Fuß und fand abends bei meiner Ankunft, daß der junge Mann bei ihr war und lange blieb. Nachher ging ich zu ihr und an ihrer Aufregung, der Entrüstung, mit der sie mich behandelte und mich verließ, sah ich, daß ich zu energischen Mitteln greifen müsse, um das Äußerste zu verhüten. Ich wußte, daß sie völliges Vertrauen in ihr Kammermädchen setzte, daß diese aber ein leichtfertiges Kind sei und bestechlich, auch daß sie einen Liebhaber habe und gern heiraten möchte. Nun, die gewann ich, obwohl sie erst nichts davon wissen wollte, ihrer Herrin untreu zu werden. Als ich ihr aber eine reichliche Aussteuer und ihrem Geliebten eine gute Anstellung auf meinen Gütern verhieß, ging sie zu mir über und berichtete mir treulich, was vorging. So erfuhr ich, daß Briefe gewechselt wurden, und endlich, daß eine Zusammenkunft stattfand am frühen Morgen in einer einsamen Kirche, wo die Möglichkeit einer gemeinsamen Flucht verabredet wurde; jetzt durfte ich nicht länger zögern; ich bereitete alles zur Reise nach Sizilien vor und ging, ihr dies in schonender Weise, ihre Gesundheit als Vorwand nehmend, anzukündigen. Sie protestierte anfangs, schien aber dann einzuwilligen. Doch

erhielt ich Nachricht durch die Zofe, daß ein Brief eilig an den Prinzen abgeschickt sei und daß der Fluchtplan diese Nacht zur Ausführung kommen solle. Natürlich habe ich rasch meine Maßregeln getroffen. Wenn die Herzogin zur bestimmten Stunde den Palast verlassen will, hoffend, dies unbemerkt durch eine Hintertür aus ihren Gemächern und eine Seitentreppe, die in die enge Gasse neben dem Palast führt, tun zu können, so findet sie jeden Ausgang verschlossen und zwar so, daß keine Möglichkeit ist, zu öffnen. Hilfe herbeizurufen, wird sie kaum wagen, da dies die Sache öffentlich machen würde; doch sollte sie es versuchen, so ist auch dafür gesorgt. Morgen in der Früh komme ich, sie in den Wagen zu führen, der uns fortbringt nach Neapel und von da geht's aufs Schiff. Ich weiß, welche Ausbrüche der Leidenschaft, ja des Hasses mich erwarten; ich muß das über mich ergehen lassen; aber ich kenne Giulia; sie ist eine heftige, leidenschaftliche, aber auch eine stolze Natur und wenn sie erst unter dem Einfluß der Schwester und der Freunde eine Zeitlang lebt, wird sie es mir danken, ihren Ruf vor der Welt gewahrt zu haben, und daß sie als Herzogin von Santomara wieder ein erster Stern der Gesellschaft sein kann, anstatt als Mätresse eines jungen Prinzen, bald von diesem verlassen und von der Welt ausgestoßen zu sein."

„Schön, schön," sagte der Kardinal, „das ist schon alles gut eingerichtet, aber was machen Sie mit dem Prinzen?"

„Nun, eine kleine Lektion kann dem jungen Herrn nichts schaden," erwiderte der Herzog mit einem kurzen, spöttischen Auflachen; „wenn er mit dem Wagen kommt, wie ihm befohlen ist, so findet er niemanden und kann eine kleine Nachtwache im Wagen halten; sollte er aber irgendeinen gewaltsamen Versuch machen, so sind ein paar handfeste Leute in der Nähe, die, ohne zu wissen, wer er ist, ihm ein kleines Gedenkzeichen geben werden, natürlich leicht heilbar, so daß das Muttersöhnchen in Frieden zu seinem deutschen Hof zurückkehren kann, mit dem Vorsatz, künftig unsere schönen Frauen in Ruhe zu lassen."

„Hm! Das Ganze kann dann als ein nächtliches Straßenabenteuer angesehen werden, für das niemand verantwortlich ist," sagte der Kardinal.

„Natürlich, und die deutschen Herren werden die ersten sein, die sich bemühen werden, nichts davon verlauten zu lassen. Aber ich habe Eminenz jetzt schon zu lange hier draußen aufgehalten; ich suchte nur den einsamen Ort, um unbelauscht sprechen zu können. Ich eile jetzt nach Hause, alles zu überwachen und bitte nur, daß Sie, als mein altbewährter Freund, in der Gesellschaft die Notwendigkeit unserer plötzlichen Reise um Giulias Gesundheit willen vertreten, damit keine andere Vermutung aufkommen könne."

Als die beiden sich entfernt hatten, sprang Rosa auf. Eine tödliche Angst vor der ihm drohenden Gefahr verdrängte jeden Gedanken an sich selbst und sie fühlte nur eines: sie mußte hin, ihn warnen, retten oder sein Schicksal teilen. Sie achtete des Schauders nicht, der ihren zarten Körper durchrieselte und eilte geflügelten Schrittes durch den Garten in den Palast zurück. Auf der Brücke, die in diesen führt, stieß sie auf Raden.

„Ah, gut, daß ich Sie finde, Signorina!" rief Raden. „Wissen Sie, wo der Prinz ist? Ich sah Sie vorhin mit ihm in den Garten gehen; nun such ich ihn und kann ihn nicht finden!"

„Fort ist er! Eilen Sie nach Haus; wenn er noch dort ist, lassen Sie ihn nicht weg oder bleiben Sie bei ihm, ihm droht Gefahr," flüsterte Rosa und wollte vorübereilen.

„Um Gottes willen, was sagen Sie? Was ist geschehen?" fragte Raden erschreckt und ergriff ihre Hand, sie aufzuhalten. „Wo ist er hin? Wo eilen Sie hin?"

„Ach, rasch, rasch, auch ich eile ihm nach, ihn zu warnen, und lief fort.

„Was bedeutet das?" sagte Raden zu sich selbst und sah ihr einen Augenblick betroffen nach.

„Hat die Liebe diesem Kind den Kopf verdreht oder droht

wirklich dem Prinzen ein Unheil? Aber wie? Woher? Wie weiß sie es? Jedenfalls will ich ihr folgen und nach Hause eilen. Der Professor ist schon zurück, um zu sehen, ob Nachrichten aus der Heimat da sind. Das wollt' ich Waldemar gerade sagen."

Rosa eilte indes raschen Schrittes durch die Säle dem Ausgang zu, ohne nur an ihre Begleiterin zu denken, die sich am Büfett bei Süßigkeiten und Gefrorenem gütlich tat. Mehrere der jungen Kavaliere, die Rosa immer huldigend umschwärmten, wollten sich ihr nahen, ihr Erfrischungen anzubieten oder Schmeicheleien zu sagen; sie flog aber an ihnen vorüber, ohne auf sie zu achten und verschwand im Vorzimmer. Mit spöttischem Lächeln sagte einer von ihnen, als mehrere ihre Verwunderung über dies Benehmen äußerten: „Nun, die kleine Diva wird wohl eine aufregende Szene mit ihrem Anbeter, dem deutschen Prinzen, gehabt haben; ich sah sie vorhin an seinem Arm in den Zaubergärten der Armida draußen verschwinden. Wer weiß, was sich da begeben hat?" Die Bemerkung erregte allgemeine Heiterkeit; und froh, eine Bresche in der keuschen Zurückhaltung der jungen Dichterin zu ahnen, verlor sich die Gruppe der jungen Kavaliere wieder unter der übrigen Gesellschaft.

Rosa indessen ergriff aufs Geratewohl einen dunklen Mantel aus den im Vorsaal befindlichen Kleidungsstücken der Gäste, warf ihn um und eilte hinaus in die Nacht durch die schlecht erleuchteten Straßen, ohne zu bedenken, was für Widerwärtigkeiten ihr begegnen könnten, ohne der feuchten Kälte zu achten, die ihren Körper bereits ergriffen hatte. Nur ein Gedanke beherrschte sie: den Prinzen zu finden, ihm zu sagen, wie sein Vorhaben scheitern müsse an den Veranstaltungen des Herzogs und ihn zu retten vor einem Angriff, der leicht gefährlich werden konnte, selbst wenn dies nicht die Absicht des Herzogs war. Sie schritt, so rasch sie konnte, dem Palast des letzteren zu, denn dort mußte sie den Prinzen jedenfalls finden, da es ganz nahe an Mitternacht war und er vorher einen Versuch hatte machen wollen, die Herzogin zu

sprechen, um sie zu bewegen, vom äußersten Schritt zurückzutreten. Atemlos und mit heftig pochendem Herzen nach dem raschen Lauf kam sie bei dem Palast an, der anscheinend in tiefer Stille und nächtlicher Ruhe dalag. Kein menschliches Wesen war bei diesem zu sehen. Rosa betrat die enge Nebengasse, in der absolute Finsternis herrschte. Auch hier war alles tiefe Stille, aber dessenungeachtet und trotz der Finsternis, die sie umgab, war es Rosa, als spüre sie die Nähe eines menschlichen Wesens und es überkam sie ein schauderndes Gefühl der Furcht. Fast wäre sie zurückgeeilt, um dem unheimlichen Ort zu entfliehen, aber der Gedanke an Waldemar ließ sie beharren.

Sie machte noch einige Schritte vorwärts und plötzlich stieß sie an etwas, das an der Mauer des Palastes lehnte und offenbar eine menschliche Gestalt war. Es entfuhr ihr ein kleiner Ruf des Schreckens und in diesem Augenblick fragte eine gedämpfte Stimme: „Wer ist da?"

Trotz der verstellten Stimme durchzuckte es Rosa freudig und sie sagte ganz leise: „Waldemar?"

„Giulia — du bist es?" flüsterte der Prinz. „Ich suchte zu dir zu gelangen, ich mußte dich sprechen — wollte dir noch einmal alles vorstellen, was du wagst, was du aufs Spiel setzest — noch wäre es Zeit gewesen — noch könntest du ruhig bleiben, ohne daß jemand deinen Vorsatz geahnt hätte . . ."

Rosas Herz stürmte von überfließender Wonne, dies zu hören; denn es zeigte ihr, daß er seinem Worte hatte treu bleiben wollen und sie hielt an sich, ohne ihn zu unterbrechen. Er fuhr fort: „Die Diener wiesen mich ab mit der Weisung, du habest dich bereits niedergelegt und streng befohlen, niemanden vorzulassen. Ich forschte nach Marietta unter dem Vorwand, nach deinem Befinden fragen zu wollen; man sagte mir, sie sei in deinem Zimmer und man dürfe sie nicht rufen, um dich nicht zu stören. Ich konnte nicht mehr fordern, um keinen Verdacht zu erwecken; was blieb mir übrig, als hier zu warten, denn die Stunde ist da, wo mein Diener kommen und mir das Zeichen geben muß, daß der Wagen

in der nächsten Straße uns erwartet. Aber noch ist es Zeit, o Giulia, einem geträumten überschwenglichen Glück zu entsagen um der kalten, aber der höheren Pflicht willen. Du bleibst die anbetungswürdigste der Frauen, der höchsten Ehren wert; ich frevle nicht an meiner Bestimmung; uns bleibt für alle Zeit die Erinnerung an ein seliges, zu kurzes, aber vorwurfsloses Leben und darin der Lohn für das bittere Entsagen. Sprich, Giulia — entscheide — was in diesem Augenblick in mir vorgeht, du kannst es nicht ahnen — in deinen Händen ruht mein Geschick."

Alles dies war in Hast, flüsternd hervorgestoßen, mit einer Stimme, an deren Beben man die namenlose Erregung des Redenden erriet und hatte nur wenige Sekunden gedauert. Nun mußte auch Rosa ihr Schweigen eilig brechen, denn die Zeit drängte und ihre Angst erwachte mit doppelter Gewalt. Sie unterbrach ihn und flüsterte ebenfalls: „Nicht Giulia, Rosa ist es, die hier steht, die in diesem Augenblick im höchsten Leid das höchste Glück genießt, denn Sie wollen siegen. Doch jetzt schleunigst fort; ich eilte her, um Sie zu retten. Ihrem edlen Willen kommt alles zu Hilfe." Und nun erzählte sie mit fliegendem Atem, was sie gehört, wie die Herzogin verhindert wurde, zu kommen, wie ihm Enttäuschung in vergeblichem Warten, Gefahr bei irgendeinem kühnen Versuch drohe; sie beschwor ihn, schleunigst zurückzukehren, damit kein Beauftragter des Herzogs ihn hier finde. Waldemar war außer sich, sein Stolz empörte sich dagegen, Giulia hilflos zu lassen und so von dem Herzog überlistet zu sein und doch sah er ein, daß alles, was er wagen könne, die Sache nur öffentlich machen und die Herzogin bloßstellen würde. Der Gedanke, wie sie ihn beurteilen und daß sie ihn für treulos und verachtungswert halten würde, wenn sie glauben müßte, er habe ihr aus Feigheit nicht Wort gehalten, blitzte ebenfalls durch seinen Sinn. Aber kam nicht wirklich das Schicksal hier mit der rechten Entscheidung ihm zu Hilfe und würde nicht selbst ein so bitteres Verkennen dem Stolz der Herzogin helfen, die gekränkte Leidenschaft zu überwinden?

Denn was er immer instinktiv gefühlt hatte, jetzt wurde es ihm klar: Giulia liebte ihn mit der rasch auflodernden sinnlichen Glut des Südens und solche Glut kann erlöschen vor dem Stolz, vor dem beleidigten Selbstgefühl; aber die wahre, die selbstlose, die reine Liebe, sie stand jetzt neben ihm in Gestalt des jungen Mädchens, das in völligster Entsagung um seinetwillen alles wagte. Und wie sich diese Gedanken in ihm jagten, rief er mit überquellendem Gefühl: „Rosa, Rosa, mein teurer Schutzgeist, muß ich dir wieder folgen?" Und mit Ungestüm umschlang er sie und drückte sie an sein Herz. Sie ließ es diesmal geschehen und einen Augenblick ruhten seine Lippen fest auf den ihrigen in einem langen, innigen Kuß; jetzt durfte sie diese letzte heilige Wonne von ihm, dem Sieger, empfangen als ein Pfand für die Ewigkeit, die in dem Augenblick wie eine Lichtvision durch ihre Seele leuchtete.

Da erscholl ein kurzer Pfiff und Waldemar fuhr empor. „Das ist mein Diener," sagte er, „der mit dem Wagen da ist; komm, teure Rosa, ich kann dich hier nicht allein lassen, ich will dich geleiten; Gott sei mit der armen Giulia!"

Aber eilige Schritte nahten sich und Rosa flüsterte: „Nein, ich geh allein, nicht unter Menschen . . ."

„Friedrich, bist du es?" fragte Waldemar leise.

„Der Wagen ist bereit, Hoheit," sagte der Diener; „aber ich glaube, daß der Herr Baron gleich hier sein wird. Die Herren sind in größter Aufregung; der Herr Professor hat den für ihn zurückgelassenen Brief bereits gefunden und ich hörte den Herrn Baron sagen: ich eile zu dem Palast Santomara; hoffentlich ist es noch Zeit; der Prinz muß es wissen, daß der Brief da ist, der ihn auf der Stelle zurückruft an das Sterbebett der Mutter . . ."

„O Gott, das auch noch!" rief Waldemar schmerzvoll. „Ja, Rosa, doppelt und dreifach bist du mein Schutzgeist, daß du mich zurückhieltest, sonst hätte ich jetzt auch meine Sohnespflicht versäumt."

In dem Augenblick ertönten Schritte und Stimmen von der Seite der Straße her, wo der Wagen wartete.

„Das sind die Herren!“ sagte der Diener.

„Leb wohl, Rosa, leb wohl! Du wirst von mir hören; ich eile zu den Gefährten, damit hier im Palast nichts gehört werde. Glück und Segen über dich!“

Mit diesen Worten eilte der Prinz seinen Begleitern entgegen und der Diener folgte, indem er zu sich selbst sagte: „Er fängt gut an, mein junger Herr! Mit der einen wollte er fliehen, mit der anderen steht er hier in dunkler Nacht zusammen! Na, da hat der Herr Professor auch vergeb'ne Müh' gehabt! 's ist ja auch dummes Zeug! Warum sollte sich so ein Jüngster nicht vergnügen? Er hat ja Geld genug dazu!“

Rosa hörte die Tritte und Stimmen sich entfernen und darauf das Rollen eines Wagens und dann war wieder die tiefe Stille in der Finsternis wie vorher. Zu Tode erschöpft, wollte nun auch sie gehen und ihre Wohnung zu gewinnen suchen. Sie machte einige Schritte vorwärts, da fühlte sie sich plötzlich von einer starken Hand ergriffen und eine rauhe Stimme sagte: „Aha, da ist auch eine von der Bande, die im Dunkeln schleicht! Da, nimm das zum Andenken und versuchs nicht wieder, hier Böses auszuführen.“

In dem Augenblick drang eine kalte, schneidige Spitze in ihren Arm; ein furchtbarer Schmerz durchzuckte sie; mit einem kurzen Aufschrei sank sie zu Boden und die Sinne entschwanden ihr.

* * *

Der Morgen graute noch kaum, ein fahles Dämmerlicht verbreitete sich in den Straßen Roms, aber in den engen Gassen war es noch ganz finster. Da kam der junge Beppo, der Bruder Vittorias, als das erste lebende Wesen des Weges und umschlich den Palast. Die Marietta hatte ihm gesagt, sie würde in der ersten Morgenfrühe mit ihrer Gebieterin und dem Herzog Rom für einige Wochen verlassen

und er solle noch bei nächtlicher Weile herbeikommen, damit sie unbemerkt herausspringen und Abschied von ihm nehmen könne. Er betrat die dunkle Seitengasse, denn da war die Tür, an der Marietta zu erscheinen pflegte, um ihm am Fuße der Hintertreppe, die zu den Räumen der Dienerschaft führte, ihre kurzen Stelldichein zu geben. Kaum hatte er einige Schritte gemacht, so stieß sein Fuß an etwas auf dem Boden. Er bückte sich, es aufzuheben, fühlte mit Entsetzen, daß es ein menschlicher Körper war und wollte im ersten Augenblick entfliehen, um nicht etwa in eine schlimme Angelegenheit verwickelt zu werden. Aber er warf sich das alsbald als Unrecht vor — denn konnte hier nicht bloß ein Unfall gewesen und noch Hilfe möglich sein? Oder war es nicht auch Pflicht, ein Verbrechen, wenn ein solches vorlag, aufzudecken?

Er tastete an dem vor ihm liegenden Körper umher und es schien ihm, als seien es Frauenkleider, die er fasse; er griff nach der Seite des Herzens und fühlte dessen leises Schlagen. Nun besann er sich nicht lange; mit kräftigen Armen hob er den Körper empor und trug ihn nach vorn, wo inzwischen die Helle soweit vorgerückt war, daß er erkennen konnte, er halte ein Weib in den Armen. Vorsichtig legte er sie hier nieder und bemerkte an dunklen Flecken auf einem weißen Gewand, daß Blut vergossen worden sei. War es nun durch die Bewegung oder durch die frischere Luft in der offenen Straße angeregt: die anscheinend Leblose stieß einen tiefen Seufzer aus und machte eine Bewegung mit der Hand, und jetzt ließ die zunehmende Helle den Burschen auch die Gesichtszüge der vor ihm Liegenden, neben der er niedergekniet war, unterscheiden.

„Jesus Maria, irre ich nicht — das ist ja die Signorina meiner Schwester," sagte er beinahe laut; „ist's möglich? — Was kann ihr widerfahren sein — wie schrecklich — was wird Vittoria sagen! — Aber sie lebt noch, es muß rasch Hilfe geschafft werden — unser Haus ist ja nahe — ich trage sie zu der Schwester, die wird Rat schaffen."

Alle diese Gedanken gingen mit Blitzesschnelle durch Beppos Kopf, und sein gutes Herz vergaß des Abschieds von Marietta, um der Hilfsbedürftigen beizustehen. Er hob sie abermals in seinen Armen auf und da er jung und kräftig war, konnte er mit seiner Bürde durch die zum Glück noch völlig menschenleeren Straßen ungestört vorwärts schreiten bis zu dem am äußersten Ende einer der ärmeren Gassen gelegenen Häuschen, in dem er mit der Schwester wohnte.

Vittoria war noch im Bett, als der Bruder die Tür ihrer Kammer öffnete, mit seiner Last auf den Armen eintrat und sie beim Namen rief. Vittoria fuhr empor und starrte noch schlaftrunken auf die Erscheinung, die sie sich nicht gleich zu deuten wußte.

„Beppo, um aller Heiligen willen, was bringst du da?" rief sie dann entsetzt, als sie das blutbefleckte Kleid sah.

„Schnell, Schwester, steh auf, gib Raum auf deinem Bett für diese Verwundete, deine Signorina," sagte Beppo.

„Meine Signorina? O heilige Mutter Gottes, ist's möglich?" schrie Vittoria und sprang aus dem Bett, auf das jetzt Beppo seine Bürde legte. „Sie ist's, ewige Barmherzigkeit, sie ist's!" rief sie, als sie sich über das Angesicht der vor ihr Liegenden gebeugt hatte. „O, Beppo, was ist geschehen? Wo hast du sie gefunden?"

„Ach, nachher erzähl ich dir alles; jetzt schaff nur Hilfe; sie lebt noch — rasch — rasch, du weißt ja, was man tun muß," sagte Beppo.

„Ja, du hast recht," rief Vittoria, warf sich schnell ein Tuch um und fing an, Rosas Kleider zu lösen. „Sieh, hier ist eine Wunde am Arm, daher das viele Blut. O welche Missetat — meine holde Signorina!" rief sie schmerzvoll; aber entschlossen und verständig, wie sie war, verlor sie keinen Augenblick mit unnützen Klagen. Sie hieß den Bruder in der frühen Stunde alles im kleinen Haushalt bereiten und machte sich daran, die Wunde an Rosas Arm, die mit geronnenem Blut bedeckt war, zu waschen und zu verbinden, Rosa in warme Decken zu hüllen und auf ihrem Lager sorglich zu

betten. Nach einiger Zeit fing die rückkehrende Wärme an, das todähnliche Gesicht etwas zu beleben; Rosa schlug die Augen auf, sah matt umher, schloß sie aber gleich wieder und gab kein Zeichen des Bewußtseins.

Der Tag war inzwischen vollends angebrochen; Vittoria schickte den Bruder, die Signora Amadei zu benachrichtigen, andere Kleider für Rosa herbeizuschaffen und einen Arzt zu rufen. Sie blieb bei der Verwundeten und endlich gelang es ihren Bemühungen, diese vollends erwachen und zum Bewußtsein zurückkehren zu sehen. Doch nur nach und nach besann sich Rosa auf das Erlebte und fand sich mit ihren Gedanken in ihrer Umgebung zurecht. Ein matter Strahl von Freude flog über ihr Antlitz, als sie sich in Vittorias Händen fand und bald genug stellte es sich heraus, daß sie dort vorerst werde bleiben müssen; denn als der Arzt erschien, erklärte er sie für sehr krank; das heftigste Fieber stellte sich ein, und sie zu transportieren wäre Gefahr für sie geworden. Zudem erschien die Signora Amadei in voller Entrüstung über die „Streiche Rosas", wie sie es nannte, in der Nacht fortzurennen, ohne sie zu benachrichtigen und wer weiß was zu beginnen, einem fremden Prinzen nachzulaufen. Sie habe es immer gesagt, daß diese Vertraulichkeit schlimm enden werde; nun sei Rosas Ruf auf immer verloren und sie müsse sich schämen, ihre Beschützerin gewesen zu sein. Aber sie werde es auch laut erklären, daß sie sich von der leichtsinnigen Person lossage; schon fange man an, darüber zu reden, daß Rosa die Geliebte des Prinzen gewesen und in der Nacht zu ihm gelaufen sei, weil der Prinz eilig Rom habe verlassen müssen, um in seine Heimat zurückzukehren. Alles dies schrie sie hervor in häßlichstem Zorn, vor Rosas Bett stehend, die in furchtbarer Qual die Augen schloß und ihrem Eifer nicht wehren konnte, bis Vittoria, die aus dem Zimmer gewesen war, eintrat und die Wütende ohne weiteres zum Zimmer hinausschob, indem sie in gerechter Entrüstung ihr Betragen tadelte. Die Amadei höhnte sie, daß eine Popolana es wage, ihr Verweise zu geben und eilte weg. Der Eindruck, den

dieser Vorgang und die Gewißheit trauriger Verleumdung auf Rosa gemacht hatten, zeigte sich bald in erhöhtem Fieber, das in Delirium ausartete und sie wochenlang zwischen Leben und Tod erhielt. Vittorias aufopfernde Liebe wachte über ihr mit mütterlicher Sorgfalt; sie hatte ihr kleines Heim für Rosa eingerichtet, so gut es gehen wollte, sie schlief neben ihr auf der Erde, um sie auch in der Nacht keinen Augenblick zu verlassen.

* * *

Beppo mußte den Laden und das Geschäft besorgen. Die Amadei war fort mit dem größten Teil der Einnahmen, die Rosa gehörten. In Rom sprach man einige Tage lang von nichts anderem als von der plötzlichen Abreise des Prinzen und dem rätselhaften Verschwinden der Improvisatrice, das man damit in Verbindung brachte. Einige behaupteten, er habe sie mitgenommen, andere sagten, sie habe sich getötet aus Schmerz über sein Fortgehen. Daß auch die schöne Herzogin gleichzeitig mit dem Gemahl abgereist war, erregte zuerst einiges Bedenken, wurde aber durch des Kardinals Fürsorge in ganz natürlicher Weise erklärt und weiter nicht beachtet. Bald verfiel jedoch das alles der Vergessenheit, wie es zu gehen pflegt, und neue Vorkommnisse beschäftigten die müßige Neugier und das skandalsüchtige Publikum.

* * *

Es war wieder Frühling in Rom. Seit jenen Ereignissen waren mehrere Jahre verflossen. Vittoria war noch immer die schöne, ernste, tätige Frau, als die wir sie früher gekannt haben. Ja, sie hatte ihre Tätigkeit verdoppelt und ihre Bottega wurde vom Morgen bis zum Abend nicht leer von Kaufenden, da ihre Ware immer die frischeste und beste im ganzen Stadtviertel war. Die Nachbarn, die Ähnliches feilboten, sagten oft: „Die Vittoria muß bald reich sein, die bekommt Quattrini!" — Aber niemand neidete es ihr, denn sie war die rechtschaffenste Frau ihres Gewerbes und dabei

gern hilfreich und erbarmungsvoll gegen fremde Not. Viele Männer hatten Wohlgefallen an der stattlichen Witwe gefunden und versucht, sich ihr zum Ersatz für den früh verlorenen Gatten anzubieten; doch hatte sie alle derartigen Versuche freundlich, aber bestimmt abgewiesen, und wenn man sie fragte, warum sie es vorziehe, allein zu bleiben, und scherzend hinzusetzte, was sie denn mit all ihren Quattrinis anfange, da antwortete sie jedesmal, sie sei nicht allein und habe schon jemanden, für den sie sorgen müsse. Da sie aber streng zurückhaltend in ihrem Benehmen war und nie jemanden aufforderte, in ihre Wohnung zu kommen, so wußte man nicht recht, was es damit für eine Bewandtnis habe, und nach und nach ließ man sie in Ruhe und bekümmerte sich nicht mehr darum.

Sie aber, wenn sie gegen Abend ihre Bottega schloß, ging nie nach Hause zurück, ohne irgend etwas einzukaufen, das nicht bestimmt schien, einem Bedürfnis abzuhelfen, sondern eher als etwas Überflüssiges, aber Angenehmes Freude zu machen: ein Buch oder hübsches Schreibpapier und dergleichen oder auch nur ein Stück feine Seife, eine kleine Näscherei usw. Kam sie dann nach Hause, so gab sie ihrem Gesicht den freundlichsten Ausdruck, obwohl ihr Sorge tief im Herzen saß; sie trat in ihr früheres Zimmerchen ein, das sie so freundlich wie möglich eingerichtet hatte und in dem jetzt eine Ordnung und Reinlichkeit, ja eine einfache Anmut herrschten, die darauf deuteten, daß hier nicht die beschäftigte Frau des mühsamen Erwerbes, sondern eine feineren, ästhetischen Bedürfnissen zugewandte Existenz vorwaltete. An der offenen Fenstertür, die auf eine kleine Loggia führte, von der man ins Freie, auf die melancholische Schönheit der Campagna und die in blauen Duft gehüllte Linie des Gebirges sah, saß denn auch an einem mit Papieren und Büchern bedeckten Schreibtisch eine zarte weibliche Gestalt, wie es schien in tiefes Nachsinnen verloren, wohl über den Inhalt des Buches, das aufgeschlagen vor ihr lag. Sie hatte die Ellbogen auf den Tisch gestützt und die Stirn ruhte in ihrer feinen wachsbleichen Hand, und so tief schien sie in Gedanken

versunken, daß sie Vittorias Eintreten nicht eher bemerkte, bis diese neben ihr stand und sagte:

„Guten Abend, meine liebe Signorina, wie geht es heute, wie ist der Tag gewesen? Haben Sie auch nicht zuviel studiert?"

Die Angeredete erhob den Kopf und ein freundliches Lächeln überflog das bleiche, vergeistigte Gesicht, das trotz der unverkennbaren Spuren des Leidens doch eine fast noch rührendere Lieblichkeit zeigte als in vergangenen Tagen.

„Gute Vittoria, ich danke dir, es geht mir immer gut in dieser traulichen Heimat, die du mir bereitest mit dem Blick auf die Campagna und die Berge, die ich liebe, und mit meinen Freunden hier" — dabei zeigte sie auf die Bücher; „wie sollte es mir nicht wohl sein in Gesellschaft der erhabensten Geister, die je gelebt? Mit Plato, mit Dante und solchen Auserwählten umzugehen, das ist ein Vorgeschmack des Paradieses."

„Ach, aber so einsam, meine teure Signorina, und noch so jung," wendete Vittoria ein.

„Laß doch das Signorina weg, du Gute; ich muß es dir immer wieder sagen, nenne mich Rosa," sagte diese, sie unterbrechend. „Du, die mehr wie eine Mutter für mich ist, meine Wohltäterin, die mir das Leben erhielt, die mich ernährt und für mich arbeitet. — Ach, Vittoria, es ist zuviel, was du für mich tust; ich kann es nicht vergelten, ich armes, hilfloses Geschöpf; aber da, wo die stille, verborgene Tugend belohnt wird, da wird dein Name heller glänzen als der der vielen, die die Welt preist." Sie ergriff die von der Arbeit rauhe Hand Vittorias und führte sie an ihre Lippen, während Tränen ihre Augen füllten.

„Aber meine Signo — meine Rosa," versetzte Vittoria, indem sie rasch ihre Hand zurückzog und sich bemühte, ihre eigene Rührung zu verbergen. „Was tue ich denn? Ihre Gegenwart macht mich glücklich; daß ich es bin, die die gefeiertste Dichterin Roms beherbergen darf; daß niemand außer mir weiß, daß sie überhaupt lebt, und wo — ist das

nicht wert, daß ich das Wenige, was ich erwerbe, mit ihr teile?"

„Ach, Liebste, sprich nicht mehr von der Dichterin," sagte Rosa und senkte das Haupt, während eine Träne langsam über ihre Wange rollte und auf das vor ihr liegende Buch fiel; „die Dichterin, die Improvisatrice, ist lange tot, nie fließen ihr mehr melodische Bilder und Formen zu, wie einst; ja, wenn das noch wäre, dann könnte sie dir vergelten." Tränen erstickten ihre Stimme.

„Liebe, teure — Rosa," rief Vittoria und umschlang zärtlich ihren Hals, „um aller Heiligen willen, weinen Sie nicht, regen Sie sich nicht auf. Sie wissen, wie der Doktor jede Gemütsbewegung verboten hat, die dem armen, kranken Herzen schaden kann. Es wird schon wieder kommen, das herrliche Dichten, und was Sie da jetzt alles schreiben, das ist gewiß ebenso schön, wenn ich es auch nicht so gut verstehe. Wenn wir es nur erst einmal gedruckt hätten."

„Ja, das ist es eben, es ist nicht nach dem Geschmack der Leute und deshalb wird es nie gedruckt werden," sagte Rosa.

„Es wird schon alles kommen," tröstete Vittoria, „und da habe ich einstweilen Gedichte eines anderen mitgebracht; der Buchhändler sagt, sie seien so schön."

„O, Leopardi," rief Rosa erfreut, als sie den Titel des Buches sah, das Vittoria ihr reichte, „den habe ich mir schon lange gewünscht; ich kenne erst einzelne Gedichte von ihm; das ist der Sänger des Schmerzes, der das Leiden und die Hoffnungslosigkeit so verklärt, mit so ergebener Schönheit überkleidet, daß man sich schämen muß, kleinmütig und verzagt zu sein. Wie danke ich dir, Vittoria, für diese neue Gabe, aber — nun hast du dich wieder beraubt — dir irgend etwas versagt . . ."

„Nein, nein," sagte Vittoria lachend, „ich habe nichts nötig; ich bin gesund und jemehr ich arbeite, je besser ist's mir, und tun Sie denn nicht auch etwas? Ist etwa nicht das Haus in Ordnung und so schön rein und lieblich, wenn ich abends nach Hause komme? Und steht nicht das Abendbrot schon zu-

bereitet auf dem Tisch? Ist nicht mein Leben dadurch auch viel leichter? Und dann den guten Einfluß, den Sie auf den Beppo haben! Seit er die Marietta verließ, nachdem er erfahren hatte, auf welche Weise sie die gute Stellung und die reiche Mitgift, die sie ihm anbot, erhalten hatte und seitdem Sie hier im Hause sind, ist der Beppo ein ganz anderer geworden, ein braver, ernster Mensch, auf den ich stolz bin."

„Der gute Beppo!" sagte Rosa; „ja, es war schön von ihm, daß er seine Liebe zur Marietta bezwang, als er hörte, daß sie ihre Herrin verraten hatte, um den doppelten Gewinn zu haben. Und — hätte sie es nicht getan, wie anders wäre wohl alles gekommen! Was die Herzogin gewollt hatte, wäre gelungen, und welche Folgen . . ."

„Ach, denken wir der Vergangenheit nicht mehr," unterbrach sie Vittoria, die die Wirkung der Erinnerungen auf Rosa fürchtete und stets, wenn sie das Gespräch dahin wendete, etwas zu erfinden wußte, was schnell davon ablenkte, denn sie wußte es nur zu wohl, daß sich bei Rosa infolge der Gemütsbewegungen und der langen heftigen Krankheit ein Herzleiden entwickelt hatte, das keine Heilung zuließ, besonders auch weil die Mittel nicht hinreichten, alles das zur Genesung zu tun, was sie vielleicht hätte herbeiführen können. Aber selbst wäre dies möglich gewesen, so hätten doch die Folgen des Schlages, der so früh die Blüten ihres jungen Herzenslebens geknickt hatte, langsam zehrend ihr Dasein vernichtet. Was vorzüglich in der Tiefe ihrer Seele dem Schmerz um das Verlorene immer neue Nahrung gab, obgleich sie sich darüber nie aussprach, war der Gedanke, daß Waldemar nicht geschrieben, nicht Erkundigungen nach ihr eingezogen hatte. Aber sie wußte nicht, wie eifrig das in der ersten Zeit geschehen war. Da man indes im Hause, wo Rosa gewohnt hatte, nur antwortete: die Damen seien fort und man wisse nicht, wohin sie sich gewendet, da auch der Kardinal, an den der Prinz selbst schrieb, berichtete, man wisse nicht, was aus der Improvisatrice geworden, und mit feiner Ironie andeutete, man glaube allgemein, sie sei einem Stern, den sie

im Norden erblickt habe, nachgezogen, nachdem endlich auf die Anfrage nach einer berühmten Improvisatrice in verschiedenen Städten Italiens keine Auskunft gekommen war, — hatten die Nachforschungen allmählich aufgehört. Daß es so war und daß auch sie nichts mehr wußte von dem, dessen Bild noch immer wie eine fern leuchtende Sonne in ihrer Seele stand, war ein heimlich nagendes Weh, das auch ihre größten Anstrengungen nicht zu überwinden vermochten. Doch kam, wie gesagt, nie ein Wort über ihre Lippen. Sie hatte es selbst gewünscht, in der Welt für tot zu gelten, denn nicht nur, daß ihr körperliches Leiden ihr jede Anstrengung und Aufregung unmöglich und schädlich machte, es war auch seit der schweren Krankheit die Gabe des Improvisierens absolut verschwunden. Vittoria hatte oft den Versuch gemacht, um sie zu zerstreuen und der Schwermut zu entreißen, die sich ihrer zuweilen bemächtigte, ihr ein Thema vorzuschlagen, wobei sie scherzend sich und den Bruder als genießendes Publikum nannte, aber Rosa schüttelte nur immer leise und wehmutsvoll den Kopf, denn die Quelle war versiegt und keine Anstrengung vermochte sie wieder zu öffnen. Sie hatte Vittorias liebevolles Anerbieten, bei ihr zu bleiben, angenommen, da sie keine andere Zuflucht in der Welt besaß, und der Einblick, den sie während ihrer kurzen Laufbahn in der Gesellschaft in diese getan hatte, ließ sie die hingebende Liebe und Aufopferung dieser einfachen, reinen, redlichen Natur doppelt hochschätzen. Was sie tun konnte bei ihrer körperlichen Schwäche, um Vittoria zu vergelten, tat sie, indem sie sich der Pflege des kleinen Hauswesens annahm und in den Stunden des Zusammenseins den beiden Geschwistern aus dem Schatze ihres Wissens und ihres fortwährenden Studiums mitteilte, was deren Sinn und Verständnis zugänglich war und die angeborenen edlen Gefühle der rechtschaffenen Menschen noch verstärkte und verfeinerte.

Denn nicht minder als Vittoria verehrte Beppo die Signorina. Von dem Augenblick an, als er sie in seinen Armen wie eine Leblose zur Schwester trug, hatte er ihr einen ehr-

furchtsvollen Kultus in seinem Herzen geweiht, der, seit sie mit ihm unter einem Dache lebte und er sie täglich sah und sprach, zu einer stillen, anbetenden Liebe geworden war, vor der das Bild der leichtsinnigen, unedlen Marietta bis auf den Grund erlosch. Aber diese Liebe in des ehrlichen Burschen Herz war die Liebe zu einer Heiligen, der man in Demut und Hingebung naht und die nur der Gedanke im Gebet in den Himmelshöhen erreichen kann, denen sie zuschwebt. Immer zu ihrem Dienste bereit, vergaß er sogar oft die Arbeitszeit bei seinem Meister, wenn sie gerade irgendeinen Wunsch hatte, den zu erfüllen sein höchstes Glück war. Als dann der Meister unzufrieden wurde über die häufige Versäumnis, sagte er sich von diesem los, richtete sich eine eigene kleine Schreinerwerkstatt in dem Hause, in dem sie wohnten, ein, wo er zugleich immer wachsam sein konnte, daß es Rosa an nichts fehle, und außer den Arbeiten, die zum Verdienst und Beitrag zum Haushalt nötig waren, fand er noch Zeit, manches, was zu Rosas Bequemlichkeit dienen oder ihr kleines Zimmer wohnlicher machen konnte, anzufertigen. So lebten die zwei Geschwister in unbegrenzter Hingebung für ihren holden Gast und hielten sich überreich belohnt für ihre Treue, wenn ein stilles Lächeln Rosas Antlitz erheiterte und ein flüchtiges Rot auf den bleichen Wangen erschien. Und Rosas engelhaftes Gemüt ließ sie mit zarter Sorgfalt vermeiden, was den Geschwistern Kummer machen konnte. Sie schien ganz glücklich und heiter in dem stillen, anspruchslosen Leben, und nie erfuhren es Bruder und Schwester, wie manche stille Träne ungesehen floß und wie tief oft die Sehnsucht nach einer, ach zu kurz gekannten Seligkeit ihr krankes Herz füllte.

So verging die Zeit; da kam eines Mittags Beppo und brachte einen Strauß schöner Blumen und ein deutsches Zeitungsblatt. „Das hat mir ein Herr von der deutschen Gesandtschaft gegeben, um mein Werkzeug darin einzuschlagen; ich hatte bei ihm Reparaturen gemacht. Vielleicht freut es Sie, liebe Signorina, es zu lesen, da Sie die deutsche Sprache

so gut kennen. Ach, wie ich Sie beneide um das viele Wissen," setzte Beppo seufzend hinzu.

„Du beneidest mich, Beppo, das hätte ich nicht von dir geglaubt," sagte Rosa scherzend und lächelte.

„O nein, so mein' ich's nicht," rief der ehrliche Bursche ganz erschrocken. „Bei der heiligen Mutter Gottes, ich wollte, der Himmel schüttete alles Glück auf Sie nieder, das er seinen Engeln gibt. Ich meine nur, es muß so herrlich sein, soviel zu wissen, und ein großer Trost."

„Das ist es auch, guter Beppo," sagte Rosa; „es ist ein Glück, mit großen Geistern zu verkehren, aber höher noch als alles Wissen ist ein Herz wie das Vittorias und das deine, glaub es mir, Beppo; solche Herzen kommen unmittelbar von dem Urquell der Liebe, von Gott; das Wissen muß erst erworben werden und führt erst langsam zu Gott zurück."

Beppo hörte immer, gerade wie seine Schwester, mit gefalteten Händen und in andächtiger Ekstase zu, wenn seine „Heilige" so sprach, und wenn er sie auch nicht immer ganz verstand, so fühlte er doch etwas in seinem Gemüt vor sich gehen, wie wenn Weihrauchwolken in einem Heiligtum nach oben steigen und vom Altarbild eine Madonna Raffaels mit holdselig verklärtem Lächeln auf uns niederschaut. Tränen in den Augen und in geweihter Stimmung ging er still aus dem Zimmer, um sich an seine Arbeit zu begeben. Rosa sah ihm freundlich nach und dachte: „Ja, im Reiche Gottes werden solche Herzen Ehrenkleider tragen, während der Purpur und die Kronen der Erde als Staub des Vergänglichen verweht sind."

Da fiel ihr Blick auf die deutsche Zeitung, die Beppo ihr gebracht; halb mechanisch nahm sie diese und warf einen Blick hinein. Bald aber fing ihre Hand an zu zittern, über ihr Antlitz verbreitete sich der Ausdruck unsäglichen Schmerzes und ihr Auge folgte unverwandt den verhängnisvollen Worten, die ihr entgegenstarrten wie lauter Speere, deren ein jeder ihr Herz mit tötender Schärfe traf. Sie las:

„Noch ist unser ganzes Land unter dem Eindruck der tiefen

Bestürzung und namenlosen Trauer, die das unerwartete, schreckliche Ende des allgemein geliebten Kronprinzen und Thronfolgers Waldemar hervorgerufen hat. Der Eindruck ist um so tiefer und erschütternder, als die schreckliche Katastrophe durch die edle, großmütige Selbstaufopferung und den hochherzigen Mut dieses seltenen Fürstensohnes herbeigeführt worden ist. Er war hingeeilt, um den durch die furchtbaren Überschwemmungen dieses Frühjahrs in tiefes Elend geratenen Bevölkerungen Hilfe und Trost zu bringen. Da, wo die Wasser sich schon verlaufen hatten, war sein Erscheinen wie ein erster belebender Hoffnungsschimmer für die Betroffenen. Aber es blieben Distrikte, wo noch alles unter Wasser stand und die reißenden Fluten unbarmherzig nicht nur die Hoffnungen des Landmannes auf den schon bestellten Fluren, seine geringe Habe und sein Obdach vernichteten, sondern auch schon mehrere Menschenleben zum Opfer verlangt hatten. Als Prinz Waldemar ankam, war ein ganzes Dorf in dem tobenden Meer versunken und die Bewohner desselben hatten mit verzweifelnder Angst ihr Hab und Gut untergehen gesehen und nichts als das nackte Leben gerettet. Nur ein Häuschen stand noch auf einer kleinen Anhöhe inmitten der Wogen, die aber bereits bis zum Fuße des schwachen Bauwerks gelangt waren und höher zu steigen drohten, um es mit in den Strudel hinabzureißen. Da erhob sich plötzlich ein lauter, einstimmiger Weheruf der am Ufer versammelten Unglücklichen, die bisher wie erstarrt in stummer Verzweiflung dem Werk der Vernichtung zugeschaut hatten. Auf dem Dach des bedrohten Häuschens erschien ein Weib, in jedem Arm ein kleines Kind, und mit verzweifelnden Gebärden hilfeflehend nach den Geretteten schauend.

„Heiliger Gott, das ist die Margaret!“ riefen mehrere Stimmen auf einmal: „sie war draußen auf dem Feld, ihre Ziege heimzutreiben, als die Wasser ankamen, und stürzte ins Haus, um ihre Kleinen zu holen, die darin im Schlafe lagen. Inzwischen sind die Wasser so schnell gestiegen, daß sie nicht fortkonnte.“

„Wer rettet, wer rettet sie?“ So schrie man durcheinander. Die Frauen rangen die Hände, die Männer sahen sich untereinander bestürzt an, aber keiner wagte sich hervor, sich zum Retter anzubieten.

Prinz Waldemar trat vor und rief: „Ist denn ihr Mann nicht da, der das Leben für sie wagt?“

„Sie ist Witwe, Herr — die bravste Frau vom ganzen Dorf — die rüstigste Arbeiterin von Morgen bis Abend, um ihren Kindern Brot zu schaffen — ja — ja, das ist wahr,“ so tönte es von allen Seiten.

„Wer wagt es, sie zu retten?“ rief der Prinz; „hier ist Geld, es wird sein Lohn sein und noch mehr!“ Dabei hielt er einen gefüllten Beutel in die Höhe. Aber niemand rührte sich, keiner der Bauern hatte den Mut, sich auf das tobende Element zu wagen.

„Ein Boot her!“ befahl der Prinz und als man es brachte, rief er: „Wer wagt mit mir die Fahrt?“

Ein Schauer der Ehrfurcht und Bewunderung durchlief die Menge, aber die kleine Liebe zum Leben und die Furcht waren größer als die Bewunderung des Heldenmutes, und keiner trat hervor. Der Begleiter des Prinzen, Baron Raden, stürzte auf ihn zu und bat und beschwor ihn, sein Leben nicht aufs Spiel zu setzen. Der Prinz blieb unerschütterlich; schon stieg die Flut bereits bis zur Haustür hinan. „Es ist kein Augenblick zu verlieren,“ rief er, machte sich von dem ihn umklammernden Kammerherrn los und sprang in das Boot.

„Mit Ihnen denn, wenn es sein muß, in den Tod!“ rief Raden und sprang ihm nach.

„Nein, mit Gott, dem Allmächtigen, er wird helfen!“ schrie die Menge.

„Memmen, Memmen!“ schalten die Weiber die Männer, die betroffen und beschämt dastanden.

„Seht, das ist einer! Juchhe, wenn der unser König wird!“ jauchzten die Weiber, plötzlich durch den Anblick der wunderbar schönen Heldentat des Jünglings dem Gedanken an ihr

Elend entrückt; „seht, wie kräftig die die Ruder führen, als hätten sie ihr Lebtag nichts anderes getan als rudern. Schämt euch, ihr anderen, die ihr nichts könnt, als hinter dem Pflug hergehen — seht — seht — jetzt sind sie dem Hause nah — das Boot schwankt auf und ab von den Wellenstößen — jetzt sind sie dran — sie winken der Margaret — Heiliger Gott! Sie wirft ihnen den ältesten Buben hinunter — sie haben ihn — sie haben ihn! Nun auch den kleinen — ewige Barmherzigkeit! Auch der ist im Boot! Der Prinz hat ihn im Arm gefangen und legt ihn ins Boot! Hu! wie die Wasser toben — wie das Boot schwankt! Die Margaret zögert — winkt ihnen, fortzufahren, nun die Kinder gerettet sind — der Prinz will nicht, befiehlt ihr, herabzuspringen — da — sie springt — Allmächtiger! Die Erschütterung ist zu groß — das Boot ist umgekippt — alle im Wasser . . . Hu, ich mag nicht mehr hinsehen!" rufen einige. „Doch — doch — seht, sie erscheinen wieder!" rufen andere. Sie schwimmen — der Prinz hat ein Kind erfaßt und hält es schwimmend fest, der andere Herr auch — Gott! wie sie kämpfen müssen mit der mächtigen Flut — die Wogen bedecken sie fast — da — da kommt der Kammerherr wieder zum Vorschein mit dem Kind — der Prinz auch . . .

„Aber was ist's denn? Was hängt so schwer an ihm, daß er gar nicht weiter kann? Gott, es ist die Margaret, die den Prinzen in ihrer Todesangst umklammert hat . . . Himmel, hilf — seht — da stürzt das Haus in die Flut; ha! der Herr mit dem Kind ist glücklich auf dem trockenen Land — gerettet — gelobt sei Gott! Aber wo ist der andere — der Prinz? Allmächtiger! Das zu große Gewicht der Frau hat ihn hinabgezogen — kommt er nicht wieder zum Vorschein? Erbarmer, nein! Das Wellengrab hat sich über ihm geschlossen . . . wehe . . . wehe! . . ." Der Baron, halb tot schon von der eigenen Anstrengung, schaut händeringend auf die Wasser, die sich über dem anderen geschlossen . . . „Leute! herbei mit Booten, mit Stangen, mit Stricken . . . es gilt, einen König, den herrlichsten der Menschen zu retten, mir

nach . . . ich muß ihn wiederfinden." Mit diesen Worten stürzt er aufs neue in die Wassermenge, und — auch ihn sieht man nicht wieder. Nach drei Tagen, als die Wasser gesunken waren, fand man die Leichen des Prinzen, des Barons, der Mutter und des Kindes. Die Sprache hat keine Worte, um den Schmerz der königlichen Familie und des ganzen Landes zu beschreiben, das in diesem jungen Fürstensohn die Hoffnung auf eine ideale Zukunft untergehen sieht, denn in ihm vereinigte sich alles, was den Menschen befähigt, wie ein leuchtendes Vorbild jeder Tugend, würdig zu sein, eine Krone zu tragen."

* * *

Das Blatt entfiel Rosas Hand; sie saß eine Weile regungslos, tränenlos; ihr Herz schien stillzustehen und die Welt schien ihr zu versinken in das Chaos, in die planlose Urnacht, wo alles Empfinden, alles geistige Werden im Schoß des elementaren Lebens verschwunden ist. Erst nach und nach erwachte das Bewußtsein, und das Ungeheure, Tragische, ergriff sie mit unerschütterlicher Gewalt: Das Tragische, das ja eben darin besteht, daß das Elementare, sei es im Menschen oder in den äußeren Umständen, sich auflehnt gegen das Ideale, Geisterzeugte und ihm im titanischen Kampf den Untergang bereitet. Wie aber aus der Tragik selbst der Trost hervorwächst, der uns mit dem Schmerz versöhnt, indem das dem Vergänglichen noch Untergebene, befreit von den Fesseln der Endlichkeit, aufsteigt in eine höhere Region, wo es nun als leuchtendes Gestirn in unsterblicher Schöne glänzt und uns in Liebe nachzieht — so erhob sich für Rosa aus den dunkeln Wogen des Schmerzes die verklärte Gestalt des Freundes, der sein Leben mit einer idealen Tat besiegelt hatte. Eine immer höher steigende Ekstase erfüllte sie fast mit Wonne. Mit Erstaunen sahen die Geschwister sie an, als sie sich am Abend zusammenfanden; sie schien ihnen wie verklärt, von neuem Leben durchdrungen, so daß Vittoria ganz fröhlich sagte: „Oh, meine teure Rosa, Sie sehen heute so gut aus;

ich bin überzeugt, der Frühling bringt Ihnen die volle Gesundheit wieder."

Rosa antwortete nur mit einem sanften Lächeln. Kein Wort von dem, was sie erfahren, kam über ihre Lippen; es wäre ihr unmöglich gewesen, hätte ihr wie Entweihung geschienen, davon zu sprechen. Sie war nur noch liebevoller als gewöhnlich mit den treuen Menschen und lohnte ihnen durch Blicke und Lächeln für ihre hingebende Neigung. Aber ihr Herz schlug heftiger und heftiger und in ihrem Geist bewegte sich ein Leuchten, wie sie es seit langem nicht gefühlt. Endlich wurde es ihr zu eng im Zimmer und sie wollte auf die Loggia. Vittoria bat sie, es nicht zu tun, denn sie scheine ihr so erregt und draußen sei es dunkel und kühl. Aber Rosa lächelte nur und sagte: „Es ist ja Frühling, und ich sehne mich, auch neu aufzuleben wie die Natur, es kann mir nichts schaden." Sie trat hinaus. Die geschäftige Vittoria räumte indes im Zimmer auf, Beppo aber stand hinter der geöffneten Tür der Loggia, denn er wagte nicht, mit hinauszutreten, um die Gedanken, die Rosa beschäftigen mochten, nicht zu stören, aber es war ihm, als müsse er wachen, daß ihr nichts Übles begegne. Da hörte er plötzlich ihre Stimme, die sprach:

„Dunkel ruht die Nacht;
Freudlose Stille
Liegt auf der schlummernden Erde.
Hier und da blitzen
Lichtchen herauf
Aus der feuchten Tiefe,
Wie ein ängstliches Fürchten
Beschränkter Menschen
Vor dem grausigen Dunkel.
Ich aber trete
Furchtlos hinaus,
Müde des ewigen Truges,
Den, in des Tages
Täuschender Helle,
Sinnesbetört
Immer von neuem
Das Herz am Herzen begeht

Heilige Nacht!
Du nur bist Wahrheit;
In dir verschwindet
Der gleißende Prunk,
Den die Maja verleiht.
Frei, in unsterblicher Schöne,
Schwebt die enteilende Seele
Aus der verwelkenden Hülle
In den Kreis vollendeter Freude,
Wo die heilige Liebe,
Frei von irdischer Lust,
Wie ein leuchtender Äther
Still um Selige fließt.

Da aus himmlischem Dunkel
Tritt ein strahlender Stern;
Ja, Symbol nur
Ist die sichtbare Welt!
Schon verwehen die Nebel!
Schon versiegen die Schmerzen!
Auf, entfaltet euch, Schwingen,
Tragt mich hinauf in das Licht."

„Vittoria, sie improvisiert wieder, sie ist gerettet," flüsterte Beppo der Schwester zu, die nun auch horchend stillstand; da hörten sie ein kurzes Ach und sahen Rosa wanken. Vittoria sprang herzu und fing sie in ihren Armen auf. Rosas brechendes Auge grüßte sie mit einem letzten Blick und ihren Mund umschwebte ein himmlisches Lächeln. Ein Herzschlag hatte sie getötet; Vittoria legte sie auf das Bett, wo sie wie eine zum seligsten Leben Erlöste in unbeschreiblicher Anmut ruhte. Die Geschwister, von ehrfurchtsvoller Rührung ergriffen, die jeden lauten Ausbruch des Schmerzes fernhielt, knieten beim Lager nieder und beteten zu ihrer Heiligen, daß sie ihnen Kraft gebe, weiterzuleben.

*

# Das Nachtigallenlied

Ruhig träumend lag die Nacht über der Steppe der Ukraine. Aus der unermeßlichen Weite des Firmaments strahlten die Myriaden Sterne hernieder, eine große Gemeinschaft, die in nächtlicher Feier das erhabene Mysterium des Daseins mit stummem Verständnis beging. In ihrer Mitte schwebte der Mond, sich liebend der Erde zuneigend, um sie mit silbernem Licht zu erleuchten.

Dunkle Wälder standen schweigend, kaum in den Wipfeln der Bäume vom lauen Nachthauch bewegt, der den Duft von unzähligen Blüten durch die Lüfte dahintrug. Hie und da, auf den endlosen Weiten der Steppenfläche, schimmerte das Wasser von stillen Teichen, in denen der Mond sich schüchtern spiegelte.

Am Rand des Waldes lag auf einer kleinen Anhöhe ein Dorf, dessen Hütten hell im Mondlicht glänzten. In den Hütten schliefen die Menschen schon und setzten das Traumleben fort, das am Tage den Bewohner der Steppe so oft überfällt, wenn er in Gras und Blumen auf den Rücken hingestreckt, in den leuchtenden Äther hinaufblickt, in dem ganz besonders phantastische Wolkengebilde seltsame Vorstellungen in der Seele wecken und das Innenleben der Einbildungskraft nähren.

Nur in einem Haus, das etwas über die andern emporragte, schlief noch nicht alles. Auf der Schwelle der Haustüre stand ein Mädchen und schaute in Sinnen verloren in die Nacht hinaus. Ein langes, weißes Nachtkleid umgab ihre schlanke Gestalt, und als sie so regungslos an die Tür gelehnt stand und der Mond ihr schönes jugendliches Antlitz mit bleichem Licht übergoß, schien sie eine jener Luftgestalten der Steppe, wie sie in Sagen und Märchen der Bewohner dort in tausendfachen Variationen vorkommen. Sie hatte heute nicht, wie sonst nach dem rührigen Leben des Tages, den Schlaf finden können; ihr kleines Zimmer ward ihr zu eng und als sie vermutete, daß alles sonst im Hause schlief,

war sie hinausgeschlüpft, um die erquickende Nachtluft einzuatmen und ihr bewegtes Herz in dem Frieden der Natur zu beruhigen. Der Zauber der schweigenden Mondnacht blieb auch nicht ohne Wirkung auf sie, und die Erwartung, die ihr Herz hatte schneller schlagen machen, wich allmählich stillem, träumerischem Sinnen und dem Gedenken vergangener Tage.

Welche Bedeutung hatten jene Tage für sie gehabt, trotz der Einförmigkeit des Lebens in dem einsamen Dorf! Es waren traurige darunter gewesen, aber noch viel mehr glückliche — oh so glückliche! Schon ihre ersten Kinderjahre, wie waren sie so sorglos heiter, beschützt von der liebenden Sorge der Mutter! Den Vater freilich hatte sie kaum gekannt, er war gestorben, als sie noch ganz klein war, und zwar fern von ihnen und es mußte sich wohl ein schreckliches Geheimnis an seinen Tod knüpfen, denn die Mutter sprach nie darüber, fing gleich an zu weinen, wenn man nach ihm fragte, und wurde so traurig, daß die Tochter es vermied, diese Wunde zu berühren, und allmählich vergaß, danach zu forschen. Auch war ihr der Vater ersetzt worden, als eines Tages ein fremder Mann mit einem Knaben in das Haus gekommen war, lange heimlich mit der Mutter gesprochen hatte und darauf mit dem Sohn zu ihnen gezogen war. Lange Jahre hatten sie dann ein friedlich schönes, gemeinsames Leben geführt, und der fremde Mann, der sich Onkel Iwan nennen ließ, war wie ein Vater für sie geworden, so gut, so liebevoll, daß sie ihm bald die wärmste Kindesliebe gewidmet hatte. Er war ein hochgebildeter Mann und unterrichtete seinen Sohn, der um einige Jahre älter war als sie, in allem Wissenswerten. Felix war ein wunderschöner Knabe, zart und schlank, mit blauen, schwärmerischen Augen und langem, blondem Haar, das seinen Kopf wie mit einem Heiligenschein umgab, so daß sie anfangs gedacht hatte, so müßten wohl die Engel aussehen, und ihn mit einer Art scheuer Ehrfurcht betrachtet hatte, bis sie anfing, ihn mehr als alles zu lieben und seine unzertrennliche Gefährtin zu werden.

Bald nach der Ankunft des Onkels Iwan waren von Petersburg Kisten mit Büchern und ein Instrument gekommen, desgleichen sie noch nie gesehen hatte. Sie hatte nun erfahren, daß dies ein Klavier sei, dem der Onkel Iwan die süßesten Töne entlockte, denn er war ein grundgelehrter Musiker und ein trefflicher Klavierspieler. Auch in der Musik unterrichtete er seinen Sohn und dieser zog den Unterricht allem anderen vor. Wenn Felix spielte, dann war es ihr immer gewesen, als höre sie Melodien aus einer anderen Welt, oder als ob alles Schönste der Steppen, Blüten, Düfte, Schmetterlinge, Wolkengebilde, sich auf den Tönen wiegte, die ihr ein Unnennbares in der Seele aufschlossen, von dem sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte, das sie aber inniger an den schönen Knaben anschloß. Auf ihre Bitten nahm der Onkel Iwan sie auch als Schülerin an, denn sie wollte auch wissen, was Felix lernte, und sie war so eifrig und begriff so schnell, daß sie ihn bald einholte und seine Mitschülerin in vielen Dingen wurde. Wie glücklich waren diese Stunden gewesen und wieviel glücklicher noch jene, in denen sie Hand in Hand mit Felix hinausgegangen war in den Wald und auf die Steppe, Blumen zu pflücken, Kränze zu winden, Schmetterlinge zu jagen oder sich die lieblichen Einfälle ihrer kindlichen Phantasie mitzuteilen. Ja, ihre Kindheit war ein goldener Traum gewesen, ein Paradies unschuldvollen Glückes, in dem kein dunkler Hauch den reinen Spiegel der Seele getrübt hatte, kein Wunsch über die Grenzen des einfachen Daseins hinausgeschweift war, nichts die süßen Empfindungen des jungen Herzens in dem friedvollen Einklang mit der Natur, die es umgab, störte.

Doch dann war der erste herbe Schmerz gekommen, der um so bitterer traf, als er jählings wie ein Blitz in das stille Glück einschlug. Ein Schwager Onkel Iwans kam aus Wien, die Verwandten in dieser Einsamkeit aufzusuchen. Nach langen, geheimen Unterredungen mit Onkel Iwan hatte er diesen überzeugt, daß Felix bestimmt sei, ein großer Musiker zu werden, daß er deshalb fort müsse in andere Umgebungen,

wo er Gelegenheit fände, sein ungewöhnliches Talent auszubilden und sich ein glänzendes Los zu erringen. Der Vater entschloß sich nur nach langem, schwerem Kampf zu dem Opfer, den Sohn von sich zu lassen, aber er gab der Vorstellung des Schwagers, daß das Beste des Sohnes es erheische, nach; und jener versprach, für ihn ganz wie für ein eigenes Kind zu sorgen und ihm den Weg zu Glück und Ruhm zu bahnen. Felix war zuerst schmerzlich bewegt gewesen, von dem Frieden seiner Kindheit und den einzigen Menschen, die er bis jetzt auf Erden geliebt hatte, zu scheiden, aber die Erzählungen des Schwagers von all dem Herrlichen, was draußen in der Welt auf ihn warte, übten ihre Wirkung und erweckten sein Verlangen nach einer größeren Sphäre zur Vollendung in seiner geliebten Kunst, in einer Zukunft, die sich wie eine Fata Morgana in nebelhaften Umrissen, aber glänzend und lockend, vor ihm auftat. Den Schmerz der geliebten Gespielin Wanda suchte er mit liebevollen Worten zu mildern, indem er ihr versicherte, er ginge nur, um berühmt und reich zu werden, damit er ihr und den Eltern ein wonnevolles Glück bereiten könne und sich nie mehr von ihnen zu trennen brauche. Ihr hätte für ewig das Glück genügt, das sie bisher genossen hatte, aber wenn es zu seinem Glück nötig war, so wollte sie es still tragen. Sie versprach ihm, für den Vater wie eine zärtliche Tochter zu sorgen, und bat ihn, nur oft, sehr oft zu schreiben.

Dann war er geschieden. O des bitteren Tages und der Öde, die nun eintrat. Erst nach und nach fand sie sich darein, besonders dadurch, daß sie nun ganz Onkel Iwans Schülerin wurde und im eifrigsten Studium die Hoffnung nährte, nicht zu sehr hinter Felix zurückzubleiben und fähig zu werden, ihn zu verstehen, wenn er zurückkehren werde. Das höchste Glück waren fortan seine Briefe, die immer Liebe und Zärtlichkeit atmeten und des Anziehenden viel von seinen Studien und seinem Leben in der großen Stadt erzählten, auch von seinem ersten öffentlichen Auftreten und dem großen Erfolg, den er errungen hätte. Diese Erfolge hatten sich, im

Lauf der Jahre immer wachsend, so gesteigert, daß, wie sein Onkel schrieb, sein Name bereits eine Berühmtheit in der musikalischen Welt geworden sei und Huldigungen aller Art ihm zuströmten. Dann hatte sie wohl manchmal eine geheime Angst gefühlt, seine stille Heimat werde ihm nun nicht mehr genügen; aber sie war zu selbstlos, um sich nicht ganz und innig all des Guten zu freuen, das ihm widerfuhr und das er nach ihrer Meinung mehr als alle anderen verdiente.

Endlich kam nach sechs Jahren Abwesenheit ein Brief, der verkündete, seine Studienzeit sei nun völlig beendigt und sein Onkel wolle jetzt mit ihm Reisen in alle Hauptstädte Europas unternehmen, damit er sich in Konzerten hören lasse, seinen Ruf begründe und Ruhm und Geld erwerbe. Vorher aber wolle er die traute Heimat mit seinen Lieben wiedersehen und eine Zeitlang bei ihnen weilen.

Und deshalb hatte es Wanda nicht zur Ruhe kommen lassen diese Nacht; denn am folgenden Tag sollte er eintreffen, und in der freudigen Aufregung, in der sie sich befand, hatte sie ihr ganzes Leben so in der Erinnerung noch einmal durchgelebt und immer von neuem gefühlt, daß Felix die Sonne war, die über ihrem Dasein leuchtete und daß auch die Liebe zu der Mutter und zu Onkel Iwan nur ein schwacher Widerschein des hellen Glanzes war, der sein Bild in ihrem Herzen umstrahlte. Und wie sie das so ganz überzeugend und unwiderleglich fühlte, da ertönte plötzlich durch die Stille der Nacht der Ruf der Nachtigall, die in der Ukraine ganz besonders schön singt. Bei diesen süßen Tönen überflutete sie ein noch nie gefühltes Ahnen; sie verstand mit einemmal, was jene Töne bedeuteten, was ihres Lebens Inhalt bis jetzt gewesen war und ewig sein würde, und leise hauchte sie in die Nacht hinaus: „Liebe, Liebe!“ Und als hätte die Natur sie verstanden, so tönte jetzt als Antwort der freudige trillernde Gesang der Nachtigall, die Erhörung gefunden. Wanda preßte die Hände auf ihr Herz und sah mit leuchtenden Blicken nach oben auf das Heer der Sterne, die zahllos im Äther funkelten. Dann ging sie still in ihr Kämmerlein und

fiel in süßen Schlaf, in dem holde Traumbilder sie umgaukelten.

Der Tag der Freude brach an und brachte dem Vater den langersehnten, zum zwanzigjährigen Jüngling erwachsenen Sohn, Wanda den Jugendgespielen, dem jeder Schlag ihres Herzens galt. Sie flog dem Ankommenden entgegen, aber als der schlanke, schöne junge Mann auf sie zueilte, überfiel sie plötzlich Schüchternheit, wie sie sie nie gekannt und sie blieb errötend vor ihm stehen. Er aber schloß sie wie sonst in seine Arme und küßte sie voll warmer Zärtlichkeit; dann jedoch trat er einen Schritt zurück und sagte, indem er sie erstaunt betrachtete: „O Wanda, wie bist du so schön geworden und nun ganz erwachsen! Verzeih den alten, brüderlichen Gruß!"

Und da war es, als träte etwas zwischen sie, eine Art scheuen Zwanges, so daß Wanda kaum die Augen auf ihn zu richten wagte, während sein Blick oft verstohlen zu ihr hinüberglitt und bewundernd auf ihrer jungfräulichen Schönheit weilte.

Die ersten Tage vergingen in Erzählungen. Wanda horchte staunend den Schilderungen dieser fernen Welt, die sie nicht kannte. Sie fühlte eine geheime Angst, wenn sie dachte, wie schön und reich sein Leben dort gewesen sein müßte und wie klein und öde ihm nun ihre Heimat, die bisher für sie die ganze Welt gewesen war, erscheinen würde. Auch sah sie, wie jene Welt ihn verändert hatte; schon seine Kleidung, seine Art zu sprechen und sich zu bewegen, alles erschien ihr so fremd, so überlegen, daß sie immer mehr eingeschüchtert wurde und den alten Ton nicht wiederfinden konnte. Zuerst schien Felix auch nur für den Vater zu leben und dieser konnte sich nicht satt an ihm sehen und nicht genug von ihm hören. Nach einigen Tagen erst kam die Reihe an die Musik; Felix spielte, spielte so, wie Wanda noch nie hatte spielen hören. Es war nicht mehr das alte, einfache Spiel von einst, es schien ihr, als ob er lauter Perlen und Edelsteine umherstreue, als ob Millionen Lichter blitzten und kleine Elfen auf Blumenblättern tanzten. Aber dies Spiel verwirrte sie mehr, als es sie erquickte, und

sie atmete auf, als Onkel Iwan sagte: „So, mein Sohn, das ist, was die moderne Welt vom Künstler verlangt; nun spiele mir die Fugen von Bach und dann will ich dir sagen, ob du nach meiner Meinung ein Künstler bist!"

Felix lächelte und spielte das Verlangte. Da traten Tränen in des Vaters Augen; er ging auf den Sohn zu, küßte ihn auf die Stirn und sagte nur: „Du bist ein Künstler!"

„Ja, ihr scheint zu denken, ich sei nicht mehr der alte," rief Felix fröhlich, „weil noch ein anderer Mensch in mir erwacht ist. Denkt ihr, der, den ihr kanntet, sei gestorben? Nein — er lebt und die Steppenluft wird ihn bald zum Vorschein bringen. Auch Wanda sieht mich voll Mißtrauen an," sagte er scherzend und ergriff des Mädchens Hand; „komm, laß uns einmal wieder hinaus zu einem fröhlichen Gang durch Wald und Steppe, damit wir wieder gute Freunde und Kameraden werden!"

Er zog sie mit fort und sie folgte ihm, glücklich über den alten Ton und doch noch zögernd und scheu. Aber er lachte und sagte: „Ich will dir zeigen, daß ich noch die alten Plätze kenne;" und er eilte ihr voran zu einer Stelle im Walde, wo eine Quelle aus dem Gestein sprang und ein kleines Becken zwischen grünem Moos und unter schattigem Laubdach bildete, an dem sie unzählige Male als Kinder gesessen hatten.

„Komm, hier wollen wir ruhen wie sonst," sagte er und warf sich ins Gras. Sie setzte sich schüchtern, etwas entfernt von ihm und fand kein Wort, das ihr gut genug schien, ihm zu sagen. Felix sah sie an mit einem Blick, der sie die Augen niederschlagen machte und zarte Röte auf ihre Wangen rief. Dann rückte er nahe zu ihr hin und nahm ihre Hand.

„Liebes Mädchen," sagte er, „du bist so scheu und fremd, als wärest du ein Fräulein aus der Welt, aus der ich jetzt komme. Weil wir beide ein paar Jahre älter geworden sind — ist es darum anders zwischen uns als sonst? Bin ich nicht mehr dein Felix, du meine Wanda, meine süße Steppenblume, die hier in der reinen Luft der Heimat, im Verborgenen für

mich aufblüht, bis ich Ruhm und Wohlfahrt erworben habe und ihr ein würdiges Los bieten kann? Siehst du, Wanda, bei meiner Arbeit wie bei meinen Erfolgen schwebte mir nur das eine Ziel vor: den Vater, dich und die Mutter aus dieser Einsamkeit heraus in die reiche, bewegte Welt dort zu führen und euch ein glückliches, sorgenfreies Leben zu bereiten."

Wanda erhob die dunklen, leuchtenden Augen zu ihm, und ein glückliches Lächeln verklärte ihr Gesicht. Das war ihr Felix wieder, ihr Bruder, ihr Gespiele, der zu ihr sprach, und sie sagte: „Wo du bist, ist mein Leben glücklich, und ich wäre selig genug hier mit dir allein. Ich fürchte mich vor der Welt da draußen, als könnte da vieles zwischen uns treten, als würde uns da manches trennen."

„Dann würde das Beste im Leben für mich verloren sein," versetzte Felix. „Natur, Unschuld, Liebe, hier waren sie für mich vereint, und noch leben sie in meinem Herzen wie in einem Tempel, dessen Priesterin du bist. Noch hat die Welt nicht in dies Heiligtum dringen können, und ich hoffe, sie wird es nie. Darum bleibe du deinem Amte treu," fuhr er lächelnd fort, „sei mir Schwester, Freundin — Braut! Sei mir eins mit der großen, reinen Natur, die uns umgibt, und schütze mein Herz vor den Lockungen der Eitelkeit, der Schmeichelei und des Ruhms, die nicht ohne Gefahren für mich sind."

Er schlang den Arm um sie und zog sie sanft an sich. Sie widerstrebte nicht; aller Zwang war verschwunden, das alte Vertrauen war hergestellt, und als seine Lippen die ihren suchten, bot sie ihm ihren Mund zu einem langen innigen Kuß. Dann im Wonnegefühl der reinen, holden Neigung, fingen sie an fröhlich zu plaudern, als wären sie noch die Kinder von einst, und als nun der Jüngling all die süßen Offenbarungen aus dem unschuldigen Herzen des Mädchens vernahm, da sagte er, indem er sie liebevoll ansah: „Du Böse, so scheu und fremd tatest du mit mir und wußtest doch, was Liebe sei. Wer hat es dich gelehrt?"

„Die Nachtigall," sagte sie lächelnd und errötend; „in der Nacht, als ich dich erwartete, war es mir plötzlich, als ver-

stände ich ihre Sprache, und da wußte ich mit einemmal, daß ich dich immer geliebt habe, daß ich dich liebe und dich lieben werde bis an den Tod."

Mit glänzenden Worten malte er ihr nun das Künstlerleben, in das er sie führen wolle, und sie vergaß das Bangen, das ihr die unbekannte Welt eingeflößt hatte, indem sie in seine Augen sah und nur das Eine dachte: unzertrennlich mit ihm verbunden zu sein. Arm in Arm kehrten sie endlich heim und wohl kündete das stille Leuchten auf ihrem Antlitz, welchen Bund die beiden geschlossen und wie natürlich sich die Blüte entfaltet hatte, die in der Kindheit, in der stillen Heimat aufgeblüht war.

Der Vater freute sich dieser reinen Liebe, die ihm ein Talisman zu sein versprach, den Sohn in den Gefahren der Welt zu schützen. Die Mutter Wandas aber sah die Zukunft ihres Kindes gesichert, die ihr sonst oft in der Einsamkeit, in der sie lebten, Sorge gemacht hatte. Es wurde kein Wort über das Verlöbnis gewechselt, aber die Kinder fühlten, daß die Eltern es wußten und sie segneten.

Noch am selben Abend brachte Felix folgende Strophen, die er gedichtet und in Musik gesetzt hatte, und Wanda sang sie so schön, daß den alten Menschen in dem einsamen Steppenhaus Freudentränen über die Wangen flossen.

Die Nachtigall, die Nachtigall,
Du hörst sie kaum am Tage,
Doch in der Nacht tönt süßer Schall,
Wie eine Sehnsuchtsklage.

Sie ruft und wirbt mit holdem Ton
So lang in frohem Hoffen,
Bis ihre Bitte um den Lohn
Erhörung hat getroffen.

Das Mägdlein lauscht dem süßen Schall
In Wonne und in Schmerzen.
O Nachtigall, o Nachtigall,
Was weckst du mir im Herzen!

Es lag so still in reinem Grund,
Noch ganz im Traum befangen;
Nun tut dein Singen es mir kund,
Das selige Verlangen!

Jetzt tönt es mir im Weltenall,
Der Sang vom heil'gen Triebe!
O Nachtigall, o Nachtigall,
Du lehrtest mich die Liebe!

Und wieder kam ein bitterer Abschiedstag. Felix hielt den Mut der treuen Menschen, die zurückblieben, aufrecht, indem er mit feurigen Worten sein Vertrauen in seine Erfolge aussprach und die gemeinsame Zukunft mit leuchtenden Farben malte.

„Hüte mir meine Steppenblume," sagte er zu der Mutter Wandas, „daß sie fortblühe für mich und daß kein Sturm sie knicke! Und du," fuhr er fort, indem er Wanda in seine Arme schloß, „horche auf das Lied der Nachtigall; so werbe ich auch um dich, wenn ich zurückkomme!"

Nun war es wieder einsam, und mehr noch als früher träumte Wanda, wenn die goldumsäumten Wolken über der Steppe schwebten oder wenn sie am Quell im Walde saß, wo zuerst das unschuldige Geheimnis ihres Herzens sich im Wort erkannt hatte. Aber ihre Träume nahmen nun eine bestimmtere Form an. Sie führten sie in eine Welt voll Pracht und Schönheit, wo der eine, der ihres Lebens Inhalt war, ihrer harrte, von Ruhm und Glanz umstrahlt. Seine Briefe gaben ihnen immer neue Nahrung. Er erzählte von seinem Auftreten in Paris und anderen großen Städten, von seinen erfolgreichen Konzerten und schickte zum Beleg Zeitungen mit, die in langen Artikeln den unvergleichlichen Künstler priesen. Geschenke aller Art fanden ihren Weg in das einsame Dorf und ließen die Augen Wandas und der Mutter staunen über nie gesehene Wunder der Industrie und Kunst. Auch Geldsendungen kamen an den Vater und bezeugten die praktischen Erfolge des Sohnes.

Dabei aber verging die Zeit, und schon war zweimal der

Frühling wieder auf die Steppe gekommen, aber noch immer zeigte Felix seine Rückkehr nicht an. Ein heimliches Weh begann an Wandas Herzen zu nagen; sie verbarg es zwar sorgfältig vor dem Vater, den selbst Sehnsucht nach dem Sohn verzehrte, aber an den Erinnerungsorten ihrer Liebe, wo sie es ungehindert konnte, ließ sie ihrer Sehnsucht und ihren Träumen freien Lauf, und die schöne Melodie des Nachtigallenliedes konnte sie nicht mehr singen, weil ihr aus tiefem Weh die Stimme dabei versagte. Es gab auch oft längere Pausen zwischen den Briefen des Entfernten, und manchmal schrieb nur Felixens Onkel, der als Geschäftsführer stets mit ihm war, und berichtete von neuen Fahrten nach bedeutenden Städten, wohin man ihn, von seinem Ruhm angelockt, zu Konzerten eingeladen hatte. „Stört ihn in seinem Triumphzug nicht," fügte der Onkel stets hinzu, „er ist der König der Pianisten, der Held des Tages. Die Herzen fliegen ihm zu; Ruhm und Geld auch, es wäre unrecht, ihn jetzt abzurufen."

Und die Einsamen ergaben sich mit stillem Seufzen in das schmerzvolle Entbehren, da es des Geliebten Glück und Ruhm galt. Endlich kam ein Brief, der anzeigte, Felix sei in die Hauptstadt Rußlands zu einer Anzahl von Konzerten unter den glänzendsten Bedingungen berufen, und Felix selbst fügte hinzu: „Einmal in Rußland, wird mich nichts mehr zurückhalten, zu Euch zu eilen und mein Glück mit Euch zu teilen."

Wanda erglühte in unaussprechlicher Freude: „O, er kommt uns zurück," rief sie und wollte sich in Onkel Iwans Arme werfen, fuhr aber erschrocken zurück, als sie sah, wie er erblaßt war und welcher Schrecken sich auf seinem Antlitz malte.

„Was ist dir, was ist dir?" rief sie angstvoll; „die Nachricht, die uns das höchste Glück verkündet, scheint dich zu ängstigen und zu betrüben, — — — sprich, sag mir, Onkel, was es ist!"

Iwan schwieg einige Augenblicke, dann sagte er mit von Bewegung zitternder Stimme: „Du bist ein starkes und ver-

schwiegenes Herz, ich will dir mein Geheimnis anvertrauen, damit du über Felix wachen kannst, wenn ich sterbe. Höre denn: der Name, unter dem Felix in der Welt erscheint, ist nicht unser wahrer Familienname. Ich war einst in Petersburg in einer angesehenen Stellung, als Direktor am Konservatorium der Musik; mein musikalisches Talent führte mich in die höchsten aristokratischen Kreise, mein Unterricht wurde gesucht und reich bezahlt. Aber mich empörte das Unrecht, das ich begehen sah: die Akte der despotischen Willkür, die so viele Edle und Unschuldige ins Elend stürzten. Ich schloß mich einer geheimen Gesellschaft an, die im stillen daran arbeitete, bessere Zustände herbeizuführen und der Tyrannei ein Ende zu machen. In den Vereinigungen, die wir im strengsten Geheimnis zustande brachten, um uns über die Mittel und Wege zur Befreiung unseres heiligen Rußlands zu beraten, lernte ich einen Mann kennen, dessen Geist und Charakter mir die größte Sympathie einflößten, so daß mich bald eine warme Freundschaft mit ihm verband. Es war dein Vater, Wanda. Er war nur zeitweise in Petersburg, war aber einer der Eifrigsten in unserer Verbindung und machte Propaganda für sie in allen Teilen Rußlands, wohin ihn seine Geschäftsverbindungen führten. Ich erfuhr von ihm, daß er seine Frau und seine kleine Tochter in einem Landhaus in der Ukraine, wo seine Heimat sei, zurückgelassen habe, damit sie auf alle Fälle dort in der Verborgenheit sicher seien, wenn eine Entdeckung für ihn und uns alle schlimme Folgen haben könne. Äußerlich eine ganz unverdächtige Persönlichkeit, kam er durch seine Geschäfte in nahe Berührung mit der Beamtenwelt und erfuhr so manches, was sich dort im Verborgenen vorbereitete. Eines Abends kam er spät in großer Aufregung zu mir und erzählte in Hast, daß die Polizei unserer Verbindung auf der Spur sei, daß die Verhaftung mehrerer Personen beschlossen wäre und daß mein Name dabei obenan stehe. Verbannung nach Sibirien sei jedenfalls, was mich bedrohe. Er riet mir zu schleuniger Flucht, solang es noch Zeit sei, schlug mir vor, unter dem Namen seines Geschäftsreisenden hierher zu seiner

Frau zu gehen und so lange in dieser Verborgenheit zu weilen, bis die Gefahr vorüber sei und er die Mittel finden könne, mir zu helfen, meine Zukunft zu sichern. Ich hatte niemanden auf Erden als meinen Sohn; meine Frau war längst tot. Um seinetwillen, um ihn nicht vollends Waise werden zu lassen, gab ich jenen Vorstellungen nach. Noch in derselben Nacht besorgte dein edler Vater alles, und beim ersten Morgengrauen verließ ich mit Felix Petersburg und kam ohne Hindernisse hier an, wo ich deine Mutter von allem unterrichtete und von ihr auf das liebevollste aufgenommen wurde. Die Arme ahnte nicht, welche Quelle von Leiden meine Ankunft für sie sein würde. Dein Vater hatte geschickt das Gerücht zu verbreiten gewußt, ich sei nach Frankreich entflohen. Auch war es ihm gelungen, einen Teil meiner Bücher und mein Instrument der Beschlagnahme durch die Polizei zu entziehen und durch Freunde aus unserem Bund, unter fremden Namen, auf allerlei Umwegen hierher zu schicken, sowie mein kleines bewegliches Vermögen, das ich dann später dem Schwager in Wien zustellte, der es mir anlegte und von dem ich hier lebe. Wir, deine Mutter und ich, erwarteten nun täglich die Ankunft deines Vaters, mit dem ich dann das weiter zu Ergreifende beraten wollte. Nach langem Harren kam endlich ein Brief von einem Geschäftsfreund an deine Mutter, der uns mit vernichtendem Schmerz traf. Trotz aller angewandten Vorsicht hatte die Polizei doch ausgefunden, daß er meine Flucht, angeblich nach Frankreich, befördert habe. Man hatte ihn gefangengenommen und mit anderen Mitgliedern der geheimen Gesellschaft zur Deportation nach Sibirien verurteilt. Es war dies für ihn, bei seiner schwachen Gesundheit, wie eine Verurteilung zu einem langsamen, qualvollen Tod. Er sah voraus, daß seine Frau ihm werde folgen wollen, daß ich mich für ihn opfern und mich der Polizei ausliefern werde, um ihn zu befreien; er konnte in seiner großmütigen Seele den Gedanken nicht ertragen, dich und Felix zu Waisen zu machen und dem Elend preiszugeben und so zog er es vor, seinem Leben im Kerker ein Ende zu machen, indem

er Gift nahm, das er sich gleich, auf alle Fälle, nach meiner Abreise verschafft hatte. Ein Abschiedsbrief, den er durch das Mitleid eines Gefängniswärters dem Geschäftsfreund zur Besorgung hatte zukommen lassen können und worin er mich bat, die Seinen nicht zu verlassen, zerriß uns beiden das Herz. Ich war tief gebeugt durch den Gedanken, daß er um meinetwillen gestorben war, und ich fürchtete, deine Mutter würde mich hassen und mich von sich stoßen. Aber in ihrer großen Güte und Milde flehte sie mich an, die Bitte des Verstorbenen zu erfüllen, ihr ein Bruder, dir ein Beschützer zu sein und so lange hier in diesem abgelegenen Ort zu weilen, bis mein Andenken erloschen und alle Gefahr für mich vorüber sei. Ich fühlte, daß ich es dir und ihr schuldig war, euch den Beschützer zu ersetzen, den ihr um meinetwillen verloren. Felix war noch so jung, daß mein Unterricht noch auf Jahre für ihn genügen konnte und dann hatte ich eben jenen Schwager, den Bruder meiner verstorbenen Frau, in Wien in Aussicht, um seine fernere Ausbildung zu übernehmen. So blieb ich und es wurde hier nun ein Familienleben, dessen Frieden auch den Schmerz deiner Mutter allmählich sanfter machte und mir das Gefühl gab, als sühne ich so meine Schuld gegen deinen Vater und gegen euch. Die Mutter und ich hatten beschlossen, deine und meines Sohnes heitere Kinderjahre nicht durch die Einweihung in das Geheimnis zu trüben und euch die Unbefangenheit zu erhalten, die auch ein Schutz werden konnte im Fall einer dennoch immer möglichen Entdeckung. Als ich mich endlich entschloß, dem Schwager von dem lang Verschollenen Nachricht zu geben wegen der Zukunft meines Sohnes, da bat ich ihn, Felix nie zu sagen, daß der Name, den er führte, nicht sein wahrer Name wäre; ich gedachte ihm alles das erst mitzuteilen, wenn er ein Mann geworden und seine Stellung in der Welt befestigt habe. Du begreifst aber nun mein Erschrecken, Felix in der Stadt zu wissen, aus der ich fliehen mußte; doppelt jedoch preise ich es nun, daß er seine Vergangenheit nicht kennt, denn sein leicht entflammtes Gemüt hätte sich zu Unvorsichtigkeiten hinreißen lassen können; so

bleibt er unbefangen und entgeht hoffentlich jeder Gefahr. Aber ruhig werde ich doch nicht sein, bis ich ihn wieder fern von dort weiß!"

In tiefer Rührung hatte Wanda diese Erzählung vernommen. Nun kannte sie endlich das Schicksal ihres Vaters und sie liebte ihn um seines großmütigen Opfers willen, durch das er ihr die Menschen, die ihr am teuersten waren — Felix und dessen Vater — erhalten hatte. Auch sie bangte jetzt um Felix; aber sie hoffte, daß ihre Gebete und ihre liebenden Gedanken ihm Schutz sein würden und sie bemühte sich durch verdoppelte Liebe und Sorge, den Onkel Iwan zu trösten, den dieses Wiedererwecken der Vergangenheit tief erschüttert hatte und den dazu der Gedanke quälte, daß sie ihm nun zürnen könne, weil er ihr den Vater geraubt hatte.

„Hast du ihn mir nicht hundertfach ersetzt?" sagte sie, als er ihr diese Sorge aussprach; und seine Hände küssend, fügte sie leise hinzu: „Und hast du mir nicht Felix gegeben, der meines Lebens Sonne und mein einziges Glück ist?"

Der Greis schloß das holde Wesen in seine Arme, segnete sie immer von neuem und sagte tief bewegt: „Möge er stets deiner wert bleiben!"

Die Briefe kamen äußerst unregelmäßig, da die Post überhaupt nicht oft in diese abgelegene Gegend kam. Nach und nach traten aber so lange Pausen ein, daß Wanda Mühe hatte, ihr Weh vor dem ohnehin so besorgten Vater zu verbergen. Er sah voll Kummer die täglich mehr erlöschenden Rosen ihrer Wangen und die von heimlichen Tränen geröteten Augen. Endlich — nach vielen Wochen — kam wieder ein Brief. Wanda öffnete ihn in Hast, um ihn dem Onkel Iwan, an den er gerichtet war, vorzulesen. Er war von dessen Schwager, der schrieb, sie sollten Felix nicht zürnen, weil er nicht schreibe; aber er sei so in Anspruch genommen, müsse so viel spielen, werde so umringt von Huldigungen, so überhäuft mit Ruhm und Gewinn, daß er kaum zur Besinnung käme.

„In diesem Augenblick ist er auf dem Lande bei der Fürstin

Wirinowna, der geistvollsten, gefeiertsten Frau Petersburgs. Sie ist Musikerin, und Felix verbrachte schon manchen Tag bei ihr, um zu musizieren. Jetzt hat sie ihn für eine Woche in ihre Villa in der Nähe der Hauptstadt eingeladen, die ein wahrer Zauberort sein soll. Felix ist begeistert von der herrlichen Frau. Sie ist jung und schön, aber ihr Mann ist alt, es ist der Fürst Wirinowna."

„Mein Gott," rief Onkel Iwan erschrocken, „das ist derselbe, der damals Chef der Polizei war und mich hätte verhaften lassen, wenn dein großmütiger Vater mich nicht gerettet hätte; es ist auch derselbe, der ihn opferte. Und in diesem Hause weilt mein Sohn!"

Wanda suchte den väterlichen Freund zu beruhigen und zu ermutigen, aber in ihrem Herzen grub ein tiefer Schmerz blutende Wunden. Sie wußte zu wenig vom Leben, um sich Rechenschaft über diesen dunkeln Schmerz zu geben; aber das Leben schien ihr plötzlich tödlich traurig. Als sie sich am Abend in ihr Kämmerlein begab, sagte sie zu ihrer Mutter:

„Hör nur, wie die Nachtigall heute so traurig singt! Was hat sie wohl für ein Leid?"

„Ihr Lieb wird ihr wohl untreu geworden sein," erwiderte die Mutter scherzend, ohne zu ahnen, was sie damit erklärte.

Allein in ihrem Zimmer, öffnete Wanda das Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Es war nicht mehr Frühling und keine Mondnacht; der Himmel war vielmehr mit dunkeln Wolken bedeckt, durch die es manchmal feurig zuckte, während von Zeit zu Zeit ein fernes, dumpfes Grollen den nahenden Sturm verkündete. Und dazwischen ertönte immer wieder der klagende, lang gehaltene Ton der Nachtigall. Jetzt wußte Wanda wieder, was es bedeutete; sie sah in die dunkle Nacht hinaus und plötzlich, ihr selbst unbewußt, fing sie leise an, das Nachtigallenlied zu singen. Aber sie sang andere Worte als die, welche Felix gedichtet hatte, traurige Worte, sie wußte selbst nicht, wie sie ihr kamen:

O Nachtigall, o Nachtigall,
Was deutet nun dein Singen?
Bei diesem traurig süßen Schall,
Will mir das Herz zerspringen.

Einst sangst du mir, was Liebe sei,
In Lenzes Lust und Wonne;
Nun heißts: gestorben ist die Treu,
Und unter ging die Sonne.

So ende denn auch deinen Sang;
Es komme Nacht und Schweigen.
Mein Herz will ohne Lied und Klang
Sich still zur Ruhe neigen.

O Nachtigall, laß ab, laß ab! —
Doch kehrt der Frühling wieder,
Dann singe über meinem Grab
Von neuem süße Lieder!

Als sie den letzten Ton gesungen hatte, flossen die Tränen unaufhaltsam aus ihren Augen, als wollten sie ihre Seele darin auflösen. Sie weinte still die ganze Nacht hindurch und fiel erst gegen Morgen in einen Schlaf der Erschöpfung.

Und wieder verging längere Zeit, ohne daß Nachrichten anlangten. Dann kam endlich ein Brief; die Adresse war von Felix geschrieben. Ein Erröten des Glücks blühte auf dem bleichen Antlitz Wandas auf. Mit zitternder Hand öffnete sie den Brief, um ihn vorzulesen; er war nicht mehr aus Petersburg datiert, sondern aus einer kleinen deutschen Stadt und begann mit der Bitte um Verzeihung wegen langen Schweigens. Dann hieß es weiter: „Wenn Ihr wüßtet, was alles vorgefallen ist, Ihr würdet nachsichtig mit mir sein, wiewohl ich Euch vielfach schuldig erscheinen muß. Aber der Mensch ist nur Herr seines Schicksals, wenn er so wie Ihr abgeschieden von der Welt lebt. Im großen Strom des Lebens ergreift uns das Verhängnis und reißt uns mit fort, oft wider unseren Willen. Ihr wißt durch den Onkel, daß ich der Gast der Fürstin Wirinowna war, einer Frau, die mich durch ihren Geist noch mehr als durch ihre Schönheit unwiderstehlich anzog. Ihre Leidenschaft für die Musik führte

uns zuerst zusammen. In dem täglichen vertrauten Beisammensein des Landlebens, wo kein störendes Element zwischen uns war, denn ihr alter ungeliebter Gemahl war in der Stadt geblieben, wuchs die Leidenschaft, die in uns beiden längst heimlich glühte, zu offenen Flammen heran. Von Tönen und Harmonien getragen wiegte sich unsere Liebe in Himmelswonnen. Aus Tagen wurden Wochen. Da kam plötzlich eine Vertraute der Fürstin eilig aus der Stadt, uns zu warnen, da man dem Fürsten unser Verhältnis verraten habe, der nun, wütend gegen mich, seinen Einfluß am Hofe geltend machen wollte, um mich schimpflich aus Rußland auszuweisen. Die Fürstin, eine entschlossene, energische Natur, bestand darauf, daß ich alsbald fort müsse; denn sie kannte die Heftigkeit und den schlechten Charakter ihres Mannes. Sie bereitete alles für meine Abreise, ohne daß ich Petersburg noch zu berühren hätte, und nannte mir diese deutsche Stadt, wo ich Nachrichten von ihr erwarten sollte. Ich konnte mich kaum entschließen, von ihr zu gehen; sie aber forderte es, indem sie nur dann handeln könne, wie sie entschlossen sei, es zu tun. Ihr vertrauter Diener begleitete mich bis an die Grenze und ich kam glücklich hier an, aber voll quälender Unruhe, was aus ihr geworden sein möge, und voll Schmerz, sie verlassen zu haben. Euch konnte ich in dieser Stimmung nicht schreiben, ich konnte Euch nicht in die Ungewißheit, in der ich mich selbst befand, und in die daraus entstehende Qual mit hineinziehen — ach, und es war mir auch, als würdet Ihr mir zürnen, mich verurteilen, und doch konnte ich nicht anders! Es ist alles gekommen, wie es kommen mußte. Aus dem Zusammenstoß der äußeren Umstände mit unserer Natur entspringt das, was wir Schicksal nennen. Eines Morgens öffnete sich die Tür meines Zimmers und herein trat — die Fürstin, ihre kleine Tochter an der Hand führend. Es entfuhr mir ein Schrei der Überraschung; halb Wonne, sie wiederzusehen, halb Schreck über das Unabwendbare, raubten mir völlig die Sprache. Sie streckte mir lächelnd die Hände entgegen und sagte: „Mein Freund, ich habe alle Brücken hinter

mir abgebrochen, mein verhaßtes Band wird gelöst, dir gehört fortan mein Leben, und nur der Tod kann mich von dir trennen!"

Was blieb mir zu tun übrig? Konnte ich diese hochbegabte, herrliche Frau zurückweisen, nachdem sie mir alles geopfert, Rang, Reichtum, Glanz und Ansehen und allein und schutzlos mit ihrem Kinde dastand, für ewig aus der Heimat verbannt, dort eine Geächtete, nur in meiner Liebe ein Asyl suchend? Ich wäre ein Elender, wenn ich sie nicht für immer an mein Herz genommen hätte und Ihr hättet mich verachten müssen. Sobald ihre Ehe endgültig gelöst ist, werden wir uns vermählen. Dann gründe ich irgendwo ein trauliches Heim und dann kommt Ihr mit uns zu wohnen, in einer schönen, reichen, künstlerischen Existenz. Vergib, mein Vater! Vergib, meine Wanda! Bleibe mir eine treue Schwester, werde es auch ihr, die Dich lieben wird, wie ich Dich liebe, Dein Bruder und Dein Freund Felix."

Der Brief entfiel den zitternden Händen Wandas, ihr Haupt sank langsam auf ihre Brust; stumm, tränenlos saß sie da, wie eine Blüte, die der Sturm geknickt hat. Auch der Vater fand zuerst kein Wort; endlich umschlang er sie und sagte: „Komm, du bist nun mein einziges Kind!"

Sie legte still ihren Kopf an seine Brust und flüsterte: „Vergib ihm, Vater, vergib ihm!"

Sie blieb fortan ganz bleich und stumm, aber freundlich und liebreich bemüht um den Onkel und die Mutter.

Eines Tages ging sie wieder einmal in den Wald, wo sie lange nicht mehr gewesen war. Die Alten freuten sich und hofften, sie würde nach und nach wieder frischen Mut zum Leben schöpfen in der Natur, mit der sie so vertraut war. Als sie aber länger ausblieb als gewöhnlich, wurde ihnen angst und beide gingen aus, sie zu suchen. Sie betraten den Wald, und als sie sich der Stelle näherten, wo die Quelle aus dem Gestein springt, sahen sie sie schon von weitem im Moose wie schlafend hingestreckt liegen. Vorsichtig näherten sie sich, und die Mutter rief leise ihren Namen. Aber sie rührte sich nicht.

Da ergriff die Mutter ihre Hand und stieß einen Schrei aus; die Hand war eiskalt und fiel leblos zurück.

Entsetzt und bis ins innerste Herz getroffen, standen die beiden Alten vor der entseelten Steppenblume, die all ihr Bemühen, ihre Liebkosungen, ihr verzweifeltes Weh nicht zurückrufen konnten in das Leben. Ihr war das Herz gebrochen, das längst krank war von geheimem Gram, ohne daß man es wußte.

Als sie jede Hoffnung aufgeben mußten, sie in das Leben zurückkehren zu sehen, beschlossen sie, ihr hier an ihrem Lieblingsplatz, wo die Quelle erquickend murmelte und am Rand des Beckens unzählige Blumen nährte, wo im Frühling die Nachtigall in den Zweigen der Bäume sang und die Steppe all ihre Blütendüfte herauf sandte — ihr hier das Grab zu graben, in dem sie den unschuldigen Traum ihres Lebens weiter träumen könnte. Keine profane Hand sollte den jungfräulichen Körper berühren. Die zwei Alten betteten sie selbst in das duftende Grab. Die Liebe gab ihnen die Kraft dazu. Erst als sie in das verödete Haus zurückgekehrt waren, brach sich der Schmerz in endlosen Tränen Bahn.

Tags darauf schrieb Onkel Iwan an seinen Sohn: „Wanda ist tot. Wie ihr ganzes Leben eine süße, heilige Melodie war, so war ihr Tod das sanfte, still wehmütige Ausklingen einer der reinsten harmonischen Schöpfungen der Natur. Die Schuld, die Dir dabei zufällt, magst Du Dir selbst vergeben; ich aber bleibe hier, ein treuer Hüter des Grabes, in dem sie ruht. In die Welt, der Du Dich verbunden hast, passe ich nicht mehr. Mögest Du glücklich in ihr sein!"

Mehrere Monate nach dem Erzählten stand in einer deutschen Zeitung ein Artikel, worin von den Konzerten des berühmten russischen Pianisten Felix Wolnisky in einer der größeren Städte Deutschlands die Rede war und sein bewundernswertes Spiel bis in die Wolken erhoben wurde; hinzugefügt war:

„In dem letzten Konzert, das der unvergleichliche Künstler gab, begegnete ihm ein Unfall, der allgemeines Bedauern

hervorrief. Die Fürstin Wirinowna, die stets in seiner Gesellschaft ist und — wie man sagt — nach vollzogener Scheidung von ihrem Gemahl sich mit ihm vermählen wird, hatte die Sängerin, die im Konzert mitwirkte, heimlich ein Lied einstudieren lassen, das der Künstler einstmals gedichtet und komponiert hat und für das die Fürstin schwärmt. Sie wollte ihn überraschen, da sie gewiß war, daß dieses Lied das Publikum entzücken und einen neuen Triumph für ihn hervorrufen würde. Aber kaum hatte die Sängerin angefangen, das Lied zu singen, so sank der junge Künstler ohnmächtig hin, und das Konzert konnte nicht fortgesetzt werden. Es wurden allerlei Vermutungen darüber laut, was der Unfall bedeute; aber von alledem wird wohl nichts wahr sein und es war einfach eine Ohnmacht, veranlaßt durch die Hitze im Saal."

*

# Gedichte

# Inhalt

Seite
An Olga Herzen . . . . . 411
An Johanna Kinkel . . . . . 412
Gedichtfragment aus dem Jahr 1856 . . . . . 412
Mittagsstunde am Meer in Hastings . . . . . 415
1879 . . . . . 415
Kinderlied . . . . . 416
An Alexander von Warsberg . . . . . 417
An Alexander von Warsberg . . . . . 418
Am 2. Mai 1889 in der Villa Mattei, als ich gehört, daß Warsberg tödlich krank sei in Wien . . . . 419
An Olga und Gabriel Monod zur Silbernen Hochzeit 419
An N. N. zum Geburtstag . . . . . 420
Indische Legende . . . . . 420
Auf dem Gianicolo . . . . . 424
Auf dem Pincio . . . . . 424
Villa Doria Pamfili . . . . . 425
In Villa Borghese . . . . . 425
Auf dem Friedhof bei der Pyramide des Cestius . . 425
Villa Mattei . . . . . 426
Ein Einfall ohne alle Beziehung, aus Freude am Rhythmus beim Anblick des blauen Meeres . . . 426
1901 . . . . . 427
An Jeanne Monod . . . . . 427
Nach dem Sturm . . . . . 428
Sorrent . . . . . 428
Heimwärts . . . . . 429
Ekstase . . . . . 430
An Olga zum 21. November 1902 . . . . . 431

## An Olga Herzen

Vor deinem Bettchen stand ich oft versunken,
Mein ganzes Wesen war dann ein Gebet,
Nie hat zu seinem Gotte inbrunsttrunken
Ein Gläubiger mit heißrer Glut gefleht.

Du zartes Reis von einem fremden Stamme,
Das ich gepflanzt in meine tiefste Brust,
Wie dankte ich mit heißer Liebesflamme
Der Mutter, die geschenkt mir solche Lust.

Und dieser Wangen Rosen treu zu hüten
Gelobt' ich mit der Liebe scharfem Blick;
Um groß zu ziehen deines Geistes Blüten
Fleht ich um langes Leben das Geschick.

Und wenn das helle Stimmchen dann am Morgen
So fröhlich durch des Hauses Raum erklang,
Dann schlug mein Herz von allem Leid geborgen,
Selbst das Vergangne war nur noch Gesang.

Die kleinen Leiden alle, die dich trafen,
Wie Nadeln drangen sie ins Herz mir ein,
Mußt ich für einen Fehler dich bestrafen,
So litt ich selbst der Strafe ärgste Pein.

Doch wenn ich sah in deinen Kinderblicken
Den Geist geboren werden durch ein Wort,
Wie soll ich's nennen, dieses Hochentzücken?
Unsterblich leben wollt ich in dir fort.

Und durft ich meine Arme um dich falten,
Fühlt ich an meinem deines Herzens Schlag,
Dann dankt ich dem Geschick, das Wort gehalten,
Daß mir ein Kind am Mutterherzen lag.

Und nun? und nun? ach, nicht mal Grabesfrieden!
Du süße Blume lebst in Spiel und Scherz
Und ahnst es nicht, daß fern von dir geschieden
Ein Herz um dich vergeht in Sehnsuchtsschmerz.

1856.

*

## An Johanna Kinkel

Ich reiche dir die deutschen Farben,
Allein das Gold, das ließ ich aus,
Weil wir es uns noch nicht erwarben,
Das goldne Glück, daheim, zu Haus.

Uns, die auf fremder Erde sterben,
Uns gilt der schwarze Trauerrand,
Das blutig-rot gilt euch, den Erben
Des Kampf's ums freie Vaterland.

Einst werden schwarz und rot versinken,
Wenn ausgekämpft der heiße Streit;
Doch golden wird die Sonne blinken
Dann über Deutschlands Herrlichkeit.

*

## Gedichtfragment aus dem Jahre 1856

Was klopfst du, Muse, an des Herzens Toren?
Du, die so lange mich nicht aufgefunden,
Erblüht dir Leben nur aus anderer Wunden?
Wirst du aus Todesschmerzen nur geboren?

Ich hab' dich oft im Jugenddrang gesehen,
Wenn stürm'sche Sehnsucht rief nach dem Befreier,
Dann hülltest du mich ein in deine Schleier,
Und trugst mich siegend auf des Lebens Höhen.

Und einen Kranz versprachst du mir, gewunden
Aus goldnen Blüten reiner Ideale,
Mit einem Trank aus der Begeisterung Schale
Sollt' ich vom Leid des niedren Staubs gesunden.

Ein Wehruf unterbrach dies Wonneleben;
In einer Nacht zerstört ein Todesschauer,
Was mir gewebt schien für die ew'ge Dauer.
Im Sturm verging das holde Frühlingsweben.

Doch durft' ich nicht am eignen Leid vergehen;
Ein Schlachtenruf erschallte durch die Welten,
Auch in des Weibes Brust flammt Mut der Helden,
Es galt den Kampf der heiligen Ideen.

Und kühn mich stürzt' ich in die offnen Schranken,
Rückhaltlos opfert' ich des Lebens Güter —
Doch ach! Der Freiheit Banner sanken wieder,
Die alte Welt — sie stand noch ohne Wanken.

Gleich ihnen, die zu Brüdern ich erkoren,
Blieb ich zurück, allein und ohne Habe;
Doch, ungebeugt, griff ich zum Wanderstabe,
Zur Arbeit griff ich, wie ich's einst geschworen.

Da sah ich plötzlich, auf den rauhen Stegen,
Ein Paradies voll Lieb' und Frieden winken,
Wie Sterne holde Kinderaugen blinken,
Sah bei der Arbeit auch der Arbeit Segen.

Und ich trat ein mit heiligem Verlangen;
Hier wollt' ich einen Friedenstempel bauen;
Der Zukunft Träume hier verwirklicht schauen,
In junger Seelen freudigem Empfangen.

Da war ich glücklich; die verheißne Krone,
Ich fühlte sie in meinem Herzen blühen,
Wenn ich mit wahrer Mutterliebe Glühen
In ihrer Augen Glanz mich sah zum Lohne.

Da plötzlich klingt in diese Harmonien
Ein Ton, der in des Lebens Mark mir schneidet;
Die Stimme ruft: Zeit ist es, daß ihr scheidet,
Sie sind nicht dein, du mußt von ihnen ziehen.

Ein wilder Schmerz verwirrt mir schwer die Seele;
Die Löwin darf um ihre Jungen streiten,
Und ich, ich soll mit kaltem Blute meiden,
Was nicht mein eigen, ob ich's frei mir wähle.

Da in des Schmerzes dunkel wilde Wogen
Versank mir der Besinnung klare Stille;
Die Wahrheit schwand mir hinter schwarzer Hülle,
Und tief zum Grund ward ich hinabgezogen.

Nun bin ich aufgewacht am Uferstrande,
Doch zwischen mir und der geliebten Stelle
Liegt trennend jetzt des Ozeans weite Welle,
Und ewig fern bin ich vom Heimatlande.

Und schwere, schwere Tränen fallen nieder,
Das Herzblut fließt aus einer tiefen Wunde,
Da plötzlich klingt in diese Trauerstunde
Ein leiser Ton, der spricht: ich kehre wieder.

Ins Leben hatt' ich dich hinaus entlassen,
Du hast gelebt, geliebt, gekämpft, gestritten,
Du hast gefehlt, geirrt, du hast gelitten,
Nun laß dich in die Retterarme fassen.

Komm, in der Taufe heiliger Gedanken,
Will ich dich deiner Fehle Schuld entladen,
In reinem Quell gesund dich wieder baden,
Daß frei du auferstehst und ohne Wanken.

Im Lebensmorgenrot such' ich die Meinen,
Dann send' ich meine Priester aus auf Erden,
Sie müssen Kämpfer, Pilger, Sünder werden,
Der Leidenschaft, des Schmerzes Tränen weinen.

*

## Mittagsstunde am Meer in Hastings

In der Mittagsstille
Schläft das blaue Meer,
Leis wie Traumgestalten
Ziehn die Wellen her.

Und gleich Schwänen gleitend,
Dort die Barke zieht;
Selbst das ew'ge Rauschen
Tönt gleich fernem Lied.

1856.

*

## 1879

Könnt' ich dir's mit Worten sagen,
Wär's das heilge Rätsel nicht,
Das die Ahnung nur im stillen
Fernher leuchtend will enthüllen,
Unsrer Erdennacht ein Licht.

Fragst du mich, was ist die Liebe?
Frag' mich auch, was ist Musik?
Was der Dichtung heilge Quelle?
Was der Sonnenstrahl, der helle?
Frag' mich auch, was ist das Glück?

*

## Kinderlied

Könnt' ich dir ein Kränzlein winden
Auf der schönen Alpenflur,
Dir die holdsten Blumen finden
Dieser herrlichen Natur!

Könnt' ich dir das Lämmlein bringen,
Das dort ruht im Kräuterschoß,
Spielend mit dir umzuspringen,
Gar ein lieblicher Genoß!

Könnt' auf ihren leichten Schwingen
Senden ich die Vögelein,
Und das Heer von Schmetterlingen,
Tanzend ihren luft'gen Reihn!

Könnt' ich in dein klein Gemüte,
Wie in einen heilgen Grund,
Säen aller Lieb' und Güte,
Aller Anmut holden Bund;

Tragen dich auf meinen Armen
In der großen Geister Reich,
Dort für's Höchste zu erwarmen,
Dich den Höchsten machen gleich.

Doch ich kann nur segnen, leise:
Werde schön und werde gut,
Werde liebevoll und weise
Und hab' hoher Seelen Mut.

Denn es gilt ein kühnes Wagen
Um des Lebens höchsten Preis,
Und nur starke Waffen tragen
In der Auserwählten Kreis.

Pieve di Cadore 1881.

*

## An Alexander von Warsberg

### Mit einem Krug Blumen

Hier, wo die strahlenden Olympier weilen,
Den Nektar sich in goldnen Schalen reichen,
Wo nur das Schöne will dem Schönern weichen,
Was braucht der nord'sche Rabe herzueilen?

Der Wotansbote von den düstern Grenzen,
Wo um die Sonne trübe Nebel grauen,
Was braucht er uns den Metkrug zu kredenzen,
Den armen Trank, den jene Götter brauen?

Es ist ein Gruß, den Wotan euch entsendet,
Er hat mit tiefem Mitgefühl erfahren,
Daß sich die Erde auch von euch gewendet,
Ihr Strahlenden, so wie von uns Barbaren.

Die Menschen glauben, Götter zu entbehren
Sei nun vernunftgemäß die Zeit gekommen,
Nicht mehr in Tempeln wollen sie verehren,
Die heil'gen Opferflammen sind verglommen.

Wir lassen sie dem eitlen Wahn, die Armen,
Und fliehen fern zu unsern Wolkenreichen;
Die nie in Götterarmen mehr erwarmen,
Sie werden nie Unsterbliches mehr zeugen.

Ihr seid bevorzugt, seid die ewig Schönen,
Allein auch uns schuf gläubig frommes Hoffen;
Und wenn um euch Olympos Hymnen tönen —
Auch uns steht eine Götterheimat offen.

Da feiern wir, was ewig dagewesen,
Was ewig sein wird, in des Lichtes Fülle,
Mit Chören derer, die wir auserlesen,
Schaun wir der Wahrheit Antlitz ohne Hülle.

Laßt denn den Krug hier, ein geheimes Zeichen,
Bescheidnen Raum mit euren Bildern teilen.
Wißt: wo sich Götter grüßend niederneigen,
Da sicher muß ein Auserlesner weilen.

Venedig, Neujahrsabend 1889.

*

## An Alexander von Warsberg

Nach einem Gespräch

„Leget Anmut in das Geben,"
Goethe sagt's, der große Dichter;
Leget Anmut in das Leben,
Sag ich, und es wird euch lichter.

Wie der Frühlingslüfte Fächeln
Scheucht des frost'gen Winters Wehen,
So kann milder Güte Lächeln
Nimmer Unmut widerstehen.

Und ein freundliches Bestreben
Ebnet uns die rauhen Pfade;
Wo der Anmut Grazien leben,
Öffnet sich das Reich der Gnade.

Bologna, 3. Januar 1889.

*

## Am 2. Mai 1889 in der Villa Mattei, als ich gehört, daß Warsberg tödlich krank sei in Wien

O, traure nicht, daß du am regen Treiben
Des Tags nicht konntest lauten Anteil nehmen,
Daß in den staatenlenkenden Geschäften
Ein mächtiger Führer werden dir versagt war,
Des Staatsmanns oft so eitler Ruhm dir fehlte
Und ird'sche Kraft gebrach zu ird'schem Wirken.

Das alles ist doch auch vergänglich Wesen,
Zerfällt im steten Wandel der Geschicke,
Und wer geglaubt hat, Dauerndes zu schaffen,
Sieht, eh er stirbt, den stolzen Bau zertrümmern.

Du aber schreibst dich ein ins Buch des Lebens,
Wo ewiger Gedanken blühende Fülle
Zum Kranze der Unsterblichkeit sich windet.
Das Höchste, was der Mensch hier kann erstreben,
Du hast's erreicht: den Gott in dir zu finden.
Was sterblich war, verfällt dem Erdenlose.
Doch ewig ist, was ewig sich erkannte.

*

## An Olga und Gabriel Monod zur Silbernen Hochzeit, 6. März 1898

Mit einem silbernen Kranz

Du trugst sie nicht, die Myrthenkrone,
Wartetest weisheitsvoll darauf,
Daß sich erfüll' der Zeiten Lauf,
Und daß der Silberkranz dir lohne.

Dem frommen Hoffen ist's geschehen;
Es blüht um dich das reine Glück,
Und wir erbitten vom Geschick,
Dich noch im goldnen Kranz zu sehen.

Doch ihm, der dir so treu verbunden,
Gebührt der Strauß im Silberglanz;
Er gebe ihm, wie dir der Kranz,
Sel'ge Erinnrung schöner Stunden.

Seid denn gegrüßt, ihr teuren beiden,
An diesem Markstein eurer Bahn;
Geht mutig weiter sie voran,
Am goldnen Ziel euch einst zu weiden.

*

## An N. N. zum Geburtstag 1899

Mit einem kleinen Taschenbuch

Nicht flücht'gere Vögel gibt es, als Gedanken;
Sie flattern schon, wenn kaum sie erst geboren,
Und grad die besten sind uns schnell verloren,
Setzen wir ihnen nicht gleich feste Schranken.

Hier ist ein kleiner Käfig, sie zu fangen,
So klein, daß er uns immer kann begleiten,
Daß, wenn die Flücht'gen ihre Flügel breiten,
Um zu entfliehn, sie schon im Netze hangen.

Es sei die Spur von zahllos schönen Tagen,
Von Harmonie erfüllten, sel'gen Stunden,
Wie meine besten Wünsche sie bekunden,
In diese kleinen Blätter eingetragen.

*

## An Alice Hallgarten zu Weihnachten 1899

Indische Legende

In Indien, fern von hier und weit,
Da wurde einst, vor langer Zeit,
Ein Königskind geboren.

Es war ein Mägdlein zart und fein,
Das wurde von den Eltern sein
Zum Liebling auserkoren.

Man hüllt's in seidne Kleider ein,
Besetzt mit Perl' und Edelstein,
Behängt's mit goldner Kette,
Und was es immer auch begehrt,
Damit es alsbald sei gewährt,
Eilt jeder um die Wette.

So wächst sie auf in Glück und Lust,
Und in der jugendlichen Brust
Lacht übermüt'ges Streben.
Im Überfluß mit Gut und Geld,
Ja, so beherrschet man die Welt,
Und schafft sich ewig Leben.

Die Götter sehen stille zu:
Du irrst, so wird dir keine Ruh,
Mußt öfter wiederkehren.
Mußt kennen erst des Lebens Pein
In der Gestaltung buntem Schein,
Mußt leiden und entbehren.

So wandelt durch Jahrhundert' fort
Die Seele nun von Ort zu Ort
In wechselnden Gestalten.
Im Alter, in der Armut Leid,
In Freude und in Traurigkeit,
Sieht sie des Lebens Walten.

Sieht, wie des Elends harte Not
Den Geist umfängt mit Nacht und Tod,
Daß er versinkt im Bösen.
Sieht, wie auf Erden Haß und Neid
Mit Strafen, statt Gerechtigkeit,
Die Welt sucht zu erlösen.

Die Seele hat all das gesehn,
Mußt' selber manchen Kampf bestehn,
Fällt und hat überwunden.
Doch endlich heißt's im Götterrat:
Nun ist die Atma reif zur Tat,
Nun kann sie ganz gesunden.

Und wieder in das Leben ein
Tritt sie, ein Mägdlein klug und fein,
Doch nicht mit Königskronen.
In einer buntgefärbten Welt,
Versehen neu mit Gut und Geld,
Kommt diesmal sie zu wohnen.

Und es umgibt sie Reichtums Pracht,
Doch all das sie nicht glücklich macht,
Sie fühlt ein dunkles Sehnen.
Und immer sucht und fragt ihr Blick:
Wo ist, wo ist das wahre Glück?
All dies ist trüg'risch Wähnen.

Da, wie Erinnrung tönt's zurück
Ganz leise: Geben ist das Glück,
In anderer Freude leben!
Und alsbald spendet sie mit Lust
Den Freunden, liebevoll bewußt
Legt Anmut sie ins Geben.

Doch wieder flüstert's in der Brust,
Als hätt' sie's einmal schon gewußt:
Das ist nur lockend, spenden.
Zu denen aber, die im Staub,
Für Schönes blind, für Hohes taub,
Vergehn, mußt du dich wenden.

So wieder in des Elends Nacht,
Wo niemals hell die Sonne lacht,
Wo Not und Schuld sich einen,

Steigt sie hinab, der Gaben voll,
Daß keiner mehr es essen soll,
Sein hartes Brot mit Weinen.

Noch nicht genug, ruft es in ihr,
Mit Nahrung hilft man bloß dem Tier;
Hier gilt's ein höh'res Geben.
Gesunder Arbeit reichem Schoß
Ring' sich ein geistig Dasein los,
Ein menschenwürdig Leben.

Aufs neue eilt sie rasch zur Tat,
Bald blüht das Feld, bald reift die Saat,
Bebaut von jungen Händen*).
Vom armen Kinde fängt sie an,
Der Knabe werd' zum tücht'gen Mann,
So heißt es Segen spenden.

Nicht endet sie: ihr eignes Herz
Zu lösen von des Daseins Schmerz,
Will sie sich jetzt erheben.
In ihres Innern heiligem Schrein
Soll Liebe nur und Duldung sein
Und geistverklärtes Streben.

Die Götter sehn ihr lächelnd zu:
Nun steigst du auf zur höchsten Ruh,
Zu der Vollendung Kronen.
Von Grad zu Grad gehst du hinauf,
Um, wenn vollbracht der ird'sche Lauf,
Im ewigen Licht zu wohnen.

---

*) Alice Hallgarten hatte in der Umgebung von Rom eine Ackerbaukolonie gegründet.

*

## Auf dem Gianicolo

November 1900

Die goldnen Blätter nieder
Weht sie der Wind vom Baum;
Ein Jahr entfloh schon wieder
Vom kurzen Lebenstraum.

Sie haben Wort gehalten,
Vom ersten Frühlingsgrün
Bis zu den Goldgestalten,
Die jetzt im Winde fliehn.

O Mensch, laß ab vom Klagen,
Halt' du auch immer Wort;
Dann wirst du Goldschmuck tragen,
Den weht kein Wind dir fort.

*

## Auf dem Pincio November 1900

Im Anblick einer Schar Priester, die sich sehr unziemlich benahmen

Unsel'ge Männer, die ihr der Wahrheit
Hüter zu sein, euch vermessen,
Die ihr die Form auf die Altäre hobt,
Und habt den Geist darüber vergessen!
Irre führt ihr das leicht betrogne Volk,
Laßt's stets nur vor Götzen treten.

— — — — — — — — — — —

Und jene Gottgestalt, was lehrte sie?
„Im Geist und in der Wahrheit sollt ihr beten!"

*

## Villa Doria Pamfili,
### Ende April 1901
Nach langer, schwerer Krankheit

Fast schon vergaß ich dich, Welt!
Kaum noch freut mich dein Anblick.
Schön'ren Gefilden bereits
Eilte die Seele mir zu.

*

## In Villa Borghese

Götterentfremdet? Ja, das ist sie, die heutige Welt.
Wollt ihr den schönen Olymp durch menschliche Wesen ersetzen,
O, so bildet in ihnen erst das Göttliche aus.

*

## Auf dem Friedhof bei der Pyramide des Cestius

In dem Zypressenhain war ich,
Wo sie dichtgedrängt ruhn.
Manche wohl hab ich gekannt,
Ein'ge auch herzlich geliebt.
Längst ja verweset ist nun
Ihr Bild, ihre Erscheinung,
Kalt sieht der Stein mich nur an,
Welcher ihr Sterbliches deckt;
Keine Antwort ertönt mehr
Auf die herzliche Frage,
Wie einst die Lippe sie mir,
Freundlich erwidernd, vertraut.
Seid ihr's denn noch, die da ruhn?
Nein! Es ist nur das Kleid,
Das ihr geworfen von euch.
Doch euer Selbst?

In der Erinnerung lebt es,
So wie es einst war, nun fort.
Bis dann auch ich mich gesellt,
Zu ruhn hier als Erscheinung,
Indes der Funke sich neu
Der göttlichen Flamme vereint.

Juni 1901.

*

## Villa Mattei

Juni 1901

Wie fern, o wie fern!
Wie weit, ach wie weit!
So erlischt mancher Stern,
So entflieht goldne Zeit!

Und es war doch so rein,
Und es war doch so schön!
Kann denn nichts ewig sein,
Hohes auch nicht bestehn?

Fort wie in Sturmes Eil
Schwindet so Leid als Glück;
Halte dein inn'res Heil
Frei vom Geschick!

*

## Ein Einfall ohne alle Beziehung, aus Freude am Rhythmus beim Anblick des blauen Meeres

August 1901, Sorrent

Spielende Welle,
Trag mich hinaus,
Fernhin, wo helle
Glänzet ein Haus.

Eilende Welle
Zum fernen Glück,
Stürmtest du schnelle
Zur Heimat zurück!

Kosende Welle,
Still' meinen Schmerz,
Dort an der Schwelle
Ist Ruh für mein Herz.

*

## 1901

Vergeblich streben
Liebende Herzen,
Andrer Schicksal zu lenken
Nach ihren Wünschen.
Immer noch waltet
Das eiserne Fatum;
Doch nicht thront's mehr
Hoch über Wolken;
In der eignen Brust
Bereitet sich's jeder.

*

## An Jeanne Monod

### Zum Abschied von Sorrent 1901

Es glitt dahin auf dunkelblauer Flut,
Das weiße Schiff in feierlichem Schweigen,
Es war, als wollte es sich würdig zeigen,
Zu tragen ein ihm anvertrautes Gut.

Ja, trag es still auf leichten, ruhigen Wellen,
Hinunter an Italiens Meeresstrand,
Den Abschied von dem vielgeliebten Land,
Die tiefe Wehmut sanft ihm zu erhellen.

Und mir, der dieses liebe Gut entschwunden,
Was bleibt denn mir in meiner Einsamkeit?
Was bleibt? Der Trost, daß sich für alle Zeit
Dein warmes Herz dem meinen hat verbunden.

*

## Nach dem Sturm

Der Sturm hat endlich sein Toben beendet,
Die Wolken verschwanden in Duft aufgelöst.
Friedenvoll liegt nun die Fläche des Meeres
Geglättet zur Ruh nach stürm'scher Erregung
Heiter spannt, ein durchsichtiges Zeltdach,
Der nächtige Himmel sich über die Welt,
Vom silbernen Vollmond milde durchleuchtet
Und mit schimmernden Sternen prächtig geschmückt.
Wie Geisterhauch schwebt nur die Stille umher.
Nichts ist erhabener als dieses Schweigen!
Ist's doch, als läg das Geheimnis des Daseins
In ruhiger Klarheit enthüllet nun da.
Seele — verstehende — ahnst du das Gleichnis?

Ja, schon entfalten sich Schwingen im Innern,
Tragen hinauf mich zu ew'gen Gefilden,
Wo göttliche Ruh der Erfüllung mir winkt.

Sorrent, 26. August 1901.
Abends an offener Terrassentür.

*

## Sorrent, Ende September 1901,

als ich so arg krank und elend war, da tönte es plötzlich aus tiefster Seele herauf:

Send' aus deiner Gnadenfülle,
Ew'ge Liebe, einen Strahl
Auf die arme Erdenhülle,
Die sich zehrt in Körperqual.

Bin bereit ja, fortzugehn,
Wo uns Ruh für immer stillt,
Oder kampfbereit zu stehn,
Wenn's dort höh're Kämpfe gilt.

Nur nicht lahm die Flügel legen,
Daß der Geist in Nacht versinkt.
Immer jenem Licht entgegen,
Das aus Ewigkeiten winkt.

*

## Heimwärts

Laß uns heimwärts ziehen, liebe Seele,
Laß das alte Kleid nun hier zurück.
Ausgeglichen sind des Lebens Fehle,
Und im Frieden endet das Geschick.

In der Jugend gold'nen Phantasien
Schien mir eine schön're Welt geplant;
Edlere Geschlechter sah ich ziehen,
Höh're Wonnen hat mein Herz geahnt.

Glaubte an den festen Sieg der Tugend,
An die Herrschaft der Gerechtigkeit,
Daß der Liebe Glück und sonnige Jugend
Nimmer enden könne mit der Zeit.

Langsam rollt' sich dann das Weltgetriebe
Mir vor den erschrocknen Blicken auf,
Sah nur Haß und Streit anstatt der Liebe,
Sah der ew'gen Widersprüche Lauf.

Sah im Elend Tausende versinken,
Und das Laster reich auf ird'schem Thron;
Nicht die Schönheit sah ich siegend winken,
Noch den Held empfangen seinen Lohn.

Ach! warum, warum das viele Leiden?
Besser wird man nicht durch herben Gram;
Gut sind vielmehr, die sich freuten,
Die das Glück in seine Arme nahm.

Weltenschöpfer, hat dir's so gefallen?
Freust du dich an dieser armen Welt?
An der Menschheit kindisch dummem Lallen,
Das kein Geisterhauch versöhnend hellt?

Nein, du bist's auch nicht, der das erfunden,
Höheres Gesetz ahn' ich im Sein;
Heilung gibt es für des Lebens Wunden,
Gibt Vollendung in der Geister Reihn.

So versöhnt nun mit den vielen Fehle
Der Erscheinungswelt, mit dem Geschick,
Laß uns heimwärts ziehen, liebe Seele,
Nur das alte Kleid bleib hier zurück.

Rom. Anfang Mai 1902.

*

## Ekstase

Schöne Rosen möchten noch erblühen
Hier wie jugendfrisch in meinem Herz;
Tönen hör ich sel'ge Harmonien,
Sanft versöhnend jeden Erdenschmerz.

Wie zum Tempel, höchsten Göttern teuer,
Weitet sich die Brust zum heil'gen Raum,
Auf dem Altar flammt das ew'ge Feuer
Und verklärt den langen Lebenstraum.

Rosa Wölkchen flattern dort oben,
Bilden sich zum Flügelpaare aus;
Ja — ich komme bald! Von Licht umwoben
Tragt mich freundlich in das Vaterhaus!

Nettuno. Sommer 1902.

*

## An Olga zum 21. November 1902

### Mit einer Weckeruhr

Weck' sie nicht aus süßem Schlummer,
Aus des Traum's fantastischem Reich;
Nur wenn Bilder nah'n mit Kummer,
Dann, o Wecker, weck' sie gleich!

Weck' sie nur zu frohen Stunden
An des eignen Hauses Herd!
Weck' Erinnrung, wenn entschwunden,
An was einst ihr lieb und wert!

Wie vom Traume, so zum Wachen,
In dem wechselnden Geschick,
Über Weinen, über Lachen,
Weck' sie immer neu zum Glück!

*

# Der Segen der heiligen Katharina

## Schauspiel in vier Aufzügen

Der Stoff ist den Annalen von Siena entnommen

*

(Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt. Alle Rechte vorbehalten)

# Personen:

Anselmo Salimbeni (Edelmann in Siena)
Onorato Maculli, sein Oheim
Carlo Montanini
Angela, seine Schwester
Pietro Carboni (Bürger und Mitglied des Rats)
Andrea, sein Vetter
Katharina Benincasa
Erminia, Dienerin der Montanini
Donna Simonetta
Donna Clelia } Basen der Montanini
Donna Beata
Deren drei Männer
Ein Gefängniswärter
Ein Aufwärter
Ein Diener des Salimbeni
Verwandte des Salimbeni
Mitglieder der Regierung und Volk von Siena

*

Ort der Handlung: Siena in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts

# Erster Aufzug

(Eine offene Säulenhalle wie die Vorhalle eines Hauses. Man sieht zwischen den Säulen in einen Garten. Im Hintergrund eine Zypressengruppe, hinter der ein Häuschen sichtbar wird. Dies kann nur ein Vorhang sein, hinter dem die zweite Dekoration bereit ist.)

## Erster Auftritt

(Pietro und Andrea treten von außen kommend in die Halle ein.)

Pietro: Willkommen noch einmal, Vetter, im Heim zu Siena. Ihr wart wohl weit umher in der Welt und habt viel Wunderbares gesehen, wißt was zu erzählen.

Andrea: Ja, ich war immer ein unruhiger Geist, wie Ihr Euch wohl erinnert. Ich lief in die Welt, Abenteuer zu suchen, habe viel Not gelitten und endlich eingesehen, daß es doch besser ist, zu Haus zu bleiben und ein Gewerbe zu treiben, das seinen Mann ernährt, denn — daß ich's Euch gestehe — arm wie ich ging, komm ich auch wieder heim. Aber Euch, Vetter, scheint es wohl gelungen; gar stattlich sehen Haus und Garten aus, verkünden des Wohlstands Fülle.

Pietro: Ja, Gott hat meinen Fleiß gesegnet.

Andrea: Ich schäme mich, so arm vor Euch zu treten.

Pietro: Nun, wollen sehen, wollen sehen! Ich bin ein Mann von Ansehen hier in unserer Republik, und wenn Ihr brauchbar seid, könnt' ich Euch schon zu einem Amt verhelfen.

Andrea: O Vetter, ich würd's Euch ewig danken. Ihr könntet alles von mir dafür verlangen. Sagt mir doch, bei welchem Regiment seid Ihr beteiligt? Wer regiert jetzt hier in Siena?

Pietro: So seid Ihr ganz unkundig dessen, was hier geschah?

Andrea: Denkt nur, im fernen Morgenland, stets um des Lebens Notdurft kämpfend, wie sollte ich da Kunde wohl erlangen? Nur einmal traf ich in Bagdad einen Handels-

mann aus Siena, der berichtete, es dauere der alte Streit der Salimbeni und Montanini fort.

Pietro (wichtig): Nun darüber, Dank sei's der Madonna, sind wir hinaus. Die Montanini sind gänzlich unterlegen. Die Salimbeni stehen an der Spitze der Republik.

Andrea: Was war die Ursach doch des Streites? Nicht erinnre ich's mehr.

Pietro: Die Feindschaft fing an mit dem Tod eines Salimbeni, der von einem Montanini erschlagen ward. Von da wollt's nimmer wieder Frieden werden; der tiefste Haß trennte die beiden Häuser und brach gar oft in blut'ge Händel aus.

Andrea: Und wie kam's, daß die Salimbeni so völlig siegten?

Pietro: Es kam so Schlag auf Schlag, im Kampf und auch vor dem Gericht, wobei der alte Tomaso Montanini all seine Habe verlor und dann vor Gram starb. Von dem Geschlecht sind nur zwei noch übrig, des Tomaso Sohn und seine Tochter.

Andrea: Und was ist deren Schicksal?

Pietro: Sie sind bettelarm, sind meine Nachbarn. Das Häuschen dort, da hinter den Zypressen ein Stückchen Land, das sie selbst bestellen, ist alles, was ihnen blieb.

Andrea: Die armen jungen Leute!

Pietro: Bah! es sind hochmüt'ge Narren, der Bruder wenigstens. Ich meine, jetzo mit ihm ein Geschäft zu machen. Das Gütchen schneidet gerade in mein Besitztum ein. Es ärgert mich, das Häuschen da zu sehen, das nicht mein ist; mein Gut wird abgerundet, hab ich das noch. Ich will das Gütchen kaufen.

Andrea: Auf wieviel schätzt man es?

Pietro: Auf tausend Fiorini. Ich zahl's ihm bar.

Andrea: Da wird er sich wohl nicht lang besinnen.

Pietro: Hm! er ist stolz! Was aber hilft ihm denn sein alter Name? Der beste Name heißt doch: Gold im Säckel.

Doch kommt nun, Vetter, daß ich Euch bewirte. Ihr seid mein Gast, bis sich ein Unterkommen für Euch findet.

Andrea: Eure Güte beschämt mich, Vetter.

Pietro: Nun, für seine Sippe hat man noch etwas übrig. Den fremden Bettler weis' ich von der Tür, der arme Verwandte findet bei mir Hilfe. Kommt herein zum Imbiß.

(Beide ab.)

## Zweiter Auftritt

(Zimmer im Haus der Montanini, einfach, aber heiter und reinlich. Rechts ein Tisch bei einem Bogenfenster mit kleinen runden Glasscheiben wie zur Zeit der Renaissance, an demselben einige Blumenstöcke. Auf dem Tisch Folianten und Papiere. Carlo sitzt an demselben und schreibt. Im Hintergrund eine offene Tür, durch die man in ein Gärtchen sieht. Rechts und links andere Türen. Angela kommt durch die Mitteltüre, hält eine Rose in der Hand, schleicht sich hinter Carlo und hält ihm die Rose vor.)

Angela: Mein Carlo, da riech den süßen Rosenduft und laß die ewigen Grübeleien über das, was doch mal nicht zu ändern ist.

Carlo: Ach, liebe Schwester, kannst du es mir verdenken, daß unseres Hauses Schicksal mir nicht Ruhe läßt, daß ich unserer Väter Taten aufzuzeichnen mich bemühe, damit die Welt einst wisse, was Sienas edelstes Geschlecht erduldet?

Angela: Carlo, ich traure auch, wenn ich der teuren Eltern denke, und daß der Gram sie uns so früh geraubt. Nur dünkt mich, wir ehren unserer Väter Mut durch mutiges Ertragen des unverdienten Loses. Und sieh nur, Lieber, sind wir nicht noch glücklich? Lacht uns der Heimat blauer Himmel nicht? Blühen nicht im Garten süße Blumen? Haben wir nicht, was dem Leben not?

Carlo: Du holdes Kind, du machst mich fast erröten. Ja, du hast recht: es ist der höhere Mut, das Unverschuldete mit Fassung tragen. Du gibst mir das Beispiel. Aber eben das ist mein größtes Leid, daß ich dich nicht einer Montanini würdig geschmückt kann sehen.

Angela: Ei, Carlo, steck die Rose mir ins Haar; sieh, einen schöneren Schmuck begehr' ich nicht. Du glaubst nicht, wie ich glücklich bin, wenn ich am frühen Morgen in den Garten trete, der erste Sonnenstrahl die Stirn mir küßt und holder Blumen Kelche sich erschließen. Dann scheint die Welt mir so unnennbar schön, und all mein Fühlen wird ein Gebet zu Gott, der diese Erde so geschmückt hat. Ich denke dann oft — —

(sie hält inne)

Carlo (der ihr mit Rührung zugehört hat): Was, gute Angela?

Angela: Ich will's dir sagen. Du schiltst mich nicht, nicht wahr, wenn ich's bekenne?

Carlo: Nein, mein geliebtes Kind.

Angela: Nun, ich denke, es ist der Gottesliebe heiliges Glück, das sich mir so leuchtend in die Seele senkt, und dann kommt mir der Gedanke, ich solle zu unserer frommen Katharina gehen und sie bitten, mich einzuweihen zu des Ew'gen Dienst.

Carlo (erschrocken): O Angela, du denkst das nicht im Ernst?

Angela: Doch, lieber Bruder, oft will mir's so scheinen, als sei's das Rechte. Sieh und dann — — dann wärst du auch der Sorge um mich los und könntest freier dein Geschick verfolgen. Unser kleines Erbgut wäre dann ganz dein — du könntest Hilfe suchen in Florenz oder sonstwo, um unseres Hauses Größe wieder aufzurichten.

Carlo (heftig): Du böse Schwester, wie kannst du nur so schlimme Dinge denken!

Angela (sich an ihn schmiegend, zärtlich): Du versprachst, mich nicht zu schelten.

Carlo: Nein, doch du betrübst mich, Kind, mit solchen Reden. Was dir im Herzen sich ahnend regt, das ist die heil'ge Stimme der Natur, die sich in deinem reinen Kinderherzen mit Sonn' und Blume, mit den Frühlingslüften im heitern Bund vermählt und gleich der Lerche dem reinen Äther einen Hymnus singt. Wohl ist es Gottes Liebe, die

du fühlst, sie lächelt dir als ihrem Liebling zu, doch du, mein Sonnenkind, in Klostermauern? Nein, nimmermehr! Wohl ehr' ich unsre fromme Frau von Siena und freu mich, daß so hehrer Tugend Glorie aus unserer lieben Stadt ins Weite strahlt. Ihr starker Geist erfaßt zugleich des Himmels und der Erde Sorgen; sie dient in Demut und in Selbstverleugnung Gott, doch kämpft sie stolz und fest für seine Kirche, und selbst des Papstes Hoheit beugt sich ihr. Sie ist ein großes Weib. Du aber bist die Blume, die in des Mannes Leben, selig blühend, des Paradieses Wonnen niederbringt, in stiller Majestät im Hause herrscht und ihrer eignen Schöne mildes Bild in holden Kinderaugen widerspiegelt. Das ist deine Zukunft, meine Angela, und ihr gehört das kleine Erbgut hier, das deine Mitgift sein soll.

Angela: Ach, mein Bruder, was sprichst du für seltsame Dinge, die ich kaum verstehe. Willst du mich nicht zur Katharina gehen lassen, dann laß uns zusammenbleiben. Unter deinem Schutz fühl ich mich sicher und bin glücklich. Ich wollte nur dein Leben nicht beschränken, dir nicht den Weg zu hohen Taten wehren — deshalb dacht' ich an Klostermauern nur.

Carlo: Ach, Angela, du trägst mit Recht den Namen; ein Engel bist du aus der seligen Schar herabgestiegen, um mich zu beglücken. Wem Gott solch eine Trösterin gesendet, wie dürfte der beklagenswert sich nennen!

Angela (mit Heiterkeit): So laß denn auch die trüben Sorgen schwinden! Ich will das Fenster öffnen, damit die Frühlingssonne dir holde Freude in die Seele lächle. (Sie öffnet das Fenster und fährt etwas zurück) ha!

Carlo (der bisher an seinem Tische sitzen geblieben war, während Angela neben ihm stand, wendet sich nach ihr um): Was ist dir, Schwester?

Angela: Da reitet eben wieder der junge Edelmann auf prächtigem Hengst, der schon seit mehreren Tagen hier vorüberkommt; und jedesmal muß es sich gerade finden, daß

ich an das Fenster trete und sein Blick mich trifft. Ich möchte nicht um alles in der Welt, er könnte denken, daß das Absicht wäre!

Carlo (ist aufgestanden und an das Fenster getreten; wild auffahrend): Ha! Jener dort? Oh, schließ das Fenster schnell! — Sieh nie mehr hin! sieh nie mehr hin nach dem!

Angela: Wer ist's? Was erregt dich so? Was tat er dir?

Carlo: 'S ist unser ärgster Feind, es ist Salimbeni! Vor wenig Tagen kehrte er erst heim, so hört' ich, von langen Reisen nach Florenz, Lucca und, was weiß ich, wohl noch viel weiter. Nun kommt er mit fürstlichem Gefolge hier vorbei, an unserer Armut seinen Blick zu weiden. Pfui! Schande über ihn! Unedel ist's, mit seinem Glück vor dem Besiegten zu prahlen.

Angela: O Carlo, du bist hart! Vielleicht — er wußte nicht einmal, daß wir hier wohnen — — — sein Blick ist — mild und freundlich — —

Carlo (faßt heftig ihre Hand und zieht sie vom Fenster): Schwester, daß du nie mehr diesem Blick begegnest! Schwör' es mir! Denk, du bist eine Montanini und der aus dem verruchten Stamme einer, dem unser Haus erlag. Wenn ich es wüßte, daß du jenen auch nur mit einem holden Blicke grüßtest — — —

Angela (sich lächelnd an ihn schmiegend): Aber, lieber Carlo, was zürnst du gleich? Ich sag' es dir ja, ein wunderlicher Zufall führte mich gerade ans Fenster, wenn er vorüberkam — ich will mich künftig hüten. Sei nicht böse! Glaube nur, ich fühle in mir der Ahnen Blut!

Carlo (besänftigt, umschlingt sie): O, mein einzig Gut! Dich soll kein Salimbeni mir rauben! Noch bin ich reich, bleibt mir nur Angela! (Sie halten sich umschlungen; dann geht die Tür auf und Erminia tritt ein.)

## Dritter Auftritt

(Erminia, die Vorigen.)

Erminia: Herr — —

Carlo (Angela loslassend): Was gibt's?

Erminia: Der reiche Nachbar, Messer Pietro Carboni wünscht dich zu sprechen.

Carlo: Messer Carboni? Was will der bei mir?

Erminia: Herr, ich weiß es nicht, doch laß ihn ein, sonst wird er ungeduldig. Er ist ein reicher Mann und jetzt sehr mächtig.

Carlo: Ja, wie die Gemeinheit, die auf Geld sich stützt und jetzt unter der Salimbeni Herrschaft in Siena breit sich macht.

Erminia: Soll er herein, Herr? Denn er wartet draußen.

Angela: Laß ihn doch kommen, Bruder. Hat er doch vielleicht dir etwas Gutes zu melden.

Carlo (zu Erminia): So führ ihn herein. (Erminia ab.)

## Vierter Auftritt

(Pietro Carboni, die Vorigen. Carlo grüßt kurz und vornehm. Angela macht eine sittsame Verbeugung und will gehen. Pietro bleibt vor ihr stehen und sieht sie frech an.)

Pietro: Ei sieh da! ein artig Kind!

Carlo (stolz): Es ist meine Schwester, Herr; ist eine Montanini; (zu Angela) geh, gute Angela, laß uns allein. (Angela wendet Pietro den Rücken und geht mit Erminia ab.)

Carlo (kurz): Was ist Euer Begehren, Herr? Was führt Euch zu mir?

Pietro: Ich komme, mit Euch ein Geschäft zu machen.

Carlo (kalt und vornehm): Geschäft? Ich bin kein Handelsmann, ich wüßte nicht — —

Pietro: Ich denke, es spricht sich besser, wenn man Besucher zu sitzen bittet.

(Carlo noch den aufwallenden Zorn bekämpfend, weist stumm auf einen Sitz und bleibt an den Tisch gelehnt stehen, während Pietro sich setzt.)

Pietro: Ich meine, Euch ein Kaufgeschäft zu bieten. Euer Gütchen hier schneidet mein Besitztum — mein stattliches — gerad durch und deshalb muß ich es haben. Ich zahl Euch bar die tausend Fiorini hin, die man's geschätzt. So habt Ihr gutes, blankes Geld, könnt Euch anderswo Beschäftigung suchen und ich hab mein Besitztum abgerundet. Nun, was sagt Ihr? Ich vermute: ja.

Carlo: Ich sage: nein!

Pietro: Wie? — Ei so kurz! weshalb?

Carlo: Dies Gut ist mir das letzte Erbteil meines Hauses. Der Boden, wo ich stehe, ist der Montanini, und meiner Schwester Mitgift soll es sein.

Pietro: Hm! so! — dazu habt Ihr's bestimmt! Doch tausend Fiorini sind auch eine Mitgift und mancher gute Hausrat kauft sich damit. Was meint Ihr? Soll ich das Stückchen Erde haben und Ihr das Geld? Bedenkt Euch, weist nicht vorschnell ein gut Geschäfte ab. Ich bin ein angesehener Mann, hab Einfluß — könnte Euch zu einem Ämtchen wohl verhelfen — —

Carlo (auffahrend): Herr — — ein Ämtchen, mir — von Euch? Wo denkt Ihr hin! Ich bitte Euch, schont Eure Worte, wenn Ihr mir weiter nichts zu sagen habt. Das Gut bleibt mein, bis meine Schwester den Edlen findet, dem sie ihre Hand will schenken, dann gehört es ihr.

Pietro (höhnisch): Nun, wohl ziemt so hoher Sinn dem Bettler nicht. Was ist ein Name? Es ist ein leerer Schall, doch Gold klingt besser.

Carlo (mit Würde): Der Name aber ist kein leerer Schall, der von der Ahnen Tugend zeugend spricht, ein solcher Name macht den Bettler reich, der es sich sagen darf: ich bin des Namens wert. Ich bat Euch nicht um Geld, um Amt, um Dienste; ich danke, Herr, unser Geschäft ist aus.

Pietro (aufstehend): Der Bettelstolz, er steht Euch übel an, es könnte kommen, daß Ihr ihn bereutet. Also Ihr wollt nicht?

Carlo: Nein.

Pietro: Gehabt Euch wohl. Vielleicht kommt guter Rat Euch über Nacht. (Geht ab.)

## Fünfter Auftritt

(Carlo allein.)

Carlo: Ja, du bist bitter, Armut, wenn du die stolze Seele zu der Berührung mit Gemeinem zwingst. Der hassenswerte Hochmut niedriger Naturen, die groß sich dünken, weil sie Geld, Gott weiß auf welchem Schacherweg, erworben, wie ist er mir im tiefsten Herzen verhaßt! Solch eine Wucherseele kann's nicht fassen, daß der Besitz erst Wert erhält, wenn des Besitzers Wert ihn adelt. Oh! wüßt' ich Angela nicht schutz- und hilflos hier, ich zöge fort, in edler Waffentat mich meiner Ahnen wert zu zeigen und dann mit Ruhm gekrönt zurückzukehren, um in Siena ein Regiment des Friedens aufzurichten. Zwar sagt man, daß der junge Salimbeni von besserer Art als seine Väter sei, doch glaub' ich's nicht, wie käm' wohl edle Frucht auf minder edlen Stamm? (Angela schaut zur Gartentür herein und ruft)

Angela: Ist er fort? Komm in den Garten, Bruder, und erzähl' mir, was er wollte.

Carlo: Gleich, liebe Schwester.

(Geht in den Garten. Beide ab).

## Sechster Auftritt

(Zimmer im Palast der Salimbeni, im gotischen Stil; reiche, schöne Möbel, Truhen, Schränke und dergl.)

Anselmo Salimbeni und Onorato Maculli treten ein.

Onorato: Fast neiden könnt' ich dich, o mein Anselmo, daß du in Rom warst bei des Papstes Einzug und diesen großen Tag gesehen hast. Wie mußte dir das Herz doch höher schlagen, da du dir sagen konntest, dieses große Werk hat jenes wunderbare Weib aus Siena vollbracht.

Anselmo: Ja, das war ein Tag, der sich nie mehr vergißt — und würd' ich alt wie der Erzväter einer. Es war ein Jubel, wie die Welt noch nie gesehen. Des heil'gen Petrus ewige Stadt erhob sich wieder aus ihrer schmählichen Verlassenheit und grüßte seinen Nachfolger, wie verlassene Kinder den langverlornen Vater jauchzend grüßen. Der Zug war glänzend anzuschaun. Weißgekleidete Lustigmacher tanzten voraus, erheiterten das Volk; dann kamen Instrumente, Fahnen, Kränze, auf edlem Zelter ritt Gregor; ihm folgten der Klerus, die Kardinäle, die Senatoren und die Stadtbeamten, alle in schimmernd reicher Kleidung und im Ornat. Dazu die jubelnde Menge, die Blumen auf den Weg ihm streute und in froher Lust ihr „Es lebe der Papst, es lebe Gregor" rief. Als spät der Zug dann bei St. Peter landet, da zünden sich mit einem Male der Fackeln tausend an, in einem Lichtmeer den Stellvertreter Christi zu begleiten. Musik ertönt von allen Seiten; die heiligen Posaunen schmettern; die Jubelrufe mischen sich darein; des Volkes Freudentränen fließen und Gregor selbst, man sah's, war tief bewegt.

Onorato: Ich glaub's! In seine Stadt, die Stadt der Kirche zurückzukehren, die so lang verwaiste, wie mußt es ihm nicht tief das Herz bewegen! Und es war hohe Zeit, daß es geschah, denn Rom zerfiel in schmähliche Verwüstung und seine Herde mangelte des Hirten.

Anselmo: Nur eines fehlte bei der lichten Feier!

Onorato: Was war's?

Anselmo: Die Gegenwart der frommen Katharina. Sie war nicht dort; auch wußte man mir nicht zu sagen, wo sie geblieben sei.

Onorato: Sie ist hier. Die wunderbare Jungfrau entzog sich dem Triumph, den sie bereitet und kehrte in ihr ärmlich Heim nach Siena zurück. Hier in der Stille will sie den Stimmen ihrer von Gott eingegebenen Gedanken lauschen und erwägen, was zum Heil der Kirche und zu der Völker Bestem sie dem Papst wohl riete. Denn nur

auf Großes ist ihr Geist gerichtet und durch ein Weib spricht Gott zu seiner Kirche. Auch hat sie wohl im Sinn, in ihrem Siena als Friedensstifterin zu erscheinen, denn manch verjährter Hader regt sich wieder und brütet heimlichen Verrat. Man sagt mir, gerade heut will sie vor San Domenico zum Volke reden.

Anselmo: O, laß uns hin!

Onorato: Gewiß, ich wollt es schon. Doch sage mir zuvor, Anselmo, Lieber, hast du dich nicht in Lucca, Pisa, Florenz und wo du sonst warst, nach einer holden Gattin umgesehen? Du bist der letzte Sprosse deines Hauses und mußt an die Erhaltung des Geschlechtes denken. — Dort in Toskana gibt's viel edle Frauen; ich hoffte schon, du brächtest eine heim.

Anselmo: Nein, guter Ohm. Zwar sah ich viele Frauen, schöne und edle auch; doch dacht ich immer, in meinem Siena sind sie schöner noch, holdseliger und milder, und so kam es, daß ich mein Herz bewahrte, kühl und frei. Auch ist es seltsam (er hält inne.)

Onorato: Was? was ist seltsam?

Anselmo: Nun, lache nicht; vor wenig Tagen erst angelangt, sah ich schon ein Antlitz von solcher Paradiesesanmut übergossen, so sittsam, jugendlich, madonnenhaft, daß dies Bild mir nicht mehr will aus meiner Seele weichen.

Onorato (lächelnd): Ei, ei, wo sahst du denn dies holde Wunder? Wie ist ihr Name? Wessen ihr Geschlecht?

Anselmo: Ich weiß es nicht.

Onorato: Du weißt es nicht und bist schon ganz entzückt?

Anselmo: Ich sah sie nur ein paarmal im Vorüberreiten; sie stand am Fenster, ihrer Blumen pflegend und wie von einem stillen Zauber angezogen, so traf ihr Blick den meinen. Da war's mir, als sähe ich der sel'gen Engel einen auf Rosen sich und Lilienblättern wiegen.

Onorato: Wie, und du fragtest auch nicht, wer sie sei? Warst ungeduld'ger nicht, dein Glück zu wagen?

Anselmo: Ach, lieber Ohm, du weißt, ich bin ein weich Gemüt und in so zarten Dingen eher furchtsam. Auch hat dies stille Werben von Aug' zu Auge erst für mich viel Reiz. Mir scheint die Liebe wie eine Knospe, die sich nur allmählich dem vollen Sonnenlicht erschließt, und wenn der wundersame Zauber von jenem süßen Antlitz mich jählings traf, so will ich doch nicht vorschnell handeln. Ach, wer weiß — wenn ich nun erführe, daß sie — ja, daß sie schon vermählt sei oder schon verlobt.

Onorato: Ja, ja, du bist der echte Sohn von deiner Mutter, meiner teuren Schwester, die auch in allem zart und sorglich war. Dein Vater, ein wahrer Salimbeni, war viel rauher und faßte alles gar gewaltsam an. Als er deine Mutter freite, mußte alles rasch gehen, wie er's wollte. Doch du tu, wie dir's scheint; es ist ja deine Sache. Jetzt aber komm nach San Domenico.

Anselmo: Ich folge dir. (Beide ab.)

## Siebenter Auftritt

(Ein freier Platz vor der Kirche San Domenico. Das Portal derselben in der Mitte im Hintergrund. Vorn links eine Schenke mit Gebüsch davor. Nach und nach versammelt sich Volk vor der Kirche. Ein Bürger zu zwei Frauen, die ihm entgegen kommen.)

Bürger: Gott grüß Euch, Gevatterin! Seid Ihr auch gekommen, die Benincasa reden zu hören?

Frau: So, wird die kommen? Nein, das wußt' ich nicht. Ich wollt' nach Haus.

Tochter: Ach, laß uns bleiben, Mutter!

Frau: Nun meinetwegen, sei's darum.

Bürger: Kommt, laßt uns am Portal der Kirche Posto fassen, um gut zu sehen, was sich begibt.

(Sie gehen und stellen sich am Portal auf. Zwei Bürger kommen im Gespräch.)

Erster Bürger: Ich will wohl hören, was die Benincasa zu sagen hat, doch glaub' ich's nimmer, daß ein Weib geschaffen ist, so hohe Dinge auszuführen. Was? ein Mäd-

chen hier aus Siena soll dem heil'gen Vater raten, was er zu tun hat? Soll die Städte der alten Feindschaft Groll vergessen machen? Soll dem Hader der Fürsten wehren? Nein! was ein Mann nicht kann, das soll ein Mädchen?

Zweiter Bürger: Warum nicht, wenn Gottes Stimme durch sie spricht? Sie hat ja doch den Papst nach Rom geführt, geht nach Florenz, jetzt als des Papstes Gesandtin, um Frieden dort zu stiften. Wollt', sie gäb auch unsrer lieben Stadt den Frieden.

Erster Bürger: Seht doch, es drängt das Volk schon nach der Kirche. Kommt, laßt uns gehn und sehen, ob sie naht.

(Beide gehen nach dem Portal der Kirche.)

(Angela und Erminia kommen. Beide verschleiert.)

Angela (von links): Ich fürchte mich, gute Erminia, ich bin es nicht gewohnt, unter so vielem Volk zu stehn. Doch möcht' ich gar zu gern die Benincasa sehn und ihren Segen mir erflehen.

Erminia: Sei ruhig, liebes Herz, man tut uns nichts. Laß uns hier still zur Seite stehen und den Augenblick erspähen, wo wir uns nahen können.

(Sie treten zur Seite nach links; es drängen sich immer mehr Leute vor der Kirche zusammen. Auch vornehme Bürger von Siena, unter ihnen Onorato und Anselmo von rechts; Pietro mit Andrea und anderen.)

Verschiedene Stimmen: Sie kommt, sie kommt.

(Katharina erscheint auf den Kirchenstufen, in Nonnentracht, hinter ihr einige Nonnen und Priester. Viele der Nächststehenden im Volk werfen sich auf die Knie, küssen den Saum ihres Gewandes. Sie schreitet langsam, nach beiden Seiten hin segnend, bis in die Mitte der Bühne vor. Viele der Vornehmeren sind ihr nahe getreten; sie wendet sich zu ihnen.)

Katharina: Hört mich, meine Freunde und Mitbürger! Ich habe euch hier versammelt, weil ich vieles zu sagen habe, was ich euch ans Herz legen möchte, ehe denn ich wieder von euch scheide. Das Gebot unseres heiligen Vaters in Rom ruft mich wieder von euch fort, um Frieden zu stiften in Florenz. Aber ich verlasse euch nur mit schwerer

Sorge. Seht, ich habe unaufhörlich gesucht und tue es noch, das Heil eurer Seelen zu fördern und ich scheue keine Mühe, indem ich Gott liebende, inbrünstige Wünsche mit einer Fülle von Tränen und Seufzern darbringe, um zu verhüten, daß das göttliche Gericht über euch komme, das ihr durch eure Gottlosigkeit verdient. Ich liebe euch mehr, als ihr euch liebt, und ich liebe den Frieden und eure Erhaltung. Die Liebe, die ich zu euch habe, ihr Herren von Siena, und zu allen Bürgern, und der Schmerz, den ich über eure Art und eure Sitten, die Gott nicht wohlgefällig sind, fühle, mögen mich vor ihm und vor euch entschuldigen. O, ich möchte weinen über eure Blindheit!

(Onorato tritt vor.)

Onorato: Du rügst uns hart, du fromme Frau! Doch sprich, was willst du, daß wir tun? Wir hören gern auf deinen Rat, denn Edlen folgen ist ja stets Gewinn.

Katharina: Ja, seht nur, hohe Herren, wie können wir doch andere regieren, wenn wir nicht zuerst uns selbst regieren? Die Gerechtigkeit will nicht befleckt und verringert sein durch Furcht vor der Strafe oder dem leiblichen Tod; auch nicht durch Drohungen oder Schmeicheleien; nicht um des Wohlgefallens der Kreatur oder um irdischen Gutes willen. Sondern der Gerechte beobachtet die Gerechtigkeit um der Ehre Gottes willen und um seiner Seelen Heil und um das Beste aller. So muß man sie vollziehen, um der Stadt den Frieden zu geben; denn nur weil ihr an der Gerechtigkeit gefehlt habt, sind so viele Übel gekommen.

Onorato: Doch jetzt ist Frieden und es regiert das edle Geschlecht der Salimbeni und was zu ihnen hält.

Katharina: Ja, für den Augenblick; doch auf Leid baute sich eure Herrschaft auf. Viel Grausames ist durch euch geschehen und tausend Tränen sind noch nicht gesühnt. Auch lebt des alten Hasses wildes Feuer noch in der Tiefe fort und es bedarf nur eines Funkens, so lodert's auf.

Anselmo (für sich): Wohl trifft ihr Wort mit vielem Rechte mein Geschlecht.

Katharina: Laßt mich denn nicht umsonst gesprochen haben. Lebt wohl, ich scheide heute noch, um unseres Vaters Gregor Willen Gehorsam zu leisten. Laßt mich hoffen, daß, wenn ich wiederkehre, ich es erleben mag, daß ein jeder von euch daran gedacht hat, Unrecht gutzumachen. Schlagt euch mit den Waffen der Güte, der Liebe und des Friedens, anstatt mit den Waffen des Krieges, so werdet ihr euch zeitlich und ewig wohlbefinden. Denn ich sehe kein anderes Mittel, dem Elend dieser Welt abzuhelfen als den Frieden. Frieden also um der Liebe Christi willen! Mit dem Frieden werdet ihr Haß und Rache aus den Herzen nehmen und sie in schöner Einigkeit verbinden. Lebt wohl!

(Viele aus dem Volk drängen sich herbei, knien vor ihr; sie wendet sich zu ihnen, legt die Hände auf und segnet.)

Onorato (zu Anselmo, der sich bisher etwas hinter ihm zurückgehalten hat): Sie ist eine fromme Frau, doch maßt sie sich ein wenig zuviel an. Auch verstehen will sie, was uns beim Regiment der Stadt geziemt.

Anselmo: Nein, mir hat sie das tiefste Herz bewegt. Oh, dächten alle so wie sie, wo blieben Haß und Streit? Wie wär' die Welt so schön!

(Sie sprechen unter sich weiter.)

Pietro (zu anderen): Es ist alles eitel Weibergeschwätz! Weil ihr die Sach' gelungen ist mit des Papstes Rückkehr nach Rom, will sie nun alle Händel schlichten; doch in Fiorenza wird's ihr schlimm ergehen.

(Katharina hat sich wieder nach vorn gewendet; nun naht sich Angela verschleiert und kniet vor ihr nieder; Erminia hinter ihr.)

Angela: Deinen Segen, fromme Frau!

Katharina (gütig): Laß mich dein Antlitz sehen, Jungfrau, daß ich weiß, wer um den Segen fleht, denn im Angesichte liest sich, was in der Seele sich begibt.

(Angela entschleiert sich mit sittsamer Gebärde und schaut andächtig zu Katharina auf. Diese sieht sie erstaunt und lächelnd an und bleibt,

einen Augenblick in ihrem Anblick verloren, stumm. Anselmo, der im Gespräch mit Onorato nichts von dem eben Vorgefallenen gesehen hatte, wendet sich rasch um, erblickt Angela und fährt heftig zusammen.)

Anselmo (für sich): Oh, Gott! sie ist's!

Onorato: Was ist dir, Neffe?

Anselmo: Sieh hin! Das Antlitz ist's, von dem ich sprach.

Onorato: Beim Himmel, die ist schön! So anmutsvoll sah ich noch keine.

Pietro (steht etwas entfernt von den Vorigen, doch so, daß er auch Angelas Gesicht sieht; zu Andrea): Ei, meine Nachbarin! Wahrhaftig, das Püppchen fängt an, mir zu gefallen.

(Katharina hat inzwischen ihre Hände auf Angelas Haupt gelegt und sagt mit großer Innigkeit)

Katharina: Du holde Jungfrau, hier nimm meinen Segen. Wem so wie dir des Himmels Reinheit aus den Augen leuchtet, der ist fürwahr schon hier selig zu nennen.

Angela: Doch nicht für mich allein, auch für den teuren, vielgeliebten Bruder erfleh ich dein Gebet, daß in sein Herz sich mild der Friede senke, von dem du sprachst. Voll Trauer ist seine Seele um unseres Hauses Größe, die in dem Hader dieser Stadt erlag.

Katharina: Ich werde heiß und innig für ihn beten, daß seinem Geist Kraft der Entsagung werde. Du aber, holdes Kind, komm wieder zu mir, wenn ich von Florenz heimkehre, daß ich an deines Herzens Reinheit mich erquicke. Und nenn den Namen mir und dein Geschlecht.

Angela: Angela ist mein Name und Montanini hießen meine Ahnen.

Anselmo (für sich): Ach Gott, was muß ich hören!

Onorato (leise zu ihm): Eine Montanini? Ei Neffe, schließ die Augen vor dieser Schönheit deiner Feindin zu.

(Katharina hat sich zu Angela gebeugt, die noch kniet, und leise zu ihr gesprochen; jetzt reicht sie ihr die Hand, die Angela küßt, und sagt):

Katharina: Leb wohl nun, Angela.

(Anselmo hat in heftigem Kampf gestanden, jetzt tritt er rasch vor und kniet Angela gegenüber vor Katharina nieder.)

Anselmo: Auch mir gib deinen Segen, fromme Frau!

Angela (ihn erkennend, für sich): O Himmel!

Katharina: Wie? Seh ich recht? Ist das nicht Anselmo Salimbeni?

Anselmo: Du sagst es.

Katharina: Wohl kenn ich dich! Ein Knabe zwar noch warst du, als ich im Schlosse Rocco bei deiner Mutter, meiner teuren Freundin, weilte. — Gott segne dich, mein Sohn, und bring der Mutter, wenn du sie aufsuchst, meine Herzensgrüße. Sag ihr, daß ich im Gebete ihrer täglich denke. Leb wohl! Lebt wohl nun alle! Alle lebet wohl!

(Sie macht das Zeichen des Kreuzes über Angela, Anselmo und die andern und wendet sich zum Gehen. Die Nonnen und Priester folgen ihr, sowie ein Teil der Menge. Angela hat sich erhoben, Anselmo auch; beider Blicke begegnen sich, dann senkt Angela den Schleier.)

Angela: Gib mir deinen Arm, Erminia, ich bebe, geleite eilig mich nach Haus.

Erminia: Was ist dir, teures Kind? Mein Herz, mein Seelchen? Bist du nicht wohl?

Angela: Mir schwindelt; laß uns fort!

Erminia (für sich): Ach, daß es just der Salimbeni sein muß!

(Sie gibt Angela den Arm und führt sie fort. Anselmo steht wie angewurzelt und sieht ihr nach. Onorato hat ihn beobachtet und tritt nun zu ihm.)

Onorato (etwas spöttisch): Ei, Neffe, was überkam dich doch für eine Regung, daß du der Benincasa dich so plötzlich zu Füßen warfst?

Anselmo (noch ganz versunken, für sich): So wenigstens, in diesem Segen, waren wir vereint.

Onorato (immer spöttisch): Mit wem? Mit der Montanini? Du vereint?

Anselmo (für sich): Ach grausames Geschick!

Onorato: Laß es gut sein, Neffe. Es gibt der schönen Mädchen mehr in Siena. Diese kann und darf es nicht sein. Schlag es dir aus dem Sinn! Komm, komm zum Festmahl, das meine liebe Frau heute dir, dem Verwandten, zu Ehren hergerichtet.

Anselmo (für sich): Wie ihrer süßen Stimme Klang mir in die Seele drang!

Onorato: Komm, Neffe, komm! Mein ehrsam Ehgemahl wird ungeduldig schon der Gäste harren.

Anselmo: Ich komme, Ohm (sich ermannend.)

(Beide ab.)

(Pietro, der mit andern Bürgern noch im Gespräch gestanden, kommt jetzt mit Andrea vor.)

Pietro: Hör', Andrea, laß dir etwas sagen: ich hab mich in das hübsche Püppchen verliebt, will mich herablassen und sie mir zur Frau nehmen, so krieg' ich auch das Gütchen mit als Mitgift. Es ist ein gut Geschäft: ein appetitlich Weibchen, das Gütchen, das mir not und zugleich geb' ich mir Ansehn vor der Bürgerschaft, daß ich der Benincasa Lehren gleich befolge, da ich den Frieden mache mit den Montanini; ich, der dem andern Haus so nahe stehe.

Andrea: Wahrlich, ein schöner Plan! Wenn er nur gelingt!

Pietro: Wie dumm von dir, daran noch zu zweifeln. Wie sollt' er nicht gelingen? Nun ich mich herablasse, die Schwester auch zu nehmen, wird der Herr Bruder sich gar wohl bequemen.

(Beide ab.)

# Zweiter Aufzug

## Erster Auftritt

(Zimmer der Montanini wie zuerst; Angela sitzt am Tisch, den Kopf in die Hand gestützt; Erminia geht im Zimmer herum und räumt auf, sieht öfter nach Angela hin und schüttelt den Kopf. Endlich tritt sie herbei und legt ihr die Hand auf die Schulter.)

Erminia: Was hast du, Herzchen? Auf und rühre dich! Der Jugend taugt's nicht, in Gedanken sitzen und über Träumen brüten. Am Tag, da regt geschäftig sich das Leben, zu Ruh und Träumen ist die Nacht bestimmt.

Angela: Hör', Erminia!

Erminia: Was, mein süßes Herz?

Angela: Du bist schon alt und hast gar viel erfahren, gabst mir auch manchen guten Rat, seit meine Mutter starb. Sag' mir, — wie kommt es nur, daß mancher Menschen Blicke so seltsam uns ins tiefste Herze dringen und eine Unruh drinnen wecken — ein Verlangen, wir wissen selbst nicht, ob es Glück bedeutet oder Schmerz.

Erminia: Das kann ich dir nun aufs genauste sagen. Das ist der böse Blick, die jettatura! Vor solchem Blicke hüte dich, mein Kind; da mach' nur gleich das richtige Rettungszeichen.

(Sie macht das Zeichen des Horns mit ausgestrecktem Zeigefinger und kleinem Finger.)

Angela: Nein doch, Erminia, wenn der Blick nun mild in das Herz uns trifft wie Gottes Sonne draußen die Blumen? Wenn es uns nun ist, als spräch' ein Herz zu uns durch diesen Blick? Dann kann es doch der böse Blick nicht sein?

Erminia: Ach, Liebchen, wie du irrst! Das ist es eben! So lockt der Teufel arme Erdenkinder. Er stellt sich an, als wäre er ein Engel; er weiß ja noch, wie sie es droben machen; er war ja einer aus der sel'gen Schar. Doch gerade, wenn er lockt mit Schmeichelblicken, mit süßen Worten und wohl gar mit Küssen — dann ist's der Satan; glaub' es nur gewiß und ihm verschließe Herz und Ohr und Auge.

Angela: Doch sag' mir nur, wie nennt sich das Gefühl, das ganz uns ausfüllt wie ein klarer See, in dem wir, statt unserm eignen Bild, mit seligem Erschrecken ein andres liebenswertes Antlitz sehen?

Erminia (für sich): O weh, es wird schlimm! Was soll ich ihr nun sagen?

Angela: Erminia, sprich, wie nennt sich das Gefühl?

Erminia: Ja, Herzchen, siehst du — siehst du, mein Liebchen, das — ist gar kein Gefühl; das ist nur Phantasie. — Wie sich im Schlafe so manches Traumbild in die Seele

schleicht, daß es uns ist, als hätten wir es gesehen, und auch ergötzlich fühlt man sich dabei.

Angela: Doch wenn's kein Traumbild ist? — Wenn wir's gesehen in holder Wirklichkeit und voller Leben?

Erminia (für sich): Mir wird's eiskalt! Er hat sie ganz berückt; (laut, zu Angela) ach, Kindchen, das sind Versuchungen des bösen Feinds! Geh in dein Kämmerlein und vor dem Bild der Mutter aller Gnaden, das deiner frommen Mutter einst gehörte, knie im Gebete hin, daß sie die Gespenster aus deinem hellen Kinderherzen scheuche. Und sag' dem Carlo nichts von diesen Sachen; er braust dann auf und sieht schon lauter Unheil und — es hat im Grund ja gar nichts zu bedeuten.

Angela: Ich tue, Gute, wie du mir es rätst. Du hast wohl recht, ich muß darüber wachen, daß sich das alles nicht zum Bösen wende.

(Sie steht einen Augenblick nachdenklich und unschlüssig, dann geht sie langsam durch die Tür links ab.)

## Zweiter Auftritt

(Erminia allein.)

Erminia: Madonna, steh uns bei, Gebenedeite! Der Erbfeind ihres Hauses ist's gewesen, der in ihr Herz die süßen Blicke sandte, der das Gefühl in ihrem Busen weckte, des Name ich wohl kenne, doch nicht sage, ihr nicht, jetzt nicht; das würd' es schlimmer machen, wüßte sie, daß es die Liebe ist, die sich auf solche Weise ins Herze schleicht. Spricht man es einmal aus, dann scheint's unüberwindlich; ich hab es wohl bemerkt, wie sie seit einigen Tagen zum Fenster trat zu der bestimmten Stunde und ihrer Blumen emsig dorten pflegte, bis sich der prächt'ge Hengst in der Gasse zeigte und der schöne Reiter herauf zum Fenster seine Blicke sandte. Ach und nun heute — vor San Domenico! Jesu Maria, wie sein Auge strahlte, als er sie sah! Und wie er erbleichte, als sie den Namen nannte! O und alle Heiligen! wie er dann der Katharina sich zu Füßen warf,

bloß im Verein mit ihr den Segen zu empfahn! Ach, ich möchte jammern! Es wär ein schönes Paar und kann nicht sein. Doch vor allem, daß nur der Carlo sich nichts denkt! Ich will's dem Kind schon aus dem Sinne treiben.

(Ab.)

## Dritter Auftritt

(Carlo kommt, wirft Mantel und Kapuze ab und geht nachdenklich auf und ab.)

Carlo: Hm! Die Nachrichten aus Fiorenza lauten schlecht. Die ehrenwerte Republik will mit dem Papst nicht Frieden machen; der in seiner Bedrängnis schickt die Benincasa als Friedensstifterin dorthin. Sollte ein Weib die Macht besitzen, so wilden Leidenschaften zu gebieten, wie sie dort zwischen den Parteien wüten? Die Guelfen, die den Frieden wollen, sind beim Volke nicht beliebt; man klagt der Tyrannei sie an. Die Ghibellinen wollen absolut Krieg mit der Kirche und wissen es der Katharina wenig Dank, daß sie den Papst nach Rom zurückgeführt.

## Vierter Auftritt

(Es wird an der Tür geklopft.)

Carlo: Wer klopft da? Kommt herein.

Pietro (tritt ein): Ich bin's, Euer Nachbar, Messer Pietro Carboni.

Carlo (kurz): Was beliebt?

Pietro: Ihr habt mich unfein jüngsthin abgewiesen, doch will ich es Euch nicht gedenken, ja verzeihn; denn ich komme in liebreicher Absicht her.

Carlo: Euer Begehr?

Pietro: Hört und staunt. Wie Ihr wißt, ich besitze Haus und Hof und Leute, und Geld im Überfluß; ich gelte viel im Rat der Neun in Siena; selbst Onorato, der stolze Ohm des Anselm Salimbeni, frägt mich um Rat und lobt meine Weine, von denen ich ihm öfter zum Geschenke schicke. Nun,

Ihr könnt wohl denken, daß solch ein Mann die Hand nur auszustrecken braucht, will er sich ein Ehgemahl erkiesen.

Carlo: Und warum tut Ihr's nicht und was geht's mich an?

Pietro: Es geht Euch an; denn seht, ich will Euch wohl. Mich dauert Eure Armut, Eure Jugend. Ihr könntet eben jetzt gar viel Gelegenheit, Ruhm zu erwerben, finden. In Toskana und drüber naus ist Krieg und tapfre Männer sind gut zu gebrauchen.

Carlo: Ich weiß. Was aber hat das mit Euren Heiratshoffnungen zu tun?

Pietro: Da kommen wir nun gerade auf den Punkt. Seht, ich könnte die reichsten Töchter Sienas haben und die schönsten; ich brauchte nur zu winken und sie flögen mir an den Hals. Doch ich will großmütig sein und Eurer armen Schwester mich erbarmen. Sie kriegt sonst doch keinen Mann, arm wie sie ist. — Ich nehme sie zur Frau. Ihr sagtet schon, das Gütchen hier ist ihre Mitgift. Doch ich bin ein freigebiger Mann, ich geb' Euch, was Ihr braucht, Euch auszurüsten, um in Toskana Waffendienst zu nehmen und Eures alten Namens Ehre zu erneuen. Nun, was sagt Ihr zu solchem Glück?

Carlo: Es ist Euer Scherz.

Pietro: Nein, nein, ich scherze nicht. Glaub's, daß es Euch verwirrt, daß Ihr so unerhörtes Glück nicht fassen könnt. Doch es ist wahr; in wenig Tagen kann schon die Hochzeit sein. Ruft nur die Schwester her, daß ich sie gleich als meine Braut umarme.

Carlo: Herr, seid Ihr toll? Ihr meiner Schwester Gatte — Ihr?

Pietro: Ja, ja, so faßt Euch doch. Ich sag's Euch ja. Wo ist die Puppe?

Carlo: Herr, noch halt' ich mich, doch rat' ich schleunig Euch zum Rückzug, sonst geht's Euch übel. Ihr und meine Schwester? Das köstlichste Juwel, das Siena birgt? Faßt

man in Blei wohl Diamanten ein? Wirft man des Meeres edle Frucht, die Perle, hin in gemeinen Staub?

Pietro: Was muß ich hören! Mit Eurem Bettelstolz verschmäht Ihr solches Glück? Wagt mir zu drohen?

Carlo: Entfernt Euch, eh ich tue, was mich reut.

Pietro: Ha, armer Tor! Ihr sollt erfahren, was es heißt, mich zu beleidigen.

Carlo: Geht, ich fürcht Euch nicht.

Pietro: Nun, wartet nur. Ihr Bettler, Ihr Geselle, wartet nur — — —

(Carlo macht eine rasche Bewegung auf ihn zu, wendet sich dann aber verächtlich, achselzuckend, von ihm weg. Pietro, erschrocken, eilt der Tür zu, droht aber noch mit geballter Faust, ohne daß Carlo es sieht.)

## Fünfter Auftritt

(Carlo allein.)

Carlo: Gemeiner Schurke! Um das Gütchen zu haben, will er auch mein höchstes Gut, will meine Schwester. Nun, ich hoffe, er kommt mir nicht zum drittenmal. — Fort in den Garten, der Weinstock muß noch aufgebunden werden und die Oliven muß ich frisch beschneiden. Sonst zürnt mir Angela, wenn ich's versäume.

## Sechster Auftritt

(Die Vorhalle zu Pietros Haus.)

Andrea (allein): Bin doch begierig, ob's dem Vetter glücken wird, das Mädchen mitsamt dem Gütchen zu erlangen.

Kaum kann ich es glauben, daß die holde Jungfrau sich dem alten Schmerbauch wird vermählen wollen. Freilich, der Reichtum lockt wohl solch ein junges Ding, die schönen Kleider, reichliches Geschmeide — — doch wünschen tu ich's ihr nicht; denn im Grunde ist der Vetter, ich muß es mir gestehen, ein abscheulicher Mensch.

Ich habe viel Unnützes getrieben in der Welt, hab's auch nicht sehr genau genommen so mit mein und dein, doch

war es nur aus Not; ein Schurke war ich doch nicht. Ich sehe wohl, es ist nicht Großmut, daß er mich behält, wie ich im Anfang dachte. Weil ich ein armer Teufel bin, so meint er, ich werde blindlings tun, was er heischt und mich zu allem niedrigen Werk gebrauchen lassen. Gefallen tut's mir nicht, allein was soll ich machen? Ich habe hier jetzt ein gemütlich Leben und brotlos sein ist schlimm. Ich bin zu alt, um noch von vorne anzufangen. — Sieh, da kommt er! — nun er sieht eben nicht aus wie ein beglückter Liebhaber.

## Siebenter Auftritt

(Andrea und Pietro.)

(Pietro kommt eilig herein und wischt sich den Schweiß von der Stirne.)

Andrea: Nun, Herr Vetter, wie steht es? Führt Ihr die schöne Braut bald heim?

Pietro: Andrea, ich ersticke.

Andrea: Vor Glück?

Pietro: Zum Teufel auch, vor Wut.

Andrea: Wieso? Schlug sie Euch aus?

Pietro: Das Mädchen ward gar nicht gefragt; der sappermentsche Bruder schlug alles mir mit höhnischen Worten ab. Doch wart', Kerl, ich gedenk's dir!

Andrea: So rundweg schlug er's ab.

Pietro: Rundweg! Und unverschämte Worte dazu. Doch wart' nur! Andrea, mein Plan ist schon gemacht. Du mußt mir helfen.

Andrea: Was soll ich tun, Vetter?

Pietro: Du mußt dem Montanini dich zu nahen suchen, ihn in ein Gespräch verwickeln, tun, als ob du ein Gegner der Salimbeni seist. Mußt von Verschwörung reden gegen jene und suchen, ihm ein Wörtchen abzulocken, das zeigen könnte, als ob er selbst solch eine Verschwörung angezettelt. Ich geb' ihn dann selbst bei der Regierung an und du

mußt schwören, daß er sich gegen Sienas Regierung, gegen die Partei der Salimbeni verschworen habe.

Andrea: Falsch schwören soll ich, Vetter? Nein, das mutet mir nicht zu!

Pietro: Hoho? wie? was? so zart ist dein Gewissen? Gut, mein Freund, geh hin, woher du kamst und hungre wieder. Erlabe dich an Wasser und hartem Brot. Meines Haushunds Speise wär' wohl ein Leckerbissen noch für dich.

Andrea (für sich): Ach, das ist gar zu hart, nein, ich vermag es nicht; (laut) wie soll ich's machen, Vetter? mich dünkt es schwer; er kennt mich nicht, wird mir nichts sagen wollen.

Pietro: Ist dein Witz so lahm? Da muß ich ihm wohl auf die Beine helfen. Bei San Domenico ist eine Schenke, dort versammeln sich des Abends oft die Bürger und erzählen beim Glase Wein, was für Kunde von Rom kam, von Florenz und aus dem Norden. Auch Montanini geht dahin; doch sitzt er meist allein und hört nur zu, wovon die andern sprechen. Da setzest du dich zu ihm, stellst dich, als ob du auch die Salimbeni haßtest, sprichst geheimnisvoll von Umsturz, von Verschwörung und suchst ihn schriftlich etwas abzulocken, was als gewichtiges Zeugnis gegen ihn dienen kann, das Weitere ist dann meine Sache und was du noch zu tun hast, sag ich später. Hast du es verstanden? Wirst du es klug vollführen?

Andrea: Ich denke, dieses wird mir wohl gelingen. Mir fällt's nicht schwer, mit Fremden ein Gespräch zu beginnen, da ich es geübt habe auf meinen Reisen.

Pietro: Gut; mach's geschickt, so will ich es dir reichlich lohnen. Meine Seele lechzt nach Rache an diesem bettelstolzen Toren. Er soll im Gefängnis verschmachten oder gar geköpft werden. Das Gütchen ist dann mein; das Mädchen auch. Doch würdige ich sie nicht mehr, zu meinem Ehgemahl sie zu erheben; nein, sie sei niedere Magd; in schimpflichem Gewand soll sie der Dienste letzte mir verrichten. Ja, ich will mich weiden an der Qual der Mon-

tanini und mit neuen Ehren werden die Salimbeni mir es lohnen. Komm, Andrea, daß ich dir noch alles Nähere zur Besorgung gebe.

(Beide ab.)

## Achter Auftritt

(Vorige Dekoration bei San Domenico. Die Schenke unter den Bäumen, Tische und Bänke davor. Einige sind schon von Bürgern besetzt, es kommen immer mehr Gäste, so daß alle Plätze genommen sind, außer ganz im Vordergrund ein kleiner Tisch, durch ein Gebüsch etwas von den übrigen getrennt, bei dem zwei Sitze stehen. Carlo kommt und grüßt im Vorübergehn die Bürger und setzt sich an den kleinen Tisch.)

Carlo: Da sitz' ich wieder auf dem alten Platz, als wenn's zu Haus nicht hundertmal besser wäre, bei Angela. Doch die Unruh treibt mich her zu hören, was sie reden, was sich begibt. Ach, töricht Herz, gesteh dir nur: ob nicht vielleicht ein Hoffnungsstrahl sich zeige, daß das verhaßte Regiment der Stadt zu Sturze käm' und Carlo Montanini zu Sienas Heil und Glück die Zügel lenkte. Es ist nicht daran zu denken; doch so töricht ist das Menschenherz, daß der Vernunft, der Wirklichkeit zum Trotz die Hoffnung immer noch ihr Wesen treibt und neue Gaukelbilder von Möglichkeiten vor die Seele malt. Doch horch, was sprechen die?

(Bürger an dem Tisch zunächst dem Carlos auf der andern Seite des Gebüsches.)

Erster Bürger: Ich sag's euch, wundern soll mich's nicht, wenn's bald zu Ende hier geht. Die Salimbeni und was zu ihnen hält, sie lassen so widerliches Volk zu den besten Stellen kommen, wie einen Carboni und seinesgleichen — das duldet unser Volk doch auf die Länge nicht.

Carlo (für sich): Wär's möglich? Still, mein Herz, was klopfst du so?

Zweiter Bürger: Der junge Salimbeni ist gut; der hat ein nobles Herz; ich kenne ihn. Nimmt der sich erst mal der Regierung an, da wird's besser werden. Sein Ohm aber ist ein stolzer und harter, wenngleich gerechter Mann; den könnte man schon beseitigen.

Dritter Bürger: Still, sprecht nicht so laut; die andern werden aufmerksam, das bringt Gefahr.

(Sie reden leise weiter. Andrea hat sich langsam genähert, als suche er einen Platz und kommt bis an Carlos Tisch, tut, als sähe er plötzlich den leeren Sitz.)

Andrea (mit höflichem Gruß zu Carlo): Ihr erlaubt mir, Herr, den leeren Sitz hier an Eurem Tisch? Es ist der letzte, den ich frei sehe.

Carlo: Die Plätze sind ja frei für jedermann.

Andrea: Ich dank Euch, Herr; (setzt sich) he da, Bursche!

(Ein Aufwärter kommt.)

Aufwärter: Was befiehlt der Herr?

Andrea: Bring von dem besten Weine, den du hast und dazu zwei Becher!

(Der Aufwärter bringt beides.)

Andrea (schenkt ein und reicht den einen Becher dem Carlo): Tut mir Bescheid, Herr, ich bitte Euch.

Carlo: Ich danke, ich trinke selten Wein.

Andrea: Schlagt mir's nicht ab. Es sei mir ein gutes Zeichen, daß ich in Siena mich wieder heimisch fühlen werde.

Carlo: Wenn's so ist, so will ich's nicht zurückweisen. (Er trinkt dem Andrea zu.) Ihr seid wohl fremd in Siena?

Andrea: Fast so. Geboren ward ich hier und lebte hier bis zum Jünglingsalter, dann trieb es mich fort, mich in der Ferne Wundern umzusehn und viel hab ich erlebt. Zuletzt aber zog's mich wieder zu der Heimat hin, seit wenig Tagen bin ich zurück. Doch fühl ich mich noch fremd und einsam hier. Die Freunde fand ich nicht mehr; sie deckte längst das Grab. Auch weiß ich noch nicht, wer hier jetzt regiert. Könnt Ihr mir's sagen? mich ein wenig belehren, wie's hier zugeht? Wer steht an der Spitze der Republik?

Carlo: Die Salimbeni, Herr.

Andrea (tut erschrocken): Die Salimbeni! Weh, was muß ich hören!

Carlo: Warum erschreckt's Euch so? Was tut Euch das?

Andrea: O Herr, hört nur, was ich Euch sagen will, dann werdet Ihr begreifen, warum der Name tödlich mir verhaßt ist.

Carlo: Ich bin ganz Ohr, wenn Ihr es mir, dem Unbekannten, vertrauen wollt.

Andrea: Ihr flößt mir Zutrauen ein. Ein Antlitz wie das Eure kann nicht lügen. Ich lernte Menschen schnell erkennen auf meiner weiten Wandrung durch die Welt.

Carlo: Glaub's wohl, es muß die Unterscheidungsgabe schärfen, wenn man so Menschen aus vielen Völkern und verschiedenen Ländern beobachten kann.

Andrea: So ist's. Auch irr' ich selten mich in meinem Urteil, schon beim ersten Blick. Doch hört nur, was mir einst hier widerfahren und was der wahre Grund war, der mich von der trauten Heimat fort in die Fremde trieb. Ich war ein Jüngling so wie Ihr, mir lachte das Leben so wie Euch und es schlug mein Herz wie wohl auch Eures für ein holdes Mägdlein.

(Carlo macht eine verneinende Bewegung mit Kopf und Hand.)

Nicht? Nun, bei mir war's so. Ich liebte glühend, ward wieder geliebt und harrte des Tages, der uns verbinden sollte. Da plötzlich — ha! noch wallt heiß der Zorn in mir auf, wenn ich dran gedenke — war sie verschwunden aus der Eltern Haus und niemand konnte Kunde von ihr geben. Endlich gelang es meinen verzweifelten Nachforschungen, herauszufinden, daß ein Salimbeni sie geraubt und sie auf seinem festen Schloß gefangen hielt, wo sie in schnöder Liebe sich ihm ergeben mußte. Da litt es mich nicht länger hier in Siena, wo mir so Schreckliches begegnet war und ich verließ die liebe Heimat, die Freunde, um in der Fremde ein einsam freudeloses, umherirrendes Dasein kehrte heim. Allein bei Nennung des verhaßten Namens zu führen. Nun dachte ich, die Wunde sei geheilt, und fühl' ich von neuem sie bluten.

Carlo: Armer Mann! Ja, nun begreif' ich's, wie der bloße Name zur Wut Euch reizt.

Andrea: Auch ist es nicht das Einz'ge, was gegen jene mich empört! Ich hatte einen teuren Jugendfreund, den liebte ich fast jenem Mädchen gleich. Seines Hauses Größe, Glanz und Ruhm erlagen den übermächt'gen Feinden; denn tödlich haßten die beiden Häuser sich und meines edlen Tommaso hohe Gaben, sie waren machtlos gegen jener Übermacht.

Carlo (in großer Erregung): Tommaso sagt Ihr? ein Feind der Salimbeni? und sein anderer Name?

Andrea: Tommaso Montanini hieß er. Kennt Ihr ihn vielleicht? O sagt, wo lebt er? Wo kann ich ihn finden?

Carlo: Ach, er ist tot.

Andrea: Tot, sagt Ihr? O mein Tommaso, bist auch du dahin? Weh mir!

Carlo (für sich): Wie zieht sein Schmerz mich zu ihm hin.

Andrea (hat sich das Gesicht verhüllt, dann läßt er den Mantel fallen): Und war er nie vermählt? Lebt ihm kein Sohn?

Carlo: Ihr seht ihn hier, seht Carlo Montanini.

Andrea: Ist's möglich? Du, meines Tommaso Sohn?

Carlo: So ist's. Der letzte Sprosse eines edlen Stammes, der Eltern beraubt, die der Gram getötet; aus meines Hauses fürstlich reicher Pracht herabgesunken in die tiefste Armut und in der Jugendkräfte Fülle hoffnungslos — und dieses alles durch dieselben, die auch Ihr so tödlich haßt.

Andrea: O mein Carlo! Sohn meines Freundes, komme in meine Arme. Du findest einen Vater, ich einen Sohn.

(Sie stehen auf und umarmen sich.)

Andrea: So führte mich der Himmel wohl zurück, ein edles Werk der Rache hier zu übernehmen. Noch bin ich nicht so alt und habe Mut. Der lang verjährte Groll erhebt sich neu, um die an mir, an dir begangne Schuld zu sühnen.

Carlo: Wie meint Ihr das?

Andrea: Ich meine, wir müssen uns verbinden, die Salimbeni stürzen und dich in deiner Ahnherren Besitz wieder einsetzen.

Carlo: Ach, mein Freund, das wird wohl nicht gelingen;

nein, es ist unmöglich. Jene sind zu mächtig. Ich bin arm. Dem Armen bleiben auch Freunde und Verwandte die Unterstützung schuldig. Zudem herrscht überall die Furcht vor dem mächtigen Onorato, dem Onkel des jungen Salimbeni, der jetzt an der Spitze der Partei steht.

Andrea: Nun, laß mich nur machen! Ich lernte manches in der weiten Welt, auch Überredungskunst; bin auch nicht ohne Mittel und nicht soll mich's gereuen, für diesen Zweck, was ich besitze, zu verwenden.

Carlo: Und dann — ich möchte auch nicht gerne mein Siena neuen Kämpfen aussetzen.

Andrea: O! wenn wir es recht anfangen, so geht's ohne Kampf. Wir bilden erst im geheimen uns die Partei und wenn sie stark genug, entscheidet vielleicht ein einziger Tag zu unsern Gunsten.

Carlo: Ihr seid der erfahrene Mann und gern werd' ich mich von Euch leiten lassen, versteht sich, in allem, was nicht gegen Ehr und Recht verstößt.

Andrea: Da sei nun ruhig, werde ich vom Sohne meines Tommaso Unehrenhaftes verlangen? Auch sollst du noch gar nicht zu handeln brauchen, ich will alles vorbereiten. Nur mußt du mir die Leute nennen, bei denen ich sogleich Anklang fände, die im geheim schon jener Feinde sind; auch wär' es gut, wenn du mir ein Geschriebenes gäbest, durch das ich gleich den Eingang zu ihnen fände.

Carlo: Wie sollte das wohl lauten?

Andrea (zieht ein Täfelchen und einen Stift hervor und legt sie vor Carlo hin): Hier schreibe: den ich Euch sende, ist mein Freund, ich billige alles, was er Euch vorschlägt, und dann deinen Namen.

Carlo (ergreift den Stift, hält plötzlich inne und sieht Andrea an) Doch kann ich Euch auch wirklich ganz vertraun?

Andrea (lächelt und wiegt den Kopf, wie gutmütig zürnend): Nun, wenn du zweifelst, wenn du mir nicht glaubst, wenn dir der Mut gebricht zu kühnem Wagen — tu's nicht, tu's ja nicht. Hm! Da war Tommaso anders.

Carlo: O nein! in mir schlägt meines Vaters Herz; ich sehne mich nach edlen, kühnen Taten.

Andrea: Ja, so erkenn' ich dich; ja, du bist mein Tommaso und deines Glückes Stern geht leuchtend auf.

Carlo: Und meine Schwester, meine Angela! (er schreibt rasch und reicht dem Andrea das Täfelchen) für sie, für dieses Kleinod meiner Seele, viel mehr wie für mich selbst, möcht' ich es wagen.

Andrea: Ich muß sie kennen, des Tommaso Kind! Doch nun leb wohl, ich will mich allsogleich ans Werk begeben. In wenig Tagen sollst du von mir hören, wie nah ich schon dem Ziele bin gerückt. Ich gehe froh; ich lebe nun für dich, für dein Geschick.

Carlo (reicht ihm die Hand): Mein gût'ger Freund, lebt wohl und möge alles, was Ihr tut, gelingen.

(Andrea ab.)

Ach, wie das Herz mir klopft in heftiger Erregung! wär's möglich, wendete sich mein Geschick zum Guten! So senden Himmelsmächte oft uns Rettung, wenn wir's am wenigsten gedacht, und froh schon breitet die Hoffnung ihre Flügel aus, um wie ein junger Aar der Sonne einer schönern Zukunft zuzufliegen.

# Dritter Aufzug

## Erster Auftritt

(Die Vorhalle von Pietros Haus, Andrea allein.)

Andrea (unruhig auf und ab gehend): 's ist doch ein sonderbares Ding mit dem Gewissen. Hab ich doch keine Ruhe, seit ich gestern dem jungen Montanini die Komödie vorgespielt, die ihn ins Elend lockt. Mich dauert der junge Mann, er flößt mir Neigung ein! Ich wollte, ich hätt' es nicht getan! Nun ist's zu spät. In aller Frühe rannte Pietro zu dem Maculli, in solcher Eile, als stände die Stadt

in Flammen und als wütete schon Empörung in allen Gassen. Ich bin überzeugt, er hat es mit solchen Farben ausgemalt, daß die hochwürdigen Väter dieser Stadt in ihrer Haut sich nicht mehr sicher fühlen. Verdammt, es läßt mir keine Ruh, daß ich's getan — doch falsch schwören — nein, das tu ich nicht — so weit belast' ich mein Gewissen nicht (er schaut nach der Zypressengruppe im Hintergrund). Ha, was seh' ich, dort haben Sbirren schon das Haus der Montanini umstellt — so führt man ihn schon als Gefangenen fort? — Wahrhaftig — nein, das ist doch gar zu schnell. Der Pietro ist im Grunde doch ein Schurke! Der arme junge Mann, so ganz unschuldig — ha, (er schlägt sich vor den Kopf) was fällt mir ein! Aus dieser Schlinge kann er sich ja retten; er braucht ja nur dem Pietro das Gütchen zu überlassen und die Schwester noch obenein, so macht der schlaue Vetter die Sache wieder gut und sein Leben wird gerettet. Ich will doch eilig hin und sehen, ob ich ihm nicht in irgendeiner Weise den guten Rat kann zukommen lassen. Ich selbst darf mich vor ihm, ging's auch, nicht sehen lassen, das hat der Pietro mir streng untersagt.

(Ab.)

## Zweiter Auftritt

(Ratszimmer im Palazzo pubblico. Ein Tisch in der Mitte des Raumes, um den neun Sitze aufgestellt sind. Onorato und Pietro kommen im Gespräch.)

Onorato: Die Sache ist von größter Wichtigkeit, mein lieber Messer Pietro, und der Beweis, den Ihr bringt auf diesem Täfelchen, von Carlo Montanini unterschrieben, wiegt schwer genug. Ihr sagt, daß Euer Vetter aus des Montanini eigenem Mund vernahm, daß er das Regiment der Salimbeni um jeden Preis zu stürzen willens ist. Und daß er diese Tafel jenem gab, um mit seinem Wort zu der Verschwörung aufzufordern, und seiner Mutter Sippe nannte er als zugänglich?

Pietro: So ist's, mein hoher Gönner! Ihr wißt, wie mir das Wohl der Stadt am Herzen liegt, das nur gedeihen

kann, wenn Ihr es leitet. Wie wacht' ich da nun nicht, daß keine Gefahr den edlen Anhängern Eures Hauses drohe? Jener junge Montanini, glaubt mir, ist gefährlich; ein trotziger, hochfahrender Charakter, der sich besser dünkt als Ihr und sich an Eure Stelle möchte setzen. Und hätt' ich nicht beizeiten es entdeckt, wer weiß, wie weit es noch gekommen wäre!

Onorato: Ja, ja, Ihr habt Euch meinen Dank verdient. Doch sieh, da kommen schon die Richter und der Gefangene harrt auch schon des Verhörs.

## Dritter Auftritt

(Die Vorigen und die sieben anderen Mitglieder des Rats. Die Eintretenden begrüßen sich mit Onorato und Pietro und alle nehmen ihre Sitze am Tische ein.)

Onorato: Ich ließ Euch versammeln, Väter dieser Stadt, um über einen Mann Recht zu sprechen, der gegen den Frieden Sienas und unser Regiment eine gefährliche Verschwörung angezettelt hat. Der Vetter unsers wackeren Carboni, betroffen von den Äußerungen seines wilden Hasses, suchte ihm, um unserer Sicherheit willen, sein Geheimnis zu entlocken und fand den teuflischsten Plan des Aufruhrs. Jener warb ihn an, noch heimlich Mitverschworene zu gewinnen und gab ihm diese Tafel, von ihm selbst beschrieben, um sich zu beglaubigen. (Er reicht die Tafel dem Nächstsitzenden, dieser liest.)

Erster Rat: Carlo Montanini! ist's möglich, dieser Jüngling?

Pietro: Der ärgste Feind des Hauses Salimbeni.

Zweiter Rat: So ist die Schuld erwiesen, zweifellos?

Onorato: Sie liegt am Tage, diese Schrift sagt alles.

Dritter Rat: Da müßte man ihn doch alsbald gefangennehmen lassen, eh' er weiteres Unheil stiften kann.

Onorato: Ich sorgte schon dafür aus Furcht, er könnte gewarnt werden und entfliehen. In seinem Hause ließ ich ihn verhaften, er harrt bereits hier des Verhörs.

Vierter Rat: So laßt ihn ein; doch dünkt mich, wir haben wenig mehr zu fragen. Die Sache ist klar, denn diese Worte, da er zu solchem Zweck sie schrieb, sind schon Beweis genug.

Onorato (zum Gerichtsdiener): Führt den Gefangenen ein.

## Vierter Auftritt

(Die Vorigen. — Carlo zwischen Bewaffneten.)

Onorato: Seid Ihr Carlo Montanini?

Carlo: Ich bin's und möchte wissen, mit welchem Recht man mich aus meines Hauses heiligem Asyl mit roher Gewalt gerissen und hieher geführt?

Onorato: O! sprecht nicht so hochfahrend! Ihr steht hier vor Euren Richtern.

Carlo: Richtern? und wessen angeklagt?

Onorato: Des Hochverrats! Gegen die Republik und ihr Regiment; schmähliche Verschwörung habt Ihr angezettelt.

Carlo (betroffen): Ich? des Hochverrats, sagt Ihr — — und die Beweise?

Pietro (leise zu Onorato): Seht, wie er erschrocken ist, das deutliche Schuldbewußtsein.

Onorato: Hier, ist das Eure Schrift?

(Zeigt ihm die Tafel.)

Carlo: Sie ist's. O Gott! so hab ich einem Betrüger vertraut.

Pietro (zu den andern): Ihr hört's, gestrenge Herren, er verrät sich selbst.

Onorato: Ihr schriebt diese Worte als Beglaubigung, um der Verschwörung Anhänger zu gewinnen.

Carlo: Ich leugn' es nicht. Mit keiner Lüge beflecke ich die stolze Seele; doch war ich es nicht, der davon anfing, der den Plan entwarf.

Onorato: Der andere entwarf ihn nur zum Schein, um

Eure schlimmen Gedanken kennenzulernen. Euer Haß gegen unser Regiment war schon bekannt.

Carlo (verächtlich): So habt Ihr Heuchler und Lügner zu Euern Diensten und solch ein Regiment sollt' ich nicht hassen?

Erster Rat: Ha, nun offenbart sich seine Seele.

Carlo (mit steigender Leidenschaft): Ja, Ihr habt des Lebens Blüte mir geknickt, habt mich um meines Hauses Glanz und Macht gebracht — doch nicht um meines eignen Schicksals willen haß' ich Euch. Machtet Ihr Siena groß und frei und glücklich, ich wollt' Euch segnen. Doch Ihr macht es elend. Ihr erniedrigt es, indem Ihr die Gemeinheit hebt, um es zu beherrschen, und Männer seh' ich unter Euch, die ich verachten muß.

Dritter Rat: Es ist unerhört, so mit uns zu reden! Diese Frechheit!

Carlo (in höchster Aufregung): Nein, sage Freiheit! Ja, die Freiheit des Edlen, die ererbt ich habe von meiner Väter Trefflichkeit, sie ist so eins geworden mit meiner Natur, ist meinem Herzen so teuer, daß ich, um sie nur zu erhalten, selbst das Leben freudig opfre. Und deshalb haß' ich Euch, weil Ihr zu Sklaven die freien Bürger unseres Siena macht.

Onorato: Genug, schweigt nun mit Euren Schmähungen. Ihr seid überführt und Euer Verbrechen hat den Tod verdient. Was sagt Ihr, ehrwürd'ge Väter dieser Stadt?

Alle (einstimmig): den Tod!

Carlo (erschüttert) den Tod? (für sich) O Angela!

Pietro: Ha! nun verläßt ihn doch sein trotz'ger Sinn.

Carlo (sich fassend, wendet sich voll Hoheit zu Pietro): Du irrst, Armseliger; daß du unter meinen Richtern sitzest, gibt mir ein glänzend Zeugnis meiner Unschuld.

Onorato: Ihr seid zum Tod verurteilt, Montanini; geht, bereitet Euch im Kerker vor auf die Vollziehung.

Carlo (wendet sich zu dem Kruzifix, das an der Wand hängt): An dich wende ich mich, du, der auch von falschen Richtern

ungerecht verurteilt wurdest. Du bist ein Richter, den nichts täuschen kann; da mich die Bosheit der Menschen verurteilt, so nehme ich dich zum Zeugen dieser himmelschreienden Ungerechtigkeit. Wenn du kommst, das letzte Gericht zu halten, so wirst du mir ein andres Urteil sprechen.

(Onorato winkt den Gerichtsdienern, sie nehmen Carlo in die Mitte und führen ihn fort).

Erster Rat: Ein gefährlicher Mensch!

Zweiter Rat: Wir tun gut, den zu vernichten.

Dritter Rat: Wir wären nie sicher gewesen, bliebe der am Leben!

Pietro: Hört mich, Ihr Herren, ich möchte doch eins sagen, mich dauert das junge Blut. Wir sind ja mächtig, was kann ein einzelner uns tun? Ich schlage vor, wir geben ihm zehn Tage Frist, die soll er nützen, um ein Strafgeld von tausend Fiorini aufzubringen und um dann allein, von niemand ihm Angehörigen begleitet, über Sienas Grenzen geschafft zu werden auf Nimmerwiederkehr. Zahlt er nach zehn Tagen die Summe nicht, so ist sein Haupt verfallen.

Onorato: Es ehrt Euch, Pietro, diese Menschlichkeit. Was sagt Ihr, Herren?

Erster Rat: Ich denke, wir könnten's wagen.

Zweiter Rat: Ja, mir scheint, wir laufen keinerlei Gefahr dabei.

Dritter Rat: So scheint's auch mir.

Die andern: Auch mir, auch mir.

Onorato: So sei es denn! Geht, zwei von euch, ihm in dem Kerker dieses anzukündigen.

## Fünfter Auftritt

(Straße vor Montaninis Haus. Erminia wartet auf Angela.)

Erminia: Wo nur Angela bleibt? Das arme Kind! Noch einmal wollte sie der Mutter Schwestern und deren Männer, die nicht arm sind, anflehen, die tausend Fiorini für

Carlos Freiheit ihr zu schenken oder nur zu leihen, sie wolle es abverdienen. Das arme Kind, womit? Was kann sie leisten? O Jammer, Jammer, der die Ärmste trifft! War's denn nicht schon genug des Elends, muß ihr nun noch der geliebte Bruder, die einzige Stütze, auch entrissen werden? O Madonna, was läßt du so Arges zu in dieser Welt? Um lumpige tausend Fiorini soll Carlo sterben! Es ist nicht möglich! Gebenedeite Mutter aller Gnaden, hab doch ein Einsehn, laß dich doch erbitten, gib solchen Greuel nicht zu, — ha! Angela!

## Sechster Auftritt

(Erminia. Angela in Schleier gehüllt.)

Angela (wirft sich Erminia in die Arme): Ach, Erminia, ich kehre trostlos heim, mein Flehen war umsonst. Die Vettern und Basen, die mir sonst geneigt, sie wagen nichts aus Furcht vor der Regierung der Mächtigen. Sie fürchten, daß sie dann Carlos Schicksal teilen müssen. O! mein Bruder, mein einz'ger Schutz, mein teurer, lieber Bruder; nun weiß ich keinen Rat mehr. Dieses Gut zu verkaufen, weigert er sich standhaft und ich bin nicht mündig, habe keine Macht. Zehn Tage Frist nur waren ihm gegeben und morgen sind sie um. O, wie entsetzlich! Morgen — stirbt er (sie verhüllt ihr Gesicht.)

(Erminia sieht nach der Seite, von wo sie Menschen kommen sieht.)

Erminia: Mein Herz, mein armes Kind! Dort kommen deine Basen, da sie nicht helfen können, mit dir zu weinen. Komm hinein mit ihnen, es sind gute Herzen, und mit guten Herzen seine Schmerzen teilen ist doch ein Trost.

Angela: Ach, mir hilft es nicht, mir weckt's nur größres Leid. Der große Schmerz erträgt sich nur allein!

Erminia: Komm aber jetzt, aus Achtung vor der Sippe; (für sich) die müssen doch ihr Schutz und Hüter sein, wenn ihr der Bruder stirbt.

Angela: Weh mir, mir bricht's das Herz.

(Die Basen grüßen und nehmen sie in die Mitte und alle gehen ins Haus.)

## Siebenter Auftritt

(Anselmo Salimbeni kommt in einen Mantel gehüllt.)

Anselmo: Mein töricht Herz, wie bring ich's nur zur Ruh? Zehn Tage war ich fort auf Schloß Rocco bei der Mutter und hoffte zu vergessen; doch länger litt mich's dort nicht und kaum heimgekehrt, noch ehe ich irgendwen gesehen, noch irgendwas gehört, treibt's mich schon wieder zu der alten Stelle, wo ich das Engelsantlitz öfter schaute, von dem nun ewig feindliches Geschick mich trennt. Ehr' und Vernunft gebieten mir, mich zu entfernen, und dennoch zieht mich's her mit Allgewalt. Bist du denn mächtiger als alles, Liebe? Mußt' ich darum bisher dir widerstehen und in der Ferne vor den Reizen holder Frauen ungerührt vorübergehen, um in der Heimat die einzige zu finden, die mir wie ein Stern am klaren Himmel meiner Jugend leuchtet und dennoch fern, ach, unerreichbar fern wie Sterne dem Wunsche bleibt? O du süßes Bild, das sich so tief ins Herz mir eingegraben, daß umsonst mein Mannesstolz sich gegen diesen Zauber sträubt, wie soll ich leben ohne deine Nähe? Wie ein Verbrecher schleich' ich her, vermummt und in der Dämmrung, daß nicht etwa einer der Meinen mich auf dieser Spur ertappe und mich an meines Hasses Pflicht gemahne. Ach, hassen sollen, wo man lieben muß, welch hartes, ja unmenschliches Gebot! Hat die Natur zwei Brüste, aus denen sie die Menschheit groß gesäugt, quillt aus der einen Liebe und aus der andern Haß, so hat sie wohl vergessen, mich als Säugling an ihres Hasses Brust zu legen. Ich möchte lieben, segnen, Frieden stiften, mein Siena weise, liebevoll regieren, die blut'gen Händel nimmermehr erneuen und Balsam träufeln in die Wunden, die der Haß hier schlug. Doch meiner Väter Geister seh' ich drohend von ihren Sarkophagen sich erheben; sie

scheinen mir zu sagen: vergiß nicht, welchem Haus du angehörst; seine Ehre stehe dir höher als dein eigen Herz. Und haben sie recht? Hat der Haß oder die Liebe die Welt geschaffen? Kann der Haß auch schaffen? — Nein, er zerstört nur; aber aus der Liebe erblüht das Sein, und liebte Gott nicht, als er sprach: es werde? — — —

Doch halt, was seh' ich? Jenes Hauses Türe öffnet sich und Frauen ganz in Tränen und in Klagen treten heraus. Um Gott, was ist geschehen? Mein Herz erbebt von fürchterlicher Ahnung! Wär's möglich? Traf ein Unglück Angela? Ich muß sie fragen, muß es wissen, was sich dort begeben. (Er tritt etwas beiseite.)

(Die drei Basen Angelas sind aus der Haustüre getreten, haben weinend und jammernd mit Erminia geredet und wollen nun gehen.)

Donna Simonetta: Geh' hinein, Erminia, zu dem armen Kind; wir kehren wieder mit ihr zu weinen, arme, arme Base!

Donna Clelia: Ach, ich bin außer mir, der Jammer ist zu groß!

Erminia: Kehrt bald zurück, gute Frauen und nehmt euch tröstend der Unseligen an! (Sie geht ins Haus und schließt die Tür.)

(Die drei Frauen wollen gehen. Anselmo tritt ihnen entgegen.)

Anselmo: Verzeiht mir, edle Frauen, den gewagten Schritt! Legt's nicht für Frechheit aus, daß ich mich nahe; es ist Mitgefühl bei eurem großen Schmerz. Ich sah euch weinend jenes Haus verlassen; nicht kenne ich, wer es bewohnt, doch jedes Leid hat Anspruch auf der Guten Mitgefühl. Wollt ihr mir sagen, was sich dort begab?

Donna Simonetta: Ihr scheint von edler Art! Und nicht müßige Neugier, scheint's, treibt Euch zu der Frage; so steh' ich gern Euch Rede.

Clelia: Auch ich; es lebt uns dort ein liebes Kind, die traf Entsetzliches.

Anselmo: Was geschah? O, sagt mir's. Kann nicht Hilfe da noch werden?

Simonetta: Das arme Kind hat nur einen Bruder, die beiden sind die letzten Sprossen ihres Hauses. Jetzt ist dieser Bruder im Kerker, angeklagt, gegen die mächtigen Salimbeni eine Verschwörung unternommen zu haben. Sein Urteil lautete auf Tod, doch gab man ihm zehn Tage Frist, mit tausend Fiorini sein Leben loszukaufen. Die Frist ist morgen um; das Lösegeld nicht da und so verfällt sein Haupt dem Beil.

Clelia: O arme Angela!

Beata: Bejammernswertes Kind!

Anselmo: Um tausend Fiorini sagt ihr? Wie? um tausend Fiorini raubt man der Schwester ihren einz'gen Bruder?

Simonetta: So ist's! Habt Dank, o Herr, für Euren Anteil. Wir müssen fort, gehabt Euch wohl!

(Sie gehen ab.)

## Achter Auftritt

Anselmo: O Gott des Himmels! ist das die Gerechtigkeit, die man in Siena übt im Namen meines Hauses? Ein Verbrechen, das den Tod verdient und sich mit tausend Fiorini loskaufen kann? Auf! Anselmo, erwache aus der Träume süßem Reich. Du warst ein Jüngling, werde nun ein Mann, lerne selbst regieren und ein gerechtes Regiment zu führen. Hinter solchem Urteil lauert der Betrug. Der Ohm mißtraut mir, fürchtet meine Milde; drum hielt er mich noch fern von den Geschäften und verschwieg mir wohl auch diesen Fall, da er mich der Schwester wegen zu sehr dabei beteiligt glaubte. Doch das darf nicht sein; du holdes Mädchen, dieses, zum wenigsten, wende ich von deinem Haupt. Den Bruder geb' ich dir zurück; so traurig soll ein altes Haus nicht untergehn, wenn es auch Feinde sind. Und muß ich selbst der Lieb' entsagen, von der mich Pflicht und Ehre trennt, soll sie doch dir, o Jung-

frau, Segen tragen, wenn sie auch nie mein Mund vor dir bekennt. Drum eilig fort zum Schatzmeister der Republik, um Montaninis Freiheit zu erkaufen.

(Ab.)

## Neunter Auftritt

(Im Gefängnis. Carlo an den Händen gefesselt.)

Carlo: Die Zeit ist um und keine Rettung da! Nun weiß ich, Angela hat bei den Verwandten umsonst gefleht. Es sind schwache, gutmütige Menschen, die sich fürchten, daß auch ihnen Übles widerfahre. Will's ihnen nicht verargen; wem das bißchen Leben gar so gewichtig scheint, weil's doch das Gewisse ist und das Ungewisse ein ängstliches Gemüt immer schreckt, der wagt nicht, großmütig zu handeln, wenn es ihm dies liebe Leben kosten könnte.

Eins freut mich doch, daß ich dem Pietro den schlau ersonnenen, höllischen Betrug vereitelt habe; das Gütchen wollt' er sich gewinnen, drum hat er's angelegt, des bin ich sicher. Ich hätte mir mein Leben ja damit erkaufen können, allein dann wäre Angela dem Elend, der tiefsten Armut preisgegeben. Nein, ihr muß es bleiben! Mit der kleinen Mitgift findet sie wohl einen würdigen Mann, der sie zu seiner Hausfrau macht, ihr Gatte und Bruder ist, wenn ich dahin bin! O süße Schwester, es ist hart, von dir zu scheiden, dich einsam in der schlimmen Welt zu lassen. Ha! welche Welt, wo der Schein des Bösen schon hinreicht, um das Gute zu vernichten; wo ich um eines unbedachten, böswillig mir entlockten Worts den Tod muß leiden. Ist's möglich? Hier steh ich in der Jugend Kraft und Fülle, zu kühnen Taten lebt mir Mut im Herzen und die Gedanken schwingen ihre Flügel in diesem Hirn, und morgen — morgen, wär' dies alles Staub? — — Die scharfe Axt, von starker Hand geführt, vernichtete in einem Nu, was Gott erschuf, den wundersamen Bau, der Mensch sich nennt? Da steckt ein Rätsel! Wer mir's lösen könnte!

Nicht schaffen kann der Mensch die Werke Gottes und kann sie doch zerstören? Hat er denn nur zum Bösen Macht? Behielt sich Gott allein die Seligkeit zurück, Schöpfer zu sein? Ich fühle doch in mir eine Kraft, ein kühnes Sehnen zu schöpferischen Taten, zu hohen Werken — ha! des Spottes! Morgen, ein Schlag mit einer Axt — es ist vorbei! — Das Sehnen verstummt, die Kraft vernichtet — oder — wär's nicht vorbei? — Wär's möglich, wie die Priester sagen: es ränge sich aus irdischer Beschränkung die freie Seele los, in kühnem Flug des Weltenraumes Weiten zu durchschweifen und in der Gottheit Lichtmeer einzutauchen?

(Er bleibt eine Zeitlang in Gedanken verloren auf dem Steinsitz, dann hört man die eiserne Tür des Kerkers aufschließen und Carlo fährt auf.)

Carlo: Horch, man kommt! Wohl um mein Todesurteil mir zu bringen! Leb wohl denn, Leben, Seele, sei gefaßt und zeige deinen Henkern keine Schwäche.

(Die Tür geht auf, der Kerkermeister tritt ein.)

Carlo: Kommst du, armer Mann, um dein traurig Amt hier zu erfüllen? Fürchte dich nicht und führe mich zur Richtstatt; mein Schritt wird fest sein und mein Antlitz ruhig, denn keine Freveltat befleckt mein Herz.

Gefängniswärter: Du irrst dich, Montanini! Mir ward soeben Befehl, dich augenblicklich freizulassen! Dein Lösegeld ist bezahlt und du kannst frei und ungehindert nach Haus zurückgehen.

Carlo: Mann, sprichst du wahr?

Gefängniswärter: So wahr, als ich hier vor dir stehe.

Carlo: O Gott, auf den Tod war ich gefaßt, nun soll ich leben? Erst war ich stark, nun macht die Freude mich schwach. Und Angela — dich soll ich wiedersehen? In deiner Liebe soll noch einmal mein düstres Leben sich erhellen?

Gefängniswärter: Kommt, Herr, verlaßt den Ort; denn wer nicht muß, wie möchte der hier verweilen?

Carlo: Ich danke dir, Freund, du warst recht gut zu mir, (Gefängniswärter nimmt ihm die Ketten ab) ha, ich bin frei! Leb wohl, hab' Dank!

Gefängniswärter: Gott geleite dich!

(Beide ab.)

## Zehnter Auftritt

(Im Haus der Montanini wie vorher. Angela tritt aus der Tür rechts, bleibt unschlüssig stehen, geht an den Tisch, blättert in Carlos Schriften, geht wieder unschlüssig davon weg, bricht endlich in verzweifelten Schmerz aus und ringt die Hände.)

Angela: Ach, ich Unselige! Nirgends läßt es mir Ruh. Noch lebt er, diesen Abend, diese Nacht noch; wäre noch zu retten und ich bin machtlos, ein hilflos Weib! Mit jeder Stunde, die entflieht, rückt jene grauenvolle näher, die mir ihn raubt — ihn, meinen teuren Bruder, meinen Carlo! Unglückseliger, was tatest du, um dieses harte Schicksal zu verdienen? Doch was es immer war, unedel war es nicht, des bin ich sicher; deine hohe Seele kann nichts Gemeines tun. Nur den Tyrannen erscheinst du schuldig, denn die Tyrannei haßt freier Seelen unabhängig Tun, und wen sie nicht zum Sklaven machen kann, den tötet sie. Ha! Diese Salimbeni — Fluch ihnen, — nein, ach Gott, auch er ist ja ein Salimbeni — und ihm kann mein Herz nicht fluchen. Weh mir! Zwischen ihn und mich tritt nun auf ewig meines Bruders blutig Bild — und dich Unselige, statt ihm zu zürnen, statt ihn zu verachten, zieht's mit gewaltiger Sehnsucht zu ihm hin? In meinen Träumen, statt um Carlos Schicksal zu verzweifeln, umfängt mich Himmelsglück und Wonne in seinen Armen und an seinem Herzen und dann — (sie schaudert) dann erwach' ich und mit des Tages Helle wird mir's klar: dein Bruder stirbt, und den du liebst, der ist es, der ihn tötet! O wehe über dich, du schuld'ge Schwester!

(Sie bedeckt ihr Gesicht mit den Händen, dann fährt sie, traurig vor sich hinsehend, fort.)

Vor wenig Tagen noch war ich ein glücklich unbesorgtes Kind, das mit den Blumen, mit den Sonnenstrahlen, mit jedem Schmetterling und jedem Vogel die heitre Lust des Daseins dankbar teilte und nun — mit einem Male bin ich alt geworden; aus meinem Herzen ist der Friede entflohen und es lächelt wohl nie wieder mein Mund, wie Glückliche zu lächeln pflegen.

(Sie fährt zusammen und horcht nach der Türe hin.)

Es kommen eil'ge Schritte durch den Flur, mir schaudert, welche Kunde sie mir bringen. (Sie wendet sich von der Türe ab und hält sich am Tisch, um nicht zu fallen. Die Türe links wird aufgerissen, Carlo tritt rasch ein, bleibt stehen und sieht sie in der Dämmerung.)

## Elfter Auftritt

(Carlo, die Vorige.)

Carlo: Angela! (Angela wendet sich um, stößt einen Schrei aus.)

Angela: Carlo? Ist's möglich? Oder ist's ein Traumgesicht?

Carlo: Nein, meine süße, meine einz'ge Schwester; ich bin's, bin frei, bin wieder dein!

Angela: Allmächt'ger Gott! Die Freude tötet mich! (Sie sinkt bewußtlos in seine Arme.)

Carlo: Angela, erwache, ach, süßes Kind, erwache! Misch' nicht des bittern Wehes Tropfen in diesen Freudenkelch (er läßt sie auf die Bank nieder, streichelt ihr Stirn und Hände und kniet neben ihr.) Angela, meine Schwester, hör' doch, sieh deinen Carlo, der dich liebt, der nur für dich sich seiner Freiheit freut.

Angela (schlägt die Augen auf): Carlo? Ist's möglich? Ah! Erzähle mir, wie kamst du frei?

Carlo: Ich weiß es selber nicht; eine unbekannte Hand zahlte meine Schuld und öffnete die Türe meines Kerkers.

Angela: O gewiß, es war der Vettern einer, mein Flehen hat sie doch gerührt und edel ist's, daß sie gewagt es haben.

Carlo: Gleich dank' ich's ihnen, denn Erminia, die mich draußen sah, sie eilte fort, die frohe Kunde hinzubringen.

Angela: Da sind sie schon.

## Zwölfter Auftritt

(Die Vorigen. Simonetta, Clelia, Beata und ihre Männer.)

Simonetta: Wir kommen, lieber Vetter, geliebte Base, Heil und Glück zu wünschen zu Carlos Befreiung.

Clelia: Ja, Heil und Glück!

(Die Frauen umarmen Angela, die Männer drücken Carlo die Hand.)

Carlo: Ich danke euch, ihr werten Männer und ihr lieben Frauen, und sicher danke ich euch auch das Leben und die Freiheit. Ihr, Paolo und Simonetta, habt für mich das Lösegeld gezahlt, ist's nicht so?

(Simonetta zupft verlegen an ihrem Kleid und schweigt. Paolo zögert, dann sagt er:)

Paolo: Nein, Vetter Carlo, ich — ich wollt' es gern, doch — ging es eben nicht.

Carlo: So warst du es, mein Guido? und du, gute Clelia?

Clelia: Ach, werter Vetter — (sie schweigt verlegen und wendet sich ab.)

Guido: Ich — ich war bereit, doch — Clelia fürchtete, es könnte — auch mir die Freiheit — nicht so, Clelia?

Carlo: Schon gut, mein Freund, ja, ich verstehe, es hat's Beata mit ihrem Stefano getan.

Stefano: Ich wollte, doch Beata — —

Beata: Schweig doch, du Memme, nein, du wagtest's nicht.

Carlo: So weiß ich freilich nicht, an wen ich mich mit meinem Danke wenden soll. —

Angela: Ach, teurer Bruder, laß uns glücklich sein, daß es so ist. Es erhörte die Mutter Gottes wohl mein heißes Flehn. Aus welcher Hand uns diese Gabe kommt, sie sei gesegnet!

Simonetta: Verargt's uns nicht. — Wir freun uns eures Glücks. Lebt wohl!

Clelia: Lebt herzlich wohl!
Carlo: Habt Dank!
Angela: Lebt wohl!

(Die Verwandten ab.)

## Dreizehnter Auftritt

(Carlo und Angela allein.)

Carlo: Morgen will ich zum Schatzmeister der Republik; ich muß erfahren, wem ich das hohe Gut der Freiheit danke.

Angela: Tu es, lieber Carlo, es ist so schön, für eine Wohltat danken, wenn Edle sie dem Edlen erweisen. Nur von den Bösen weist man sie zurück. Nun aber komm, daß ich mich deiner freue; ach, welchen Schmerz hab' ich um dich gefühlt!

Carlo: Mein armes Kind, und ich um dich! Um dich allein war mir das Sterben schwer.

Angela: Doch sag' mir eins, mein Carlo, was war's mit der Verschwörung? Hattest du in Wahrheit gegen jene dich verschworen? Du wolltest den Tod des — Salimbeni?

Carlo: Nein, mein holdes Herz, es war ein böser Plan, mich zu verderben. Komm in den Garten; 's ist ein lauer Frühlingsabend, dort erzähl' ich dir das Ganze.

(Sie gehen Arm in Arm hinaus.)

# Vierter Aufzug

## Erster Auftritt

(Das vorige Zimmer der Montanini. Es ist Morgen. Angela kommt mit Blumen in einer Vase, die sie auf Carlos Tisch stellt).

Angela: Nun war ich wieder nach den Trauertagen zum erstenmal bei meinen Blumen, um Carlo diesen Morgengruß zu holen und seinen Tisch so freundlich auszuschmükken, daß er sich wieder froh bei seiner Arbeit fühle. Der

teure Bruder, ach, wenn ich bedenke, daß er mir fast entrissen wäre durch böser Menschen Tücke. O, jauchze doch, mein Herz, schwelg' doch in deinem Glück, daß er dir blieb, daß er gerettet ward. Was willst du denn, du undankbares Herz? Was seufzest du? Was will die böse Träne, die mir ins Auge dringt? Ach, Angela, du bist nicht mehr du selbst; ein stilles Sehnen zieht dich zu dem, was unerreichbar, was ewig fern dir ist und bleiben muß. Weg denn, mein Herz, mit dieser süßen Schwäche, sei stark, sei deiner Väter wert! Horch, Carlo kommt zurück, was hat er wohl erfahren?

## Zweiter Auftritt

(Carlo tritt eilig und aufgeregt ein.)

Angela (ihm entgegen eilend): Mein Bruder, weißt du nun, wie es geschah und wer dein Retter ist, daß wir des Dankes schöne Pflicht gerührten Herzens nun erfüllen können?

Carlo: Ach, Angela, wohl weiß ich's und kaum faß' ich's noch; es wallt mein Blut vor stürmischer Erregung und mir verwirrt's den Sinn!

Angela: Was ist's? Was bringt dich so außer dir? Welch Außerordentliches ist geschehen?

Carlo: Ja, fasse dich; es war unser ärgster Feind, war Anselmo Salimbeni.

Angela: O Gott; was sagst du?

Carlo: Du erbleichst, du wankst?

Angela: Wie soll so Unerwartetes mich nicht erschüttern? Gerad wie dich selbst.

Carlo: Ja, 's ist unerhört, und diese Großmut weckt mir den edlen Stolz der Seele auf. Ich kann und darf ihm das nicht schuldig bleiben; kann nicht an Großmut geringer sein als er.

Angela: Ach, mein Carlo, was kannst du tun? Wir haben nichts zu geben, wir sind zu arm; auch selbst das

kleine Gütchen hier wär' doch zu nichtig für den reichen Mann.

Carlo: Ja, so ist's, doch bleibt bei eins.

Angela: Was meinst du, Carlo?

Carlo: Wir selbst, wir geben uns ihm selbst.

Angela: Wie versteh' ich das?

Carlo: Heut, wenn die Dämmerung herniedersinkt und wir unbemerkt es tun können, gehst du mit mir zu Salimbenis Palast; ich fordere ihn allein zu sehen und übergebe ihm uns zwei; er verfüge über uns.

Angela (erschrocken): Carlo, das ist dein Ernst nicht; kann dein Ernst nicht sein.

Carlo: Es ist mein Ernst; so handelt ein Montanini. Er schenkte mir das Leben, ich darf nicht kleiner sein als er, ich schenk' ihm unser beider Leben.

Angela (flehend): Ach, Carlo, bedenke, was du wagst!

Carlo: Es ist nichts zu bedenken, es gibt nur dieses eine, da wir nichts anderes haben; rasch und ohne Zaudern zahlt der Edle eine edle Schuld; nur zu bedenken, hieße schon die Gabe mindern, hieße kärglich handeln, nicht wie's dem Edelmann geziemt, in stolzen Dankes Fülle.

Angela: Und dienen sollen wir, die Freigebornen, dem fremden Mann?

Carlo: Wir müssen, Schwester, dieses Opfer dem Dank, den Ehre von uns fordert, bringen.

Angela (in immer steigender Aufregung): Carlo, ist's möglich? Das verlangst du von mir?

Carlo: Ja, süße Schwester, beklagenswert ist einmal unser Los. Uns verfolgt das Schicksal, und kaum entronnen tödlicher Gefahr, so zwingt es uns zu neuem, härterm Opfer. Alles nahm mir das Schicksal außer einem Kleinod, des lichter Schein mein Dasein freudenvoll erhellte. Dies Kleinod ist meine Schwester. Stolz versagt' ich sie gemeiner Habsucht, doch der Erbfeind unsres Hauses rettet mir das Leben in unerhörter Großmut — was kann ich andres tun, als ihm mit dem Einzigen, Höchsten zahlen,

das ich besitze? Werd' ich doch ein Bettler und wertlos, wenn ich dieses hingab — aber so erfüllt sich unser schwer Verhängnis — wir büßen für eine unbekannte Schuld, in ferner Zeit von einem unsrer Ahnen wohl begangen.

Angela (wendet sich in heftigem Kampf von ihm ab): Ach, du weißt nicht, was du von mir forderst, (für sich) so vor ihn hintreten, dem meine Seele zufliegt, welch ein Todesschmerz. (Laut) Carlo, ich kann es nicht.

Carlo (in höchster Ekstase): Du mußt, Angela, ja, du mußt. Zum erstenmal im Leben könnt' ich hart mit dir sein, dich zwingen. Doch du tust von selbst, was einer Montanini ziemt.

Angela (mit plötzlichem Entschluß, voll Würde): So sei es denn, doch nur auf diese Art! (Sie greift nach einem Dolch, der an der Wand hängt und steckt ihn in ihr Kleid.) Des Vaters Dolch, dies letzte, teure Gut, ich nehm' es mit mir und so bin ich sicher. Wohl will ich dienen, wenn es sein muß, um ihm — um deinem Retter zu lohnen — doch, — — droht mir Schande, so trifft des Vaters Dolch der Tochter Herz, und meiner Väter würdig werd' ich sterben.

Carlo sinkt ihr zu Füßen): O Angela, erhabene Jungfrau, meine hohe Schwester, wie nenn' ich dich? Ach, glaube mir, dein Carlo folgt dir nach. Mit unserem Leben, so zahlen wir des Dankes schwere Schuld.

## Dritter Auftritt

(Zimmer im Palast der Salimbeni. Anselmo allein.)

Anselmo (hält ein Schreiben in der Hand): Wie ehrt mich das Vertrauen der Katharina, daß sie aus Florenz, ganz bedrängt von Geschäften, mich erwählt hat, um in der Sorge für ihr liebes Siena ihr Stellvertreter zu sein. Sie gedenkt daran, wie ich als Knabe zu ihren Füßen saß und ihren Reden lauschte, als sie auf unsrem Schlosse Rocco bei meiner Mutter weilte. Sie sah es damals wohl, wie mich ihr Wort bewegte, und ich mußte ihr geloben, ein

Friedensbringer einst zu sein in Siena. Nun mahnt sie mich mit diesem Schreiben an das Gelöbnis; wie schreibt sie doch? (Er liest): „Du weißt es, daß alle Kreatur, die in sich Vernunft hat, eher mit Liebe und Güte gewonnen wird als mit anderem, und so ist es besonders mit unseren Sienesen. Ich sehe kein anderes Mittel, sie zum Guten zu führen, als dieses. Wenn Du Dich in Liebe ihrer annimmst, so wirst Du alles von ihnen erreichen. Darum ermahne ich Dich, der Du ein Mann geworden bist, daß Du die Gemüter durch Liebe zum Frieden stimmst. Nimm Dich der Leitung der Geschäfte an. Dein Ohm ist oft zu stolz und hart; sei Du ein milder Freund deiner Mitbürger, zur Ehre des Gekreuzigten und seiner Kirche!"

Ja, Katharina, du sollst mir nicht umsonst vertraut haben. Was ich tun kann, unser Siena zu beglücken, es soll geschehen! Hab ich doch meinen Oheim schon versöhnt, als er mir zürnte, daß ich dem Montanini die Freiheit gab — ach, der Name ruft immer mir das süße Bild hervor. Zu deinen Füßen, fromme Frau von Siena, sah ich das Engelantlitz nahe vor mir, und es traf mich der reine Blick aus ihren Augen. Ach, seit der Zeit kann mein Herz nicht mehr gesunden von einem schmerzlich süßen Weh!

(Ein Diener tritt ein.)

Diener: Herr, draußen steht ein Mann, der begehrt mit dir allein zu sprechen.

Anselmo: Ein Mann? Einer, sagst du? Er ist allein?

Diener: Nein, Herr!

Anselmo: Wer ist mit ihm?

Diener: Es scheint ein Mägdelein, doch birgt ein dichter Schleier ihr Gesicht.

Anselmo: Ein Mägdlein, sagst du? (Für sich) Was bewegt mich's so? Was klopft mein Herz? (Laut) Nannt' er keinen Namen?

Diener: Doch, Herr!

Anselmo: Nun denn, so sprich geschwind.

Diener: Herr, ich trau's mir nicht.

Anselmo: Ums Himmelswillen, sprich; sag' schnell den Namen.

Diener: 's ist ein schlimmer Name, Herr!

Anselmo: Ich bitt' dich, sprich, du wirst mich böse machen.

Diener: Nun denn, er sagte: sage deinem Herrn — doch du, Gebieter, wirst mich's nicht entgelten lassen?

Anselmo: Du folterst mich, sprich, ich vergeb' dir alles.

Diener: Nun denn, er sagte: sage deinem Herrn, Carlo Montanini wünsche ihn zu sprechen und allein.

Anselmo: O meine Ahnung — und ein Mädchen, sagst du, begleitet ihn?

Diener: So ist's, Gebieter; aber dicht verschleiert.

Anselmo (für sich): O Herz, was stürmst du so in meiner Brust? Kaum faß' ich mich und weiß noch, wo ich bin.

Diener: Herr, soll ich sie gehen heißen, wo sie hergekommen? Soll ich der Hunde einen auf sie hetzen?

Anselmo: Tor, was fällt dir ein? Führ' sie herein, mit allen Ehren.

Diener (erstaunt): So?

Anselmo: Fort, fort, und laß es nicht an Achtung fehlen.

(Diener ab.)

## Vierter Auftritt

(Anselmo allein.)

Anselmo: Wär's möglich? Sie bei mir? O, wie mein Herz erbebt bei dem Gedanken. Ich wollte stark sein und den Zauber fliehen, den dieser Jungfrau Anmut auf mich übt, da sie das Schicksal feindlich von mir trennt. Und nun sie mir so unerwartet naht, nun zieht ein süßes Verlangen mich zu ihr hin und Wonne erfüllt mich ganz, als nahe sich das Glück.

## Fünfter Auftritt

(Der Diener öffnet die Tür, Carlo tritt ein, Angela, die tief verschleiert ist, an der Hand führend.)

Carlo (steht einen Augenblick zögernd und seine heftige Bewegung niederkämpfend, dann tritt er vor Anselmo hin): Edler Herr, Ihr seht hier Carlo Montanini und seine Schwester Angela. Euch danke ich das Leben, Euch dankt meine Schwester die Erhaltung ihres Bruders. Unsere Jugend trennte der alte Haß, ererbt von unsern Ahnen; doch wir selbst, wir standen uns nie feindlich gegenüber, und Ihr kanntet uns wohl kaum von Angesicht. So folgtet Ihr der Stimme der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit und rettetet mich von dem unverdienten Tod. Hätte das Geschick nicht so grausam mit unserer Familie verfahren, uns nicht mit solcher Wut verfolgt, so besäßen wir beide wohl jetzt etwas, um uns dankbar zu beweisen. Denn wenn ich auch arm bin, so fließt doch edles Blut in meinen Adern, und die empfangene Gabe nicht erwidern, wär' mir ew'ge Pein. Wir aber haben nichts mehr als uns selbst mit Leib und Seele. Ihr habt sie gerettet, so — seien sie Euer — wir übergeben sie Eurer Großmut — Eurem Mitleid, verfahrt damit wie mit Eurem Eigentum — (Er hält inne, die Stimme wie von innerer Erregung erstickt.)

Anselmo (der ebenfalls in tiefer Bewegung zugehört hat, spricht zaudernd, wie unschlüssig): Ihr überrascht mich durch so seltne Gabe; noch weiß ich mich nicht gleich vor so Unerwartetem zu fassen. Laßt mir Zeit, Euch meinen Entschluß kundzutun. Kehrt heim in Euer Haus, bald sollt Ihr von mir hören.

Carlo (der Angela losgelassen hatte, welche, noch immer verschleiert, seitwärts stand, will sie bei der Hand fassen und sagt): komm, Angela, laß uns denn harren, was er beschließt.

Anselmo (tritt hastig zwischen die beiden und streckt wie abwehrend seine Hand gegen Carlo aus): Nein, Montanini — Eure Schwester — bleibt! Sie sei mir das Unterpfand, daß Euer Wort Ihr haltet, daß Ihr meines Entschlusses willig harren wollt.

Angela (angstvoll): O Carlo! Verlaß mich nicht —

Anselmo (heftig gegen Carlo): Montanini, geht! Ihr gabt Euch freiwillig in meine Hand.

Carlo: Ich tat's, ich bin sein Eigentum; ich muß gehorchen. (Für sich) Weh mir, was tat ich? Jetzt versteh' ich's erst. Ihr Heiligen des Himmels, beschützt mein Kleinod, ich erliege dem grimmen Schmerz. (Er stürzt fort.)

## Sechster Auftritt

(Angela und Anselmo.)

Angela (ruft angstvoll): Carlo! (Wendet sich, wie um dem Bruder zu folgen. Anselmo tritt ihr rasch in den Weg und naht sich ihr.)

Anselmo: Nein, flieht nicht, Angela, laßt diesen neidischen Schleier mir nicht länger den Anblick Eures holden Angesichtes rauben; dieses Angesichts, des süßer Reiz in meinen Träumen selbst mir vorgeschwebt, seit ich zuerst an Eurem Fenster es erblickte. Unsrer Häuser Zwist hielt mich entfernt von Euch, doch nun — Ihr kamt zu mir — Ihr gabt Euch selbst in meine Hand — (er schlägt ihren Schleier zurück) o holdes Wunder der Schönheit! Ja, mit Allgewalt zieht es mich hin zu dir! (Er will sie umfassen.)

(Angela erbebend und totenbleich, preßt die Hände wie zum Schutz auf der Brust zusammen und sieht ihn mit einem flehenden Blicke an.)

Anselmo (bleibt einen Augenblick betroffen und wie von ihrem Blick gebannt, dann geht plötzlich eine Wandlung in ihm vor, er tritt zurück und sagt für sich):

Dieser reine Blick! Er war's, der mein Herz traf, als ich mit ihr zu Füßen der Katharina kniete — nun wird mir alles klar — ja, Katharina, dein Segen werde wahr!

(Er eilt fort.)

## Siebenter Auftritt

(Angela allein.)

Angela: Er geht? Ihr ewigen Himmelsmächte, zu welchem Schicksal werd' ich aufbewahrt? Carlo, grausamer Bruder, zweifachen Tod bereitest du mir! Den, den zu

lieben Seligkeit mir wäre, muß ich mit Beben jetzt mir nahen sehn! Doch eine Rettung gibt's! Wenn die Schuld der Dankbarkeit gesühnt ist, dann kommst du, Freund, (sie greift nach dem Dolch unter ihrem Gewand) du machst mich frei, und freudig darf ich in den seligen Gefilden mich meiner Ahnen Reihen zugesellen. Ach, armer Carlo, du leidest bittrer noch als ich, des bin ich sicher, und du folgst mir nach. So endet unser unglückselig Haus, dem längst der Himmel seine Gunst entzog. Die letzten Sprossen hat in Jugendblüte der Sturm geknickt und über ihren Gräbern herrscht Schweigen — nur der Abendwind, er flüstert manchmal wie ein stilles Seufzen: Carlo und Angela. Doch horch, man kommt (sie schaudert). O heil'ge Jungfrau, stehe du mir bei! Entziehe mich der namenlosen Pein! Erhalt' dein Kind dir unbefleckt und rein!

(Sie zieht sich an die Wand zurück und hüllt sich in den Schleier, doch das Gesicht freilassend.)

## Achter Auftritt

(Angela. Vier vornehme Frauen aus der Nachbarschaft Salimbenis.)

Erste Frau: Messer Anselmo ließ mich bitten, eilig hieher zu kommen, einem edlen Fräulein, die sein Haus beehrt, Gesellschaft zu leisten.

Zweite: Auch mich.

Dritte: Ich erhielt dieselbe Botschaft.

Vierte: Ich komme auch auf solche Bitte her.

Erste: Wo ist sie denn? Ah, sieh dort! (Sie nahen sich Angela, die sich ihnen langsam zuwendet, erkennen sie und weichen betroffen zurück.)

Zweite (flüsternd zu den andern): Bei allen Heiligen, es ist die Montanini.

Dritte: Ist's möglich? Ei, was soll man davon denken? Wie kam die hieher? Übel scheint mir das!

Vierte: Da könnte man wahrhaftig Argwohn schöpfen.

Erste: Nicht doch! Seht dieses holde, bleiche Angesicht, die demutsvolle, züchtig sitt'ge Haltung — nein, was auch

der Grund sei, daß wir hier sie finden, schuldig ist die nicht!

Zweite: Ja, in der Tat, mich rührt das holde Wesen.

Dritte: Sie scheint so tief bewegt, so schmerzerfüllt.

Vierte: Ich getraue mich nicht, sie anzureden; käm' doch Salimbeni, dies Rätsel uns zu lösen. (Sie sehen scheu nach Angela hin, die in peinlicher Ungewißheit dasteht.)

## Neunter Auftritt

(Die Vorigen. Diener mit Fackeln treten ein und stellen sich zu beiden Seiten der Tür auf; dann kommt Anselmo, gefolgt von einer Anzahl Edelleute.)

Anselmo (mit tiefer Bewegung): Ihr, meine teuren Vettern und Verwandten, ihr edle Frauen meiner Nachbarschaft, ich bitte euch mit tiefbewegtem Herzen, ihr wollet mir zulieb willfährig sein und freundlichen Sinnes folgen, wohin ich euch geleite. Ich weiß, ihr seid mir gut und werdet gern mir diese Gunst erweisen. Fragt nicht: wohin, ich gehe euch voran. Auf, Diener! Erhellet uns den Weg. Ihr, werte Frauen, nehmt das Fräulein hier in eure Mitte, ihr Freunde, folgt!

Ein Edelmann: Es sei, wie du es wünschest.

(Anselmo geht voran, ihm folgen die Diener mit Fackeln, die Frauen laden mit stummer Gebärde Angela ein, mit ihnen zu kommen und nehmen sie in die Mitte; die Edelleute schließen den Zug.)

## Zehnter Auftritt

(Das vorige Zimmer in Montaninis Haus. Carlo sitzt am Tisch, das Gesicht in die Hände vergraben.)

Carlo (läßt die Hände vom Gesicht fallen, starrt vor sich hin und spricht mit dumpfer Stimme): Vorbei, vorbei mit jeder schönen Hoffnung, die mich noch kürzlich schmeichelnd wieder suchte, als von des Grabes Rand ein guter Engel, so schien's mir, mich zurück ins Leben führte, zu ihr, der holden, einzig lieben Schwester, die mir das höchste Gut von je gewesen,

und deren süße Liebe die Armut selbst mit Goldglanz überstrahlte — — und nun — durch mich — um meiner Ehre — vielleicht zu Schmach verdammt. (Aufspringend) Weh, ich trag' es nicht — vielleicht in dieser Stunde wühlt des Vaters Dolch in ihrem Herzen! Die Schönheit selber stirbt, wenn Angela sich tötet. Lieb' und Güte entfliehn der Welt, in der sie nicht mehr weilt — und du Unseliger — was zauderst du? Geh ihr voran! (Er nimmt das Schwert des Vaters, das neben dem Dolch gehangen, von der Wand.) Ach, armer Vater, du dachtest nicht, wessen Blut dein Schwert und Dolch einstens vergießen würden!

## Elfter Auftritt

(Carlo mit dem Schwert in der Hand. Erminia stürzt herein.)

Erminia: Herr — Gebieter — es geschieht ein Wunder; Jesu Maria, was erlebe ich!

Carlo: Was willst du mir? Welch eine Schreckenskunde soll ich hören?

Erminia: Schreckenskunde? Ei, beileibe nicht! Gar herrlich sieht es aus, was ich verkünde; es naht ein prächtiger Zug.

Carlo: Ein Zug? Was für ein Zug? (für sich, schaudernd) ach, vielleicht mir ihre Leiche bringend.

Erminia: Viele Fackelträger schreiten voraus, dann kommen edle Frauen und — trügt mein Auge mich nicht — so sehe ich unsre süße Angela in ihrer Mitte. Ich glaubte sie bei ihren Basen, so sagte sie mir, als sie heute ging. Doch ihre Basen sind's nicht, nein, gewiß nicht; viel köstlicher geschmückt sind diese Frauen, und Edelmänner hohen Standes beschließen den Zug. Herr, sie kommen gerad auf das Haus hier zu — ich eile, gebührend ihnen unsre Tür zu öffnen. (Rasch ab.)

Carlo: Um Gottes willen, was bedeutet das?

## Zwölfter Auftritt

(Carlo. Die Fackelträger stellen sich im Hintergrund im Halbkreis auf. Plötzlich große Helle. Aus der Frauen Mitte eilt Angela auf Carlo zu, er läßt das Schwert fallen und schließt sie in seine Arme. Sie bleibt während dem Folgenden ihr Gesicht an seiner Brust verbergend.)

Angela: Mein Bruder!

Carlo: Angela, dich hab' ich wieder? O, der Seligkeit!

(Alle stehen verwundert und erwartungsvoll. Anselmo tritt vor Carlo hin.)

Anselmo (mit Würde und Rührung): Edler Montanini — Ihr kamt zu mir und begehrtet ohne Zeugen mich zu sprechen. Ich komme jetzt zu Euch und bitte, Ihr wollet meine Antwort in Gegenwart von dieser achtbaren Versammlung hören. Schon seit einiger Zeit war ich im tiefsten Herzen getroffen worden von der Schönheit, von der holden Demut Eurer edlen Schwester. Ich fühlte, solch ein Kleinod sei vor allen wert, in reiner Minne geliebt zu werden. Doch verbarg ich dies Empfinden in meiner tiefsten Brust. Uns trennte der jahrelange Zwist und Haß von unsern Häusern. Niemand konnte ahnen, was in mir vorging. Ihr wart der erste, der es erriet. Das Unglück, das Euch traf, der kleine Dienst, den ich Euch leisten konnte, gaben Euch Gelegenheit, meine Empfindung zu erraten. Euer stolzes Herz konnte den Gedanken nicht ertragen, eines Edelmannes Dienst ohne Erwiderung zu lassen. Ihr kamt und gabt Euch mit Eurer Schwester in meine Hand. Ich nehme diese kostbare Gabe von Euch an. Doch meiner unwert wär' es, sie nicht mit wahrem Rechte zu besitzen. Daher frag' ich, in Gegenwart dieser hochachtbaren Zeugen, wollet Ihr Eurer Schwester Hand zum ehelichen Bunde mir gewähren? Und wollt Ihr, edler Carlo, mein Bruder sein und meines Reichtums Fülle mit mir teilen? Wollt Ihr, Carlo?

Carlo (nach kurzer Pause, voll Rührung): Ach, Anselmo, ich finde keine Worte, Euch zu sagen, wie hoch Ihr vor mir steht! Sag' du es ihm, Schwester! Mein einzig Gut, ich geb' es Euch dahin. Ihr seid es wert.

Anselmo (kniet vor Angela nieder): Und was sagt Angela?

(Angela erhebt sich aus Carlos Armen und beugt sich lächelnd zu Anselmo nieder; er erhebt sich, umfängt sie und legt ihr Haupt an seine Brust.)

Anselmo (begeistert): Nun, Katharina, ist dein Segen erfüllt!

Erminia (die sich hinter Angela geschlichen, flüstert ihr zu): Diesmal, mein Herzchen, ist es wirklich nicht der böse Blick gewesen! (Angela reicht ihr lächelnd die Hand, die Erminia küßt.)

Carlo: So versinke denn der alte Haß, der unsere Häuser trennte, tief in die Nacht, aus der der Haß geboren, und wie ein Morgenrot, so steige Friede durch unseren Bund für unser Siena auf.

## Dreizehnter Auftritt

(Die Vorigen. Onorato.)

Onorato: Wo ist hier Carlo Montanini?

Carlo: Ich denk', Ihr kennt mich, Messere Maculli; Ihr saht mich noch vor kurzer Frist, und nicht Euch, nur Eurem edlen Neffen dank' ich's, daß ich jetzt lebend vor Euch stehe.

Onorato: Nun, ich komme, Montanini, verschuldet Unrecht an Euch gutzumachen. Von Eurem Nachbar, Pietro Carboni, war's ein teuflisch angelegter Plan, um niedrer Habgier willen Euch in das Verderben zu stürzen. Ein armer Verwandter, den er dazu gebrauchte, kam, von Reu getrieben, zu mir und bekannte den ganzen Anschlag. Ich untersuchte nun ernstlich frühere Vorgänge, Euer Haus betreffend, und fand, daß dieser Pietro mit Betrug viel Gut der Montanini an sich brachte. Er büßt bereits im Kerker sein Vergehn. Euch aber bring' ich das Besitztum wieder, das Euch mit Recht gehört und biet' Euch meine Hand. Vergebt mein rasches Urteil und nehmt mich auf in die Versöhnung, die, wie ich sehe, Anselmo schon im holdesten Verein besiegelt hat.

Carlo (schlägt in die dargebotne Hand Onoratos ein): Von Herzen gern!

Onorato (lächelnd zu Anselmo, der Hand in Hand mit Angela dasteht): Ei! mein Anselmo, wenn es der Benincasa auch so gut gelingt, den Papst und Florenz friedlich zu versöhnen, wie's hier bei dir gelang, so will ich's loben. Oder tat's am Ende die Heilige nicht, und tat es dieses Antlitz?

(Auf Angela zeigend.)

(Der Vorhang fällt.)

Im gleichen Verlag erschien:

# Malwida von Meysenbug

## Ein Lebensbild zum hundertsten Geburtstag der Idealistin (1916)

von

## Berta Schleicher

Dritte Auflage

Mit 1 Bild

Die Verfasserin des Buches sieht vom Kritischen völlig ab, sie gibt uns eine sehr dankenswerte Zusammenstellung des Lebenslaufes von Malwida, die um so wertvoller ist, als die Verfasserin wenig bekannte Quellen aufgefunden hat. Dieses Buch zum Andenken der edlen Frau ist mit Freuden zu begrüßen, und die vielen Verehrer und Verehrerinnen der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" werden es gern zur Hand nehmen. Berta Schleicher beweist, daß sie Freude, Lust und Teilnahme an den Dingen hat, aber auch Liebe und viel Verständnis für die Idealistin, in deren Schriften sie sich tief versenkt hat. Schlicht und einfach ist die Darstellung, — auch das tut wohl.

Die Frauenbewegung.

Das Buch ist mit Liebe und Klugheit zusammengestellt und wird den Freunden Malwidas eine willkommene Erinnerung sein, andere auf diese Frauenseele hinweisen, in Sonderheit die weibliche Jugend, in deren Herzen sie sich vor allem eine Stätte bauen möchte.

Königsberger Allgemeine Zeitung.

Das Buch zeugt von warmer Liebe und tiefdringendem Verständnis und ergänzt die eigenen Denkwürdigkeiten der ebenso tapferen wie edlen und gütigen Kämpferin bis in ihre unmittelbarste Einwirkung auf die Gegenwart. Viel Neues, auch an Briefen, tritt dabei zutage.

Westermanns Monatshefte.

Im gleichen Verlag erschien:

# Briefe von und an Malwida von Meysenbug

Herausgegeben

von

## Berta Schleicher

Hier rundet sich in lebendigsten Dokumenten das fesselnde Lebensbild einer klugen und gefühlstiefen Frau und mehr noch: eine ganze Zeit steigt unendlich lebendig vor unsern Augen herauf, Deutschland in den 70er, 80er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Es liegt ein großer Reiz darin, in solchen Frauenbriefen zu lesen, in denen sich die Zeit und ihr Geist bewußt und unbewußt spiegeln.

Rheinisch-Westfälische Zeitung.

Wem sich ihr Wesen in ihren Werken und Briefen erschließt, der erfährt nicht nur eine geistige, sondern auch eine gefühlsmäßige Bereicherung seines Lebens. Denn sie war eine jener seltenen Frauen, an die zu denken eine Loslösung von der niederdrückenden Erfahrung bedeutet, daß wir Menschen so selten den Mut finden, unser wahres Inneres zu enthüllen und leider auch so selten Menschen begegnen, die uns dazu anregen, unsere besten Kräfte zu befreien und zu entfalten. Daß sie es vermochte, ist das in ihren Briefen auch den Nachlebenden geoffenbarte Geheimnis echter Liebe.

Neue Badische Landeszeitung.

Es kann in unseren Tagen nichts Wohltuenderes geben, als in dieses ideal gesinnte Frauenleben einmal unterzutauchen und sich dem Zauber ihrer Persönlichkeit hinzugeben, indem man liest, wie unmittelbar und absichtslos sie Zwiesprache hält mit ihren Freunden und zumeist mit geistig bedeutenden und bekannten Menschen. Literar. Echo.

2201526
5788031